





Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler

# DER VERGESSENE KRIEG

Spuren und Traditionen zur  
Schweiz im Ersten Weltkrieg

2014 hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden

# INHALT

Vom Krieg im Frieden. Zur Geschichtskultur des Ersten Weltkriegs in der Schweiz – eine Einleitung — Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler	7
<b>VIELFÄLTIGE ERZÄHLUNGEN IN GESCHICHTSKULTURELLEN SPUREN</b>	<b>25</b>
«Sende dir hier ein Lebenszeichen». Schweizer Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg — Giuliano Bruhin	27
Die Konstruktion nationaler Erinnerung. Die Schweiz in Hanns in der Gands Soldatenliedersammlung — Karoline Oehme-Jüngling	45
Bilder vom Krieg? Der «Pestalozzi-Schüler-Kalender» und der «Zeichenwettbewerb nach Natur» als Bildquellen zum Ersten Weltkrieg — Anna Lehninger	65
Eine unheroische Zeit. Der Erste Weltkrieg in Heften des Schweizer Jugendschriftenwerks (SJW) — Pirmin Meier	81
<b>ZWISCHEN GETEILTER ERINNERUNG UND KOLLEKTIVEM GEDENKEN</b>	<b>97</b>
Authentizität und Geschichtskultur. Soldatische Selbstzeugnisse der «Grenzbesetzung 1914/18» als polyvalente Erinnerungsträger — Christian Koller	99
Das visuelle Gedächtnis. Erinnerungsfotos von der Grenzbesetzung — Dominik Sauerländer	115
Umdeutung und Ausblendung. Entpolitisierung des Engagements von Frauen im Ersten Weltkrieg in Erinnerungsschriften — Elisabeth Joris	133
Verdrängtes Gedenken. Der Erste Weltkrieg in Schweizer Tageszeitungen — David Tréfás	153

«Hier fällt die Schweiz einst oder siegt». Militärische Gedenklanschaften des Ersten Weltkriegs in der Schweiz — Juri Jaquemet, Adrian Wettstein	165
Digitaler Seismograf kollektiven Gedenkens? Die Schweiz, der Erste Weltkrieg und das Internet — Jan Hodel	181
ZURICHTUNG UND VERENGUNG IN DER GESCHICHTSPOLITIK	195
Magistrale Demonstration der nationalen Einigkeit. Politische Reden während des Ersten Weltkriegs — Andreas Kley	197
Politik in Bronze und Stein. Denkmäler für die «Gefallenen» des Ersten Weltkriegs — Konrad J. Kuhn	211
Im patriotischen Dienst. «Füsilier Wipf» als Film der Geistigen Landesverteidigung — Peter Neumann	233
Hierarchisierungen in der Grenzbesetzung. Zivilgesellschaft und Armee im Film «Gilberte de Courgenay» — Béatrice Ziegler	247
HISTORISCHE DEUTUNGEN ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND ÖFFENTLICHKEIT	269
General Wille unter Shitstorm. Niklaus Meienbergs «Wille und Wahn» in der Medien- und Fachöffentlichkeit der 1980er-Jahre — Rudolf Jaun	271
«Friedensinsel» in der «Einigkeitsprobe». Eine Untersuchung von aktuellen Geschichtslehrmitteln zur Schweiz im Ersten Weltkrieg — Michel Schultheiss, Julia Thyroff	291
Vom Schulbuch an der Wand zum emotionalen Erlebnis. Der Erste Weltkrieg in den historischen Museen der Schweiz — Carol Nater Cartier	307
Autorinnen und Autoren	330



# VOM KRIEG IM FRIEDEN. ZUR GESCHICHTSKULTUR DES ERSTEN WELTKRIEGS IN DER SCHWEIZ – EINE EINLEITUNG

In einem alten Holzhaus im Dorfkern von Kippel im Walliser Lötschental steht neben dem Steinofen ein auf den ersten Blick seltsamer Gegenstand: ein schweres Metallstück mit aufgepinselter Widmung «Zur Erinnerung an die Mobilisation. St. Gotthard 1914–1918. Seeberger, Jos. Ign.». Erst bei genauem Hinschauen erkennt man, dass es sich um eine Granatenhülle handelt. Diese wurde offenbar vom (oder vielleicht auch: für den) Soldaten als Erinnerungstück in geschickter, aber einfacher Handarbeit hergestellt. Es hat bis heute überdauert. Für den Soldaten mag das Objekt eine materialisierte Erinnerung an seine Zeit am Gotthard gebildet haben, wo er während mehrerer Jahre Dienst getan hatte. Wurde mit dem Objekt aber auch entbehrungsreichen Stunden im zermürenden Militärdienst, den finanziellen Sorgen und dem dienstbedingten Fehlen im familieneigenen Subsistenz-Landwirtschaftsbetrieb des Bergtals nachträglich Sinn verliehen? Wirkte das Objekt auf der Kommode in der Stube des Wohnhauses auf Männer nachfolgender Generationen? Sollte der Dienst des Vaters und Grossvaters ihnen als Vorbild für die eigene Opferbereitschaft im «Aktivdienst» während des Zweiten Weltkriegs und im Militärdienst während des Kalten Kriegs dienen? Tat er dies vielleicht auch? Mit dem zunehmenden zeitlichen Abstand zum Ersten Weltkrieg verwischte offenbar der konkrete Bezug des Objekts, gleichwohl hat es aber seinen angestammten Platz behalten. So gibt es heute dem gleichermassen irritierten und faszinierten ferienmachenden Historiker Fragen auf: Fragen nach dem Stellenwert dieses fernen Kriegs für die damaligen Menschen, aber auch nach den Bedeutungen dieser Zeit für heutige Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz. Interessiert sie dieses Thema? Und in welchen Zusammenhän-

gen begegnen ihnen Informationen zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg?<sup>1</sup>

Natürlich gibt es die Vorstellung, dass die Schweiz im Ersten Weltkrieg in den Köpfen der schweizerischen Bevölkerung eine Leerstelle sei, während die Frage nach dem Ersten Weltkrieg durchaus Wissen abrufen und aktiviert – etwa zum Giftgaseinsatz, zu Verdun, zum unglücklichen Versailler Friedensvertrag... Dieses Buch thematisiert diesen Weltkrieg als einen in der Schweiz «vergessenen Krieg». Es sucht und präsentiert seine Spuren. Es berichtet über Geschichten zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg. Und es spürt die Traditionen des Erzählens über die Schweiz im Ersten Weltkrieg auf und zeichnet so nach, unter welchen Bedingungen dieses Erzählen stattfand und welche Funktionen es in unterschiedlichen Zeiten erfüllt hat. Dabei lässt das Buch vor allem deutlich werden, wie gross und verwirrend die Schatten des Zweiten Weltkriegs sind, die in der Perspektive nachfolgender Generationen die Geschehnisse davor verdunkelt und verzerrt haben.

Vor 100 Jahren brach ein Krieg aus, an dessen Beginn der schweizerische Bundesrat sofort eine Neutralitätserklärung und die Anordnung der Mobilmachung beschloss und verkündete. Während der dann folgenden vier Jahre blieb die schweizerische Bevölkerung zwar vom Krieg verschont, stand aber dennoch im Bann der Zeichen, Nachrichten und Auswirkungen des Kriegsgeschehens: Männer sammelten sich in ihren militärischen Einheiten und rückten zu ihren Verteidigungsstellungen an der Grenze, aber auch an zahlreichen Orten des Mittellandes ein. Die rund 200 000 Wehrmänner blieben mit unterschiedlicher Dauer mobilisiert oder wurden mehrfach mit mehr oder weniger langen Unterbrüchen eingezogen. Die zahlreichen ausländischen Arbeitskräfte und darunter insbesondere die Männer verliessen mehrheitlich das Land, um in ihre Heimatstaaten zurückzukehren und dort in ihren Armeen zu dienen. Absatzschwierigkeiten und Probleme der Lieferwege einerseits und Kriegsbedarf andererseits führten zu einer Reorganisation in der industriellen Produktion: Verstärkte Arbeit in der Rüstungsgüterproduktion, bei der direkten Versorgung der Truppen, aber auch Arbeitslosigkeit waren Folgen. Die Löhne der Arbeiter und Angestellten blieben aus, sodass Frauen in höherer Masse als davor Ernährerinnen der Familien wurden. Bauernbetriebe profitierten von der schwierigen Situation, indem sie die Nahrungsmittel teuer verkaufen konnten. Gleichzeitig wurde der landwirtschaftliche Anbau

1 — Privat-familiäres Erinnerungsobjekt an den Militärdienst 1914–1918, Haus der Familie Seeberger, Kippel, Lötschental.

2 — Militärpostkarte «Die Friedensinsel Schweiz und ihre Liebestätigkeit». Die Schweiz als Insel im stürmischen Meer, überragt von einem Leuchtturm, der neun Lichtblicke versendet, die nationale Hilfeleistungen symbolisieren.



1



2

schwieriger, weil die Zugtiere häufig fehlten. Bald schon begannen Angehörige fremder Truppen einzeln oder in Gruppen ins Land zu kommen und wurden interniert. Frauenvereine engagierten sich in der Organisation des zivilen Lebens und in der Betreuung der Soldaten. Die Bevölkerung der Grenzregionen stand trotz geschlossenen Grenzen in regem Austausch mit ihren ausländischen Nachbarn und gewann so Eindrücke und erhielt Nachrichten vom Kriegsgeschehen. Presseberichte und die auch in der Schweiz häufig gelesenen Zeitungen aus den Krieg führenden Staaten berichteten von den politischen und militärischen Entwicklungen und vermittelten einen Eindruck von der weltweiten Dimension der Auseinandersetzungen. Als schliesslich nach vier Jahren der Waffenstillstand ausgerufen wurde, hinterliess der Krieg in den verschiedenen Regionen Europas und der Welt sehr unterschiedliche Erfahrungen und Prägungen. In diese Vielfalt fügte sich auch das Erleben der schweizerischen Bevölkerung, das Geschehen in der Schweiz sowohl auf Bundes- wie auf regionaler und lokaler Ebene, der Umgang mit den vielfältigen transnationalen Bezügen während des Kriegs und die individuellen Erinnerungen an das Geschehen ein. Was von diesen Ereignissen und was von den unterschiedlichen Erinnerungen wurde tradiert? Gibt es Spuren der Erinnerung der Angehörigen der Kriegsgeneration(en)? Wie sieht schliesslich die Geschichte aus, die im Verlauf des 20. Jahrhunderts dazu geschrieben worden ist?

Ob spätere Gesellschaften ihren Blick auf bestimmte Ereignisse, auf Entwicklungen und spezifische Verhältnisse früherer Zeiten werfen, hängt nicht davon ab, ob einzelne Erinnerungen erzählbar wären. Entscheidend ist vielmehr, ob Gruppen und Gesellschaften sich in ihrer Suche nach einer kollektiven Identität und in der Notwendigkeit, zukunftsrelevante Entscheidungen zu treffen, von der Erzählung über spezifisches Vergangenes Aufschlüsse, Hilfe, notwendige Auseinandersetzung und Orientierung versprechen. Geschichten erzählen und hören als kulturelle Praxis ist nicht nur lustvoll und unterhaltsam, sondern vor allem eine kommunikative Praxis, die Deutung herstellt und damit eigene und fremde Definition ermöglicht. Handeln Geschichten von Vergangenen, stellen sie Zeitlichkeit her und ermöglichen so eine Deutung von Bezügen zwischen Vergangenen und Gegenwart, zwischen Vergangenen und Zukunft. Damit sind sie Teil der Geschichtskultur einer Gesellschaft, also des gesellschaftlichen Umgangs mit der Vergangenheit.<sup>2</sup>

Die Geschichtskultur wird durch unterschiedlichste Akteure in einer Gesellschaft hervorgebracht, ihre Ausgestaltung, die Aussagen der dabei erzählten Geschichte(n) folgen unterschiedlichsten Zusammenhängen, Interessen, Emotionen, Vermittlungsabsichten. Die Geschichtskultur erfährt die unterschiedlichsten Manifestationen, erscheint in vielfältiger Form und weist eine immer wieder eigene Ästhetik der Darstellung und der Aussage auf. Geschichtskultur repräsentiert indirekt die Fülle des Geschichtsbewusst-

seins der Individuen und ist damit quasi der gesellschaftliche, kommunizierte Gegenpart des individuellen Geschichtsbewusstseins.<sup>3</sup>

Die Vielfalt der geschichtskulturellen Äusserungen in einer Gesellschaft entsteht damit, dass Aussagen und Erzählungen über Historisches in die Gesellschaft eingebracht werden und konkurrierende Deutungen von Vorgängen und Bedeutungen der Vergangenheit für die jeweilige Gegenwart vorgeschlagen und behauptet werden. Die politische Absicht ist dabei nur eine, aber eine wichtige Motivation für solche Geschichtserzählung, diese kann jedoch auch anderen Anliegen untergeordnet sein. Die Postkarte etwa, die der Soldat nach Hause schickte und die den Bezug zwischen seinem Militärdienst und der neutralen Insel Schweiz herstellt, wurde möglicherweise von seiner Mutter aufgehängt, weil sie sich damit ihrem Sohn nahe fühlte. Nach dem Krieg wurde sie nicht mehr abgenommen, vielleicht als Anstoss zur «Erinnerung» an die Zeit, in der sie um ihren Sohn bangte – gleichzeitig senkte sich das Bild, in dem eine Deutung der schweizerischen Geschichte verdichtet ist, in das Bewusstsein seiner Betrachtenden ab. Oder: Filme, die Helden Geschichten erzählen wollen, greifen häufig auf Stoffe der Vergangenheit zurück, ohne dass den Filmmachenden die konkrete historische Aufarbeitung das eigentliche Anliegen wäre. Die vielfältige und unablässige Verwendung von Vergangenem zum Erzählen von Geschichte(n) zeigt nur, dass Geschichte speziell geeignet ist, um zu unterhalten, zu orientieren, sich zu identifizieren, Vorbilder zu gewinnen, Spiele zu stimulieren und vieles andere mehr. Bei dieser Feststellung einer diskursiven Vielfalt bleibt es allerdings bei näherem Hinschauen nicht. Da die Deutung von Vergangenheit eng verbunden ist mit eigener Identität, mit Ausschluss- und Integrationsprozessen und mit der Gestaltung der Zukunft, gab und gibt es geschichtskulturelle Akteure, die sehr absichtsvoll Vergangenes bearbeiten, um daraus Geschichten für die jeweils gegenwärtige Gesellschaft zu entwerfen und so aus derselben ein Kollektiv mit einem gemeinsamen Gedächtnis zu formen.<sup>4</sup> Insbesondere Gruppen, die einen gesellschaftlichen und politischen Gestaltungswillen aufweisen, erzählen Geschichte, um Mitgliedern eine historisch begründete und erklärte Identität anzubieten oder aufzuzwingen, sie so an die eigene Gruppe und ihr Handeln zu binden und Zukunft in ihrem Sinn zu gestalten. Der machtvollste Akteur, der Geschichtspolitik beeinflusst und gestaltet und dabei über vielfältige Methoden und Kanäle verfügt hat, ist der Nationalstaat.<sup>5</sup> Die Nationalgeschichte als Bindeglied zwischen den Bürgerinnen und Bürgern und als Mittel, diese auf die Identifikation mit der Nation einzuschwören, ist nicht nur in der Schweiz mit viel Aufwand konstruiert und vermittelt worden.

Wenn in diesem Buch die Geschichtskultur zur Schweiz im Ersten Weltkrieg Thema ist, dann soll beides Platz finden: Zum einen gehen die Autorinnen und Autoren den Spuren des damaligen Geschehens nach und

ermöglichen so einen direkten Bezug zu jenen Überresten, aus denen die Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg immer wieder konstruiert worden ist. Zum anderen werden die Traditionen des Erzählens über die Schweiz im Ersten Weltkrieg aufgespürt, ihre Inhalte, Absichten und auch Wirkungen in Beispielen dargestellt. Damit wird die Tradition einer Erzählung zur Schweiz im Ersten Weltkrieg illustriert, deren Inhalte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen unterschiedlicher Zeiten in Bruchstücken und Einzelteilen anzutreffen sind.

Mit dem Anliegen, die breite Palette von geschichtskulturellen Bezügen auf die Schweiz im Ersten Weltkrieg während der vergangenen 100 Jahre zu thematisieren, orientieren wir uns an den unterschiedlichen Manifestationen von Geschichtskultur.<sup>6</sup> Damit kommen Ausstellungen, Filme, belletristische Erzeugnisse wie (historische) Romane und Gedichte, Sammlungen und Museen, Musikstücke, Fotografien, Zeichnungen, Schulbücher, Denkmäler, Reden, Gedenkanlässe, Presseberichte und öffentliche Kontroversen, und anderes in den Blick. Diese Breite der verschiedenen Manifestationen von Geschichtskultur bringt die unterschiedlichsten Gattungen von Erzählungen hervor. So gelangen ganz verschiedene Ästhetiken zur Darstellung und formen damit die historische Erzählung. Autorinnen und Autoren nehmen eine solche Manifestation zum Ausgangspunkt ihrer Darstellungen. Die Beiträge machen so die Vielfalt in den Formen des Erzählens und die Eigenheiten dieser Erzählungen deutlich. Diese Fülle ist dennoch unvollständig. Gerade damit werden aber Perspektiven auf zukünftige Forschungen eröffnet, die weitere Differenzierungen in den Manifestationen selbst, aber auch in deren zeitlichen und räumlichen Situierung erlauben und damit unsere Kenntnis zur Geschichte der geschichtskulturellen Bearbeitung des Themas der Schweiz im Ersten Weltkrieg erweitern werden.

In der Vielfalt der Geschichtskultur wird den Erzählungen der Personen, die selbst die Jahre des Erzählten erlebt haben, häufig eine besondere Stellung eingeräumt. Ihre Erzählungen basieren, wenn auch in unklarer Weise, auf Erfahrung, und daraus wird eine besondere Gültigkeit, ja «Richtigkeit» abgeleitet. In diesem Buch gehen wir davon aus, dass die Erzählung von «Erinnerungen» zwar eine hohe Attraktivität besitzt, diese aber nicht in ihrer historischen Verlässlichkeit zu suchen ist. Denn gestützt auf die Erkenntnis, dass «Erinnerung» in einem komplexen Verhältnis zum Vergessen und zum Umbau von Überresten des Erfahrenen steht, fassen wir «Erinnerungen» als eine weitere Manifestation der Geschichtskultur. Als solche besitzen sie zwar ihre Besonderheiten, sind aber wie andere Manifestationen primär das Produkt einer neuen Konstruktion, die zum jeweiligen Zeitpunkt in einem Kommunikationszusammenhang über eine Erzählung Identität bewirkt und die Positionierung der oder des Erzählenden in der aktuellen Gesellschaft zum

Ziel hat. Wir plädieren deshalb dafür, auch in den «Erinnerungen» konstruierende Tradierungen zu sehen, deren Rückbezug auf die Zeit des Erzählten – hier also auf die Zeit des Ersten Weltkriegs – kaum und höchst ungesicherte Auskünfte über das Vergangene ermöglicht. Die besondere Aussagekraft und ihren besonderen Charme hat die erzählte «Erinnerung» deshalb, weil sich in der Person des Erzählenden der Prozess unmittelbar abspielt, in welchem sich im Rückgriff auf Vergangenes kommunikative Integration in jeweils aktuelle Gegenwart zeigt. Oder anders formuliert: Der Konstruktionsprozess nimmt Bezug auf den vorgeformten Diskursstrom, sodass sich also Identität nur in Bezug auf die Gesellschaft herstellen lässt. «Erinnerung» als mündliche Erzählung und als eigentliche «Erinnerungsliteratur» ist damit nicht den Spuren der Kriegsvergangenheit zuzurechnen, sondern als eine Form der Tradierung von Geschichte zu verstehen.<sup>7</sup>

Eine solche Perspektive auf die erzählte und tradierte Vergangenheit, auf die Geschichtskultur zur Schweiz im Ersten Weltkrieg also, ist bisher noch nie verfolgt worden. International haben sich derartige Forschungsfragen seit den bahnbrechenden Arbeiten von Jay Winter aber längst einen Platz geschaffen. Jay Winter legte vor 20 Jahren eine Publikation vor, in der er die Trauer und das Gedenken an die Toten des Ersten Weltkriegs ins Zentrum rückt – und damit also eine sehr spezifische Form des Umgangs mit Vergangenheit – und diese kulturgeschichtliche Untersuchung transnational und zugleich vergleichend anlegt.<sup>8</sup> In *Remembering War* verfasste Winter dann ein Werk, mit dem das vorliegende Buch für den Untersuchungsraum Schweiz Gemeinsamkeiten aufweist: Nicht nur das Gedenken an die Toten ist Gegenstand, sondern die breite Nutzung der Kriegsvergangenheit und ihrer Bewältigung in der internationalen Geschichtskultur kommt hier in den Blick, wobei Winter eher vom *impact* des Geschehens spricht als von der Nutzung desselben.<sup>9</sup> 2008 dann veröffentlichten Barbara Korte, Sylvia Paletschek und Wolfgang Hochbruck eine wichtige Publikation für den deutschen Sprachraum.<sup>10</sup> Dass eine Studie für die Schweiz erst weitere sechs Jahre später vorgelegt wird, erstaunt wenig, wenn man bedenkt, wie selten der Erste Weltkrieg geschichtswissenschaftlich für die Schweiz erforscht wurde und als wie dominant sich dabei das aus den 1920er-Jahren stammende einfache Narrativ erwiesen hat.<sup>11</sup> Dieses hat die eigenständige Untersuchung der Gesellschaft im Krieg und dessen Folgen hinter der Interpretation als Vorgeschichte für die Schweiz im Zweiten Weltkrieg verschwinden lassen.<sup>12</sup> Zwar sind vereinzelt Versuche vorgenommen worden, die Präsenz dieses Kriegs in der späteren Zeit zu thematisieren, diese sind jedoch nie systematisch und gesamtschweizerisch vertieft worden.<sup>13</sup>

So stellt die Geschichtskultur des Ersten Weltkriegs in der Schweiz eine Unbekannte dar, und deren Erforschung in diesem Buch hat Neuigkeits-

wert, weil sie über die Vermittlung der Einzeldarstellungen ein erstes Bild des gesellschaftlichen Umgangs mit der Schweiz im Ersten Weltkrieg im darauf folgenden 20. Jahrhundert zeigt. Aus den historischen Einordnungen dieser geschichtskulturellen Einzeluntersuchungen können erste Aussagen gewonnen werden zu den Charakteristiken dieser themenspezifischen Geschichtskultur und zu den Veränderungen derselben über die Zeit hinweg. Aussagen dazu, in welcher Weise und mit welcher Absicht die Thematik in welcher Zeit wie gedeutet worden ist, ermöglichen Rückschlüsse darauf, welche geschichtskulturellen Akteure den Diskurs deutlich beeinflusst haben und mit welchen Zielsetzungen und mit welchen Wirkungen ihnen diese Beeinflussung gelungen ist.

So erlaubt ein chronologischer Blick auf die in diesem Buch versammelten Phänomene Aussagen zum Verlauf dieser Thematisierung. Das so entwickelte Phasenmodell ist dabei wohlgermerkt nicht als abschliessende Aussage zu verstehen, es ermöglicht aber als heuristisches Modell Einsicht in die Konjunkturen der Thematisierungen und damit in die Funktionalisierung des «Erinnerns» an den Ersten Weltkrieg in der Schweiz. Erkennbar wird eine erste Periode der relativen Offenheit, in der der Weltkrieg milieu- und damit auch sozialspezifisch erzählt und erinnert wurde. Diese Phase begann direkt nach dem Krieg und zog sich bis in die beginnenden 1930er-Jahre. Zwar entstanden – so lassen die zu dieser Phase präsentierten exemplarischen Quellenstudien vermuten – auf der bürgerlich-«vaterländischen» Seite bereits die auf militärische Landesverteidigung und eine hierarchisierte Gesellschaftsordnung gerichteten Erzählungen, daneben existierten aber offenbar auch gegenläufige und kritische Erzählungen, einerseits bei der Arbeiterbewegung, was angesichts des Landesstreiks kaum verwundert, andererseits aber auch im katholisch-konservativen Milieu.<sup>14</sup> Eine zentrale zweite Phase stellen die Jahre der Geistigen Landesverteidigung dar, in der dieses bisher offene geschichtskulturelle Feld verdichtet und verengt wird.<sup>15</sup> Diese Verengung und politische Indienstnahme von Erinnerung an und Erzählung über die Kriegsjahre beginnt ab 1933 und endet frühestens in den 1960er-Jahren.<sup>16</sup> Die Phase war geprägt von einer Überlagerung des Ersten Weltkriegs: Die Erinnerungen an und die Geschichten über die Kriegsjahre wurden für politische Ziele im Zweiten Weltkrieg oder im daran anschliessenden innenpolitischen Kalten Krieg funktionalisiert. Die lange Dauer dieser verengten geschichtskulturellen Erzählung erklärt sich aus der Stabilität der dominierenden innenpolitischen Kräfteverhältnisse. Für die dritte Phase, die Jahre ab 1970, werden die Aussagen komplexer, und es lassen sich bisher nur Einzelbefunde bezeichnen, die sich erst durch weitere Forschungen in ein Gesamtbild fügen werden: Sichtbar wird jedenfalls, dass die in der zweiten Phase machtvoll geschaffenen Diskurse der patriotisch gerichteten Geschichtskultur anschlussfähig

bleiben, wenn sie nun auch von der Bevölkerung nicht mehr in der gleichen Breite geteilt werden, wie dies vorher der Fall gewesen war. Dass in dieser dritten Periode der vorher bestehende Konsens in der Thematisierung des Ersten Weltkriegs definitiv aufgebrochen ist, zeigt sich am Zusammenprall konkurrierender Deutungen über die Schweiz im Ersten Weltkrieg, wie dies zum Beispiel bei den Perspektiven auf General Ulrich Wille der Fall war. Gegenwärtig befinden wir uns wohl in einer vierten Phase, in der ein eigentlicher «Hype» um das Gedenken an den Krieg sowohl die interessierte Öffentlichkeit wie auch die forschende Geschichtswissenschaft prägt. Dieser hängt stark mit der politischen Dringlichkeit zusammen, für die Schweiz einen Platz in einer transnationalen Diskussion zu finden. Da dabei dem Gedenken an den Ersten Weltkrieg gerade in einer europäischen Perspektive zentrale Bedeutung zukommt, wird die Frage entscheidend sein, ob dieses offen und anschlussfähig ist für Tradierungen «Neutraler», die formell zwar nicht am Krieg beteiligt, aber gleichwohl eng damit verbunden waren.

Das vorliegende Buch ist nach vier unterschiedlichen Funktionsweisen von Geschichtskultur gegliedert. In einem ersten Teil stehen unterschiedliche Manifestationen im Zentrum, an denen sich starke Erinnerungselemente festmachen lassen. Die Beiträge im zweiten Teil fokussieren auf das Spannungsverhältnis zwischen Erinnerungsprozessen und kollektivem Gedenken. Im dritten Teil werden Beispiele von geschichtspolitischen Verwendungen des Ersten Weltkriegs präsentiert, wobei deutlich wird, wie absichtsvoll diese Erzählungen in der schweizerischen Gesellschaft wirksam wurden. Im vierten Abschnitt befassen sich die Beiträge mit der Wissenschaft als Teil der Geschichtskultur. Mit dieser Gliederung, die bewusst auf eine chronologische Ordnung verzichtet, aber auch nicht die verschiedenen Medienarten der Quellen strukturierend aufnimmt, liegt der Fokus auf der gesellschaftlichen Nutzung der Spuren und Traditionen des Kriegs in der Schweiz.

Der erste Teil nimmt das Verhältnis der in verschiedenen Spuren auffindbaren Erinnerungen zu ihren geschichtskulturellen Bearbeitungen in den Blick. Giuliano Bruhin zeigt am Beispiel von Schweizer Bildpostkarten, die von den mobilisierten Soldaten zu Tausenden verschickt, aber auch hergestellt wurden, wie kollektive Erinnerung in einem eigentlichen Sinn stets hergestellt wird und welche zentrale Rolle in diesem Prozess Bildbeständen zukommt. Entsprechend sind Schweizer Bildpostkarten auch jene Spuren des Ersten Weltkriegs, die gegenwärtig einige Forschungsaufmerksamkeit erhalten, dabei aber bereits seit langem als Bestandteile eines eigentlichen «Bild-Archivs» im kollektiven Geschichtsbewusstsein stets von neuem aktiviert werden. Dass auch populäres Liedgut, das Karoline Oehme-Jüngling in ihrem Beitrag untersucht, Teil dieses kollektiven Gedächtnisses war und ist, geht massgeblich zurück auf die Sammel- und Vermittlungstätigkeit des

«Soldatensängers» Hanns in der Gand. Deutlich werden hier Ambivalenzen zwischen der Öffnung für kulturelle Vielfalt und transnationale Geschichten und einem sich akzentuierenden abgrenzenden Schweiz-Bild, das die transkulturelle Verortung zahlreicher Lieder zugunsten eines konstruierten Bildes der Schweiz preisgab. Anna Lehninger nimmt mit Kinderzeichnungen bisher kaum beachtete Bildquellen in den Blick und kann zeigen, wie es gerade die im Rahmen des Zeichenwettbewerbs neu eingeführten Möglichkeiten des freien Zeichnens «nach Phantasie» waren, die eine Verarbeitung der Erfahrungen des Ersten Weltkriegs ermöglichten. Allerdings kommt dieser Krieg gleichwohl nur indirekt vor. Dies ist auch der Fall in der Kinder- und Jugendliteratur, die Pirmin Meier am Beispiel der bekannten Texte des «Schweizerischen Jugendschriftenwerks SJW» untersucht. Der Erste Weltkrieg ist hier nur selten Thema, wird allerdings entweder in der Bearbeitung während der Geistigen Landesverteidigung greifbar oder dann über Ersatzerzählungen angesprochen, die im Krieg 1870/71, in den Schlachten der Alten Eidgenossenschaft oder in der humanitären Schweiz gefunden wurden.

Dass die Erfahrungen des Kriegs sich in gruppenspezifischen Erinnerungsprozessen niederschlugen, nimmt der zweite Teil dieses Buchs in den Blick. Er fragt danach, inwieweit die Herstellung einer geteilten Erinnerung und ihre Tradierung innerhalb einer sozialen Gruppe, seien es nun Soldaten von militärischen Einheiten, politisch engagierte Frauen oder Parteien und Bewegungen, Konflikte bezüglich der konstruierten Inhalte und Erzählungen bedingte. Die feststellbaren Vereinheitlichungen, Ausblendungen und Verdrängungsprozesse lassen Fragen nach der Wirkungsmacht kollektiven Gedenkens aufkommen. Zugleich werden hier aber auch die Motivlagen und Mechanismen dafür fassbar, dass der Erste Weltkrieg ein heute vordergründig «vergessener Krieg» ist. Wenn Christian Koller in soldatischen Selbstzeugnissen eine Pluralisierung der Erzählungen über diesen Krieg feststellt, die dann in den 1920er-Jahren abflaut, bis sie von den neuen geschichtspolitischen Zielsetzungen der Geistigen Landesverteidigung mit neuen Interessen aufgeladen wird, dann belegt er damit die Kraft geschichtskultureller Akteure. Die Grenzbesetzung wird dann nämlich in ihrer doppelten Bedeutung als nachträgliche Sinnstiftung und zugleich als gegenwarts- und zukunftsgerichteter Auftrag fassbar. Durch die ab 1939 feststellbare Verdrängung von soldatischen Selbstzeugnissen aus dem Krieg beginnt jener Überlagerungsprozess, der sich bis in die Gegenwart als wirksam erwiesen hat. Ähnlich laufende Prozesse führt uns Dominik Sauerländer am Beispiel von privaten Erinnerungsfotos vor. Deutlich wird hier, wie im Interesse der Formung einer militärfreundlichen Haltung und einer Sinnstiftung für die Entbehrungen des Aktivdienstes Konflikte eingeebnet und als problematisch erfahrene Hierarchien nachträglich ausgeblendet und harmonisiert werden. Auch für die verschiedenen Strö-

mungen der Frauenbewegung, die Elisabeth Joris untersucht, kann konstatiert werden, dass die Anpassung an den gesellschaftlich dominierenden Konsens dazu führte, dass das Engagement der Frauen während des Kriegs im Nachhinein eingeebnet und vor allem entpolitisiert wurde, um es zu entschärfen und anschlussfähig zu machen an die vereinfachende Meistererzählung über die Schweiz im Ersten Weltkrieg. Eben dazu diente auch die von David Tréfàs konstatierte Ausblendung dieses Kriegs in grösseren Schweizer Tageszeitungen. Hier fand der Krieg anlässlich der sich jährenden Jubiläen des Waffenstillstandes während Jahrzehnten kaum statt, was sich auch daraus erklärt, dass er mit dem Generalstreik vom November 1918 zusammenfällt. Dieser sollte nicht thematisiert werden, weil es Befürchtungen gab, dass sinnstiftende Gedenkaktivitäten die Harmonie des politischen Burgfriedens und der Nachkriegskonjunktur stören könnten. Erst in jüngster Zeit lässt sich ein neuer Blick auf die Spuren und Traditionen des Ersten Weltkriegs feststellen. Dieser wird an den von Juri Jaquemet und Adrian Wettstein präsentierten militärischen Gedenklandschaften greifbar. Hier zeigen sich nach Jahren des, teilweise bewussten, Vergessens neue geschichtskulturelle Aktivitäten, die darauf verweisen, dass das Gedenken an den Krieg gegenwärtig stark regionalisiert und zugleich transnational fokussiert wird, dass also die bisher dominierende nationale Erzählung auf dem Rückzug ist. Wie unklar diesbezüglich allerdings die Zukunft aussieht, darauf weist uns Jan Hodel hin, wenn er die Auseinandersetzung mit der Schweiz im Ersten Weltkrieg im Internet in den Blick nimmt. Bisher ist in diesem Medium die Schweiz noch kaum ein Thema, was auf das Potenzial gerade bezüglich eines gesamteuropäischen Gedenkens verweist, indem neben den Erzählungen zu Krieg führenden Mächten auch andere einbezogen würden.

Im dritten Teil stehen geschichtspolitische Verwendungen im Zentrum. Bei allen Beiträgen wird deutlich, wie absichtsvoll, wirkmächtig und zielgerichtet die Erzählung an diesen Krieg in der Schweiz als ein politisch-pädagogisches Projekt der gesellschaftlichen Eliten funktionalisiert wurde. Andreas Kley kann zeigen, wie in offiziellen politischen Reden die Inhalte zugerichtet wurden, um eine einfache Sicht auf jene als während des Kriegs erfolgreich postulierten Bereiche staatlichen Handelns zu erreichen. Die Denkmäler stehen paradigmatisch für die Verkürzung und Perspektivierung der Geschichtskultur zur Schweiz im Ersten Weltkrieg. Konrad J. Kuhn stellt dar, wie Erinnerung und Gedenken nicht nur durch Normen der Pflichterfüllung und Opferbereitschaft überlagert, sondern mit diesem militärisch-religiösen Pathos die Denkmäler auch anschlussfähig blieben für verschiedenste politische Nutzungen bis Ende der 1970er-Jahre. Peter Neumann zeigt am Beispiel des bekannten Films «Füsilier Wipf», dass die Geschichtspolitik im Zweiten Weltkrieg die Erzählung über den Ersten Weltkrieg konsequent auf dann aktu-

elle politische Bedürfnisse bezog. Deutlich wird damit eine funktionale Thematisierung auf die damalige Gegenwartsgesellschaft, indem mit dem Film die patriotische Botschaft einer ländlich-bäuerlichen, sich dem Militärischen unterordnenden Schweiz präsentiert wurde. Dass diese anschlussfähig war und offenbar bis heute ist, darauf verweist nicht zuletzt der andauernde Erfolg dieses Paradefilms der Geistigen Landesverteidigung. Ähnlich nachhaltig wirkte auch der Film «Gilberte de Courgenay», den Béatrice Ziegler hinsichtlich der darin präsentierten gesellschaftlichen Hierarchisierungen untersucht. Feststellbar sind deutlich markierte Normen, die durch die Geistige Landesverteidigung für die schweizerische Gesellschaft verstärkt wurden. Zugleich entwirft der Film damit ein Bild der Schweiz, mit dem das Land sich mit der Abgrenzung von Entscheidungen und Handlungsweisen von Regierung und Armee im Ersten Weltkrieg in positiver Weise definiert.

Im vierten Teil schliesslich stehen Deutungsangebote zu diesem Krieg im Fokus, wie sie sich im Kommunikationsraum zwischen forschender Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit finden. Rudolf Jaun richtet den Blick dabei auf das «Wille-Buch» des Journalisten und Historikers Niklaus Meienberg. Die sich an diesem Fall entzündende Kontroverse verweist auf die Ende der 1980er-Jahre sich weitende Sicht auf den Ersten Weltkrieg. So hatte die seit den 1930er-Jahren dominierende Erzählung gerade bei einer kritischen Öffentlichkeit an Deutungshoheit verloren. Dass dies aber keineswegs bedeutet, dass sich eine offene Sicht generell etabliert hat, zeigen Michel Schultheiss und Julia Thyroff in ihrer Untersuchung aktueller Geschichtslehrmittel. Sie zeigen, wie die Schweiz mehrheitlich nach wie vor als Land dargestellt wird, für das der Krieg allenfalls Folgen hatte, das daran aber keinen Anteil hatte. Insofern erweist sich die über Jahre etablierte Erzählung als äusserst persistent. Dieser Befund trifft auch auf die Museumsausstellungen zu, die Carol Nater Cartier in den Blick nimmt. Allerdings zeigen sich hier zusätzlich auch regionale Fokussierungen, die ein deutungsöffneres Bild der Schweiz im Ersten Weltkrieg zulassen.

Dieses Buch entstand im Rahmen des an verschiedenen Forschungsinstitutionen angesiedelten Projekts «Switzerland and World War I – Scientific Narrative and Traces in Public History».<sup>17</sup> Die damit verbundenen Forschungs- und Publikationsarbeiten sind praktisch ausschliesslich neben und am Rand der sonstigen Aufgaben erfolgt, die wir als Forschende in unseren beruflichen Anstellungen verfolgen. Dass ein solches Forschungs- und Publikationsprojekt möglich war, dafür gilt unser Dank zahlreichen Personen. An erster Stelle bedanken wir uns bei den Autorinnen und Autoren, die mit grossem Engagement und spürbarer Lust ihre pionierhaften Beiträge beigesteuert haben und so dieses Buch entstehen liessen. Auch sie haben den Aufwand für die Beiträge meist in ihrer Freizeit und aus wissenschaftlichem Interesse am

Thema geleistet. Wir bedanken uns aber auch bei Bruno Meier und Madlaina Bundi vom Verlag hier+jetzt, für die es nie einen Zweifel gab, dass das Buch in ihrem Haus erscheinen würde, und die uns mit grossem Wohlwollen und tatkräftiger Unterstützung bei allen Schritten der Produktion dieses Buchs begleitet haben. Schliesslich sei auch denjenigen gedankt, die die Publikation durch ihre finanzielle Unterstützung möglich gemacht haben. Wir bedanken uns beim Robert Schwarzenbach-Fonds für die Unterstützung der Forschungen, bei der Paul Schiller Stiftung, der Emil und Rosa Richterich-Beck Stiftung, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel und der Schweizerischen Nationalspende für Beiträge an die Druckkosten. Sie alle haben dieses Buch ermöglicht, das dazu beitragen möge, die Schweiz im «vergessenen Krieg» als wichtiges kulturgeschichtliches Thema in den Blick zu rücken,<sup>18</sup> zu weiteren Forschungen herauszufordern und eine Debatte über die Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Schweiz anzuregen.

## Anmerkungen

1 Während der Arbeit an diesem Buch beginnt die bevorstehende 100-Jahr-Begehung des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs ihre geschichtswissenschaftlichen und geschichtskulturellen Wirkungen zu zeitigen. Entsprechend sind bereits einige Publikationen erschienen:

Georg Kreis, Schweizer Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg, Baden 2013. Unter dem Titel «1914–1918: Neue Zugänge zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg / Nouvelles approches et perspectives de recherche en Suisse» widmet die Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (63/3, 2013) der Schweiz im Ersten Weltkrieg eine Sondernummer. Zudem präsentiert Georg Kreis, Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918, Zürich 2013, eine neue Erzählung über die Kriegsjahre und ihre gesellschaftliche Bedeutung. Als pionierhafter regionaler Tiefenblick auf die Bedeutung des Kriegs für Stadt und Kanton Zürich liegt vor: Erika Hebeisen, Peter Niederhäuser, Regula Schmid (Hg.), Häuser- und Krisenzeit. Zürich während des Ersten Weltkriegs, (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 81), Zürich 2014. Angekündigt sind zudem Begleitpublikationen zu Ausstellungen: Roman Rossfeld, Thomas Buomerger, Patrick Kury, Beatrice Schumacher (Hg.), 14/18: Die Schweiz und der Grosse Krieg, Baden 2014, sowie Peter Pfrunder, Schöner wär's daheim. Fotopostkarten 1914/18, Zürich 2014.

2 Jörn Rüsen, Strukturen historischer Sinnbildung, in: Jörn Rüsen, Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden (Forum Historisches Lernen), Schwalbach/Ts. 2008, 35–45. Jörn Rüsen, Was ist Geschichts-

kultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken, in: Klaus Füssmann u. a. (Hg.), Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln u. a. 1994, 3–26. Marko Demantowsky, Geschichtskultur und Erinnerungskultur – zwei Konzeptionen des einen Gegenstandes. Historischer Hintergrund und exemplarischer Vergleich, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 33/1 (2005), 7–16. Darin auch weitere frühe Literatur. Wolfgang Hasberg, Erinnerungs- oder Geschichtskultur? Überlegungen zu zwei (un-)vereinbaren Konzeptionen zum Umgang mit Gedächtnis und Geschichte, in: Olaf Hartung (Hg.), Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft, Bielefeld 2006, 32–59. 3 Insbesondere Rüsen hat auf die Dimensionen der Kognition, Politik und Ästhetik der Geschichtskultur und ihrer Manifestationen hingewiesen. Vgl. Jörn Rüsen, Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken, in: ders., Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden (Forum Historisches Lernen), Schwalbach/Ts. 2008, 233–258.

4 Zur Geschichtspolitik vgl. Harald Schmid, Vom publizistischen Kampfbegriff zum Forschungskonzept. Zur Historisierung der Kategorie «Geschichtspolitik», in: Harald Schmid (Hg.), Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis: Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis, Göttingen 2009, 53–75. Zur Schweiz weiterführend: Guy Marchal, Geschichtskultur und Geschichtspolitik, in: Traverse – Zeitschrift für Geschichte 1/2012, 44–59, insbesondere 51f.

5 Die Literatur dazu ist unübersehbar. Hier sei genannt: Wolfgang Kaschuba, Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Kultur-

vergleich, in: Beate Binder, Wolfgang Kaschuba, Peter Niedermüller (Hg.), Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts, Köln 2001, 19–42. Étienne François et al. (Hg.), Nationalstaat und Geschichtsschreibung bzw. Geschichtspolitik. Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich (Moderne europäische Geschichte 3), Göttingen 2013. Die Geschichtspolitik der Schweiz ist insbesondere im Kontext der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg diskutiert worden. Zuletzt: Regula Ludi, Die Historisierung der Erinnerung. Die Bergier-Kommission und ihre Rezeption, in: Traverse – Zeitschrift für Geschichte 1/2013, 275–292.

6 Eine strukturell gleiche Gliederung nahmen schon die Herausgeber eines Bandes zur Geschichtskultur vor: Vadim Oswalt, Hans Jürgen Pandel (Hg.), Geschichtskultur. Die Anwesenheit von Vergangenheit in der Gegenwart (Forum Historisches Lernen), Schwalbach/Ts. 2009. Sie wird in etwa auch das Handbuch für Geschichtskultur (Hg. Hans-Jürgen Pandel) kennzeichnen, das auf 2014 angezeigt worden ist.

7 Vgl. dazu: Béatrice Ziegler, «Erinnert euch!» – Geschichte als Erinnerung und die Wissenschaft, in: Peter Gautschi, Barbara Sommer Häller (Hg.), Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen, Schwalbach/Ts. 2013, 69–89.

8 Jay Winter, Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European cultural history, Cambridge 1995.

9 Jay Winter, Remembering War. The Great War between Memory and History in the Twentieth Century, New Haven und London 2006.

10 Barbara Korte, Sylvia Paetschek, Wolfgang Hochbruck (Hg.), Der Erste Weltkrieg in der

populären Erinnerungskultur, Essen 2008.

11 Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, «Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg», in: *Traverse, Zeitschrift für Geschichte* 3/2011, 123–141, und Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, «La Grande Guerre et la Suisse – Le récit scientifique dominant et la mémoire», in: *Le cartable de Clio*, 2012, Nr. 12, 59–71.

12 Vgl. Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, «Tradierungen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg: Geschichtskulturelle Prägungen der Geschichtswissenschaft und ihre Folgen», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 63/3 (2013), 505–526.

13 Ruedi Brassel-Moser, «Vom offenen Buch zum Helm. Deutungsmacht und Erinnerung am Beispiel des Baselbieter Wehrmannsdenkmals in Liestal», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 51/1 (2001), 1–17; Christian Koller, «Die schweizerische Grenzbesetzung 1914/18 als Erinnerungsort der ‹Geistigen Landesverteidigung›», in: Hermann J. W. Kuprian, Oswald Überegger (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum: Erfahrung, Deutung, Erinnerung. La Grande Guerra nell arco alpino: Esperienze e memoria*, Innsbruck 2006, 441–462.

14 Ein Beispiel für die beobachtbare Offenheit ist das 1921 gemalte Motivbild zum Ersten Weltkrieg in Flühli-Ranft, das kritische Töne zuließ und auch auf Konflikthafes verwies, vgl. dazu Konrad J. Kuhn, «Geschichtskultur als Bildprogramm – Zum Motivbild in Flühli-Ranft», in: Roman Rossfeld, Thomas Buomberger, Patrick Kury, Beatrice Schumacher (Hg.), 14/18: *Die Schweiz und der Grosse Krieg*, Baden 2014. Vgl. auch Guy P. Marchal, *Die alpine Friedensinsel*. Robert Durrers grosses Motivbild im Ranft und der schweizerische Alpenmythos, in: Martin Kör-

ner, François Walter (Hg.), *Quand la montagne aussi a une histoire: Melangés offerts à Jean-François Bergier*, Bern u. a. 1996, 409–426.

15 Wir definieren die Geistige Landesverteidigung zeitlich bereits vor die viel zitierte Kulturbotschaft des Bundesrats 1938 und folgen damit Mooser, der sich an deren zivilgesellschaftlichen Anfängen zu Beginn der 1930er-Jahre orientiert, vgl. Josef Mooser, «Die ‹Geistige Landesverteidigung› in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens in der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), 685–708. Zusätzlich fassen wir die Geistige Landesverteidigung aber weiter, indem wir die weitere Diskursivierung im Kalten Krieg bis in die 1960er-Jahre einschliessen. Vgl. Marco Jorio, «Geistige Landesverteidigung», in: *Historisches Lexikon der Schweiz*, Bd. 5, Basel 2006, 163–165.

16 Vgl. Kuhn/Ziegler, *Tradierungen*, hier 508–514.

17 Dieses entstand ursprünglich aus einem Forschungsseminar am Historischen Seminar der Universität Zürich. Vgl. <http://www.research-projects.uzh.ch/p15785.htm> (besucht 8. Januar 2014). Es konnte dabei auf erste Vorarbeiten eines EU-Comenius-Projektes des Zentrums Politische Bildung und Geschichtsdidaktik der PH FHNW zurückgreifen. Im Rahmen desselben wurde eine erste Bestandesaufnahme von geschichtskulturellen Manifestationen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg vorgenommen. [http://www.europel4-18.eu/preview\\_site/langues.html](http://www.europel4-18.eu/preview_site/langues.html). Gegenwärtig wird an diesem Zentrum ein Schulbuchbeitrag zur Schweiz im Ersten Weltkrieg ausgearbeitet. Zudem verfolgt es gemeinsam mit der Universität Eichstätt (Waltraud Schreiber und Team) das Projekt

«Europäische Identitäten» zur europäischen Geschichtskultur zum Ersten Weltkrieg. Das Projekt fügte sich zudem ideal in den Forschungsschwerpunkt «Historische Kulturanthropologie: Ethnografie, Erinnerung, Geschichtskultur» am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel.

18 Während sich bei Roman Rossfeld, Tobias Straumann (Hg.), *Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg*, Zürich 2008, das Vergessen auf die für die Gesamtbeurteilung äusserst wichtige Dimension der wirtschaftlichen Verflechtung der neutralen Schweiz im Ersten Weltkrieg bezieht, ist in der vorliegenden Publikation mit dem Vergessen die Kriegszeit in der Schweiz insgesamt angesprochen.

## Bildnachweise

---

1 Fotografie: Stella Schenkel, Zürich, 2011.

2 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_0611.







VIELFÄLTIGE  
ERZÄHLUNGEN  
IN GESCHICHTS-  
KULTURELLEN  
SPUREN



# «SENDE DIR HIER EIN LEBENSZEICHEN». SCHWEIZER BILDPOST- KARTEN IM ERSTEN WELTKRIEG

«Erinnerung an die Grenzbesetzung 1914. Lieb Vaterland, magst ruhig sein, deine Söhne wachen.» Es ist der 16. Oktober 1914, als Franz Hoffmann von Neuenburg aus seinen Eltern eine Bildpostkarte mit diesem aufgedruckten Text schickt und darum bittet, sie mögen ihm doch raschestmöglich die Sonntagshosen nachschicken, weil er bald beurlaubt werde. Die Nachricht Franz Hoffmanns erreichte die Eltern in Brienz aus jenem «Aktivdienst», zu dem nach der Mobilmachung der Armee am 1. August 1914 rund 220 000 Wehrmänner<sup>1</sup> aufgeboten worden waren, um das Schweizer Territorium vor möglichen neutralitätsverletzenden Handlungen seitens der Krieg führenden Nachbarstaaten Deutschland, Frankreich und Österreich-Ungarn zu schützen. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs setzte gleichzeitig auch ein reger Versand von Postkarten ein, welche die Kommunikation zwischen den diensttunenden Wehrmännern an der Grenze und ihren Angehörigen zu Hause sicherten. Als schriftliche Zeugnisse geben diese Postkarten einen vielfältigen Eindruck dessen wieder, was die Soldaten an der Grenze erlebten, welche Sorgen sie beschäftigten oder wie sich ihr Dienstag gestaltete. Auf der visuellen Ebene hingegen zeichnen sich die Schweizer Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs durch eine ungeheure Motiv- und Themenvielfalt aus, die bis heute selbst in spezialisierten Sammlerkreisen noch nicht abschliessend erfasst werden konnte. Eine erste Katalogisierung von druckgrafisch reproduzierten Postkarten lässt aber zumindest folgende grob gegliederte Themenkomplexe erahnen: So finden sich Darstellungen von Truppeneinheiten (Infanterie, Artillerie, Fliegertruppen) mit ihren Regiments-, Bataillons- oder Kompaniezugehörigkeiten, gemalte Künstlerkarten mit diversen militärischen Motiven, Illustra-

tionen der Waffengattungen (Kavallerie, Mitrailleure), Karten mit Soldatenliedern oder patriotischen Sujets wie der Wacht an der Grenze, Bilder des Kriegs in allegorisch symbolischer Form mit Helvetia als handelnder Figur, Wohltätigkeitskarten mit Illustrationen der Schweizer Hilfstätigkeit (Verwundetentransporte, Flüchtlingsevakuierung), Bundesfeierkarten zum Zweck diverser Spendensammlungen, Karten mit Porträts der Armeeführung oder aber Weihnachts-, Neujahrs- und Ostergrusskarten sowie nicht zuletzt auch kritisch-ironische Postkarten mit Bezugnahme auf die innenpolitischen Krisen und Affären (Oberstenaffäre/Fall Hoffmann-Grimm) während des Kriegs.<sup>2</sup> Daneben finden sich aber auch unzählige Fotopostkarten, die teilweise von Soldaten selbst als Erinnerung an die Dienstzeit und die Kameraden angefertigt wurden, mehrheitlich jedoch durch professionelle Fotografen entstanden, die die Wehrmänner an ihrem Stationierungsort besuchten oder sie kurz vor dem Einrücken im Studio ablichteten.<sup>3</sup> Derartige Fotopostkarten wurden in der Regel nicht wie Druckgrafiken kommerziell vertrieben, also von einem Verlag in grosser Auflage produziert, weil sie motivisch nur eine sehr begrenzte Käuferschaft ansprachen – nämlich die abgebildeten Soldaten selbst. Insofern handelt es sich bei diesen Fotopostkarten um eigentliche Unikate, die meist auch in Privatbesitz blieben. Auf der anderen Seite gab es aber auch fotografische Motive wie Porträts von Truppenführern, der Generalität oder von Militärparaden, die massenhaft reproduziert und verkauft wurden, weil das Dargestellte von breitem Interesse war. Die Herausgeber von Postkarten – in der Regel Kunstverlage oder Fotografen mit eigenem Studio – richteten sich bei der Wahl ihrer Motive ganz nach dem allgemeinen Geschmack und bewarben ihre Produkte auch dementsprechend. So findet man auf einer Bildpostkarte des Verlages F. Zaugg aus Biel, von dem auch die eingangs erwähnte Postkarte von Franz Hoffmann stammte, rückseitig folgenden Werbetext mit Bilderklärung aufgedruckt:

«Tit.! Anbei gestatte mir, Ihnen höflichst Offerte meiner so beliebten Kriegspostkarte zu unterbreiten. Solch veranschaulicht im Vor-

1 — Das Selbstbild der Schweiz als Friedensinsel und Zufluchtsort für Schutzbedürftige wurde während des Kriegs immer wieder aufgegriffen und in variierender Form auf Postkarten abgedruckt. Obwohl solche Motive keinen Realitätsbezug zum Krieg aufwiesen, weckten sie dennoch eine gewisse patriotische Emotionalität bei der Käuferschaft, die verkaufsfördernd war. Verlag F. Zaugg Biel: Ein furchtbar grausig Schicksal ist der Krieg!, 1914.



1a

Tit.! Anbei gestatte mir, Ihnen höflichst Offerte meiner so beliebten Kriegspostkarte zu unterbreiten.

Solche veranschaulicht im Vordergrund ein Stück unseres lieben Vaterlandes als Friedenshort. Im Hintergrunde unter dem nächtlichen Kriegshimmel die verlassen Schlachtfelder, nichts bleibt übrig als Heldengräber und Ruinen. Das letzte Leben flieht. Der unerbittliche Schnitter Tod hält seine reiche Ernte. Wahrlich, ein furchtbar grausig Schicksal ist der Krieg.

Ich hoffe gerne, dass Sie diese überaus sinnreiche Karte in Verkauf nehmen werden. Der Erfolg wird Ihnen nicht ausbleiben.

Der Preis stellt sich bei 100 Stück	auf	Fr. 6. —
" " " " " 300 "	"	" 5.50
" " " " " 500 "	"	" 5. —
" " " " " 1000 "	"	" 4.80

Indem ich Ihrer gütigen Bestellung gerne entgegen sehe, zeichne mit aller Hochachtung

**F. ZAUGG, Verlag, BIEL**

Verlag: Photographie F. Zaugg, Biel. (Nachdruck verboten.)

1b

dergrund ein Stück unseres lieben Vaterlandes als Friedenshort. Im Hintergrund unter dem nächtlichen Kriegshimmel die verlassenen Schlachtfelder, nichts bleibt übrig als Heldengräber und Ruinen. Das letzte Leben flieht. Der unerbittliche Schnitter Tod hält seine reiche Ernte. Wahrlich, ein furchtbar grausig Schicksal ist der Krieg. Ich hoffe gerne, dass Sie diese überaus sinnreiche Karte in Verkauf nehmen werden. Der Erfolg wird Ihnen nicht ausbleiben: Der Preis stellt sich bei 100 Stück auf Fr. 6.– [...]

Indem ich Ihrer gütigen Bestellungen gerne entgegen sehe, zeichne mit aller Hochachtung F. Zaugg, Verlag, BIEL.»<sup>4</sup>

Wahrlich, der Krieg war ein grausiges Schicksal für die, die er betraf. Für alle anderen, die wie F. Zaugg ein Geschäft damit machen konnten, wurde er aber allein schon durch seine vierjährige Dauer zur Goldgrube. Nicht zuletzt bestätigt dies die Statistik der eidgenössischen Postverwaltung, die für die Kriegsjahre 1914–1918 den sagenhaften Wert von 113 825 000 versandten Briefen und Postkarten aufführt,<sup>5</sup> welche per Feldpost spedierte wurden! Konkret beinhaltet dieser Wert also nur militärische Sendungen von den Truppen an der Grenze zu ihren Angehörigen nach Hause und vice versa. Sendungen per Zivilpost sind darin nicht berücksichtigt, weshalb sich für die fünf Kriegsjahre ein jährlicher Durchschnittswert von 22 Millionen Mitteilungen ergibt, die in der Hauptsache per Postkarte verschickt worden sein dürften. Wenn in der Fachliteratur folglich die Jahre des Ersten Weltkriegs noch zu der goldenen Ära der bebilderten Postkarte gerechnet werden, so ist das in jeder Hinsicht wortwörtlich zu verstehen.

## VOM SCHRIFT- ZUM BILDMEDIUM

---

Die Geschichte der Postkarte ist nicht nur die einer postalischen Invention, sondern ebenso eine Emanzipationsgeschichte des Bildes gegenüber der Schrift. Als man 1869 erstmals die Korrespondenzkarte in den postalischen Verkehr einführte, hatte man rein konzeptuell nicht daran gedacht, eine Kartenseite auch für Bilder zu benutzen. Erkennbar ist dies daran, dass von Amtes wegen vorgeschrieben war, die Kartenvorderseite lediglich für die Anbringung von Adresse und postalisch relevanten Daten wie Wertzeichen und Stempel zu benutzen, während die Rückseite für persönliche Mitteilungen reserviert war.<sup>6</sup> Als nun private Kartenhersteller gegen Ende des Jahrhunderts begannen, die Mitteilungsseiten mit Bildern zu bedrucken, schwand automatisch auch der Platz für schriftliche Nachrichten. Immer mehr wurden Bilder formatfüllend auf die Mitteilungsseiten aufgedruckt, sodass Kartenschreibern keine andere Möglichkeit mehr blieb, als über die Bilder zu schreiben, was dann

notgedrungen zu Verunstaltungen der Postkarte führte. Das Aufkommen neuer Reproduktionstechniken wie des Lichtdrucks und der Bromsilberkarten, mit denen Fotografien direkt, schnell und günstig auf Postkarten übertragen werden konnten, verschärften das Problem nur noch zusätzlich, da unbedruckte Korrespondenzkarten nun höchstens noch in Form der kostenlos abgegebenen Feldpostkarten verschickt wurden. Um hier Abhilfe zu schaffen, wurde 1904 in einem internationalen Abkommen entschieden, die geteilte Adress- und Nachrichtenseite einzuführen sowie die vormalige Rückseite mit Abbildungen zur eigentlichen Hauptseite aufzuwerten.<sup>7</sup> Damit erhielt die Postkarte ihr heutiges Aussehen und letztlich auch die Anerkennung dafür, ein eigenständiges Bildmedium zu sein, das «gar nicht mehr unbedingt verschickt werden muss[te], sondern genauso dazu taugt[e], erworben und gesammelt zu werden [...]»<sup>8</sup>

## FOTOGRAFISCHE POSTKARTEN

---

Die Fotografie hatte einen wesentlichen Einfluss darauf ausgeübt, dass Bildpostkarten um die Jahrhundertwende nicht mehr nur verschickt, sondern auch gesammelt wurden. Gegenüber der Gebrauchsgrafik hatte die Fotografie den Vorteil, nicht nur authentischer, sondern in der Reproduktion auch effizienter und billiger zu sein. Als gängigste Verfahren wurden einerseits der Lichtdruck eingesetzt, bei dem Druckplatten direkt ab einem Fotonegativ erstellt werden konnten, sowie Bromsilberkarten, die als normales Fotopapier im Kontaktverfahren mit einem Negativ belichtet und entwickelt einen fotografischen Abzug des Sujets ergaben. Als Echtfotografien wurden solche Bildpostkarten stark nachgefragt, und durch den niedrigen Preis wurden sie rasch zum Massenartikel. Fast jeder konnte sich nun ein fotografisches Souvenirbild leisten oder sein Porträt an Freunde und Bekannte verschicken. Bromsilberkarten hatten einen universellen Anspruch geweckt, denn sie eigneten sich als vorkonfektionierte Einheiten im Postkartenformat sowohl für kleine Auflagen als auch in Form von «Kilometerpapier»<sup>9</sup> für die industrielle Reproduktion von stark nachgefragten Sujets.

Für Soldaten, die während des Ersten Weltkriegs an der Schweizer Grenze Wache hielten, erfüllten Fotopostkarten mehrere Funktionen. Sie waren Kommunikationsmittel, visuelles Lebenszeichen ebenso wie Erinnerungsbild. In den meisten Fällen fand sich der Verfasser der Karte selbst auf dem Foto wieder, zur Sicherheit angedeutet mit einem Kreuzchen bei Gruppenaufnahmen oder auch nur mit einem zynischen Kommentar wie «kennt euren Neger schon»<sup>10</sup> versehen. Sich im Dienst porträtieren zu lassen, sei es in der Gruppe, beim Marschieren, beim Gefechtsschiessen, im Unterstand oder

in geselliger Runde, war ein dokumentarischer Moment, der individuell inszeniert und geteilt wurde. Die Soldaten nahmen sich die Freiheit, auf ihren Fotopostkarten so aufzutreten, wie sie es vom Standpunkt ihres Militärgrades und der Truppenfunktion für angebracht hielten. Mit ernster Miene und Gewehr im Anschlag, beim gemeinsamen Trunk am Tisch, in stolzer Pose hoch zu Ross, in Feuerstellung hinter dem Geschütz, gemeinsam mit der Wirtstochter in der Soldatenstube oder bei einem inszenierten Gefecht Mann gegen Mann. Oftmals war es allein der militärische Grad, der eine Selbstzensur bewirkte. So präsentierten sich Offiziere meist seriös, stolz und distanziert, während die einfachen Soldaten mehrheitlich in lockerer und zuweilen auch humorvoller Pose vor die Kamera traten.

Die meisten Schweizer Fotopostkarten aus dem Ersten Weltkrieg zeigen die Wehrmänner während ihres Diensts an der Grenze. Seltener wurden Studioaufnahmen angefertigt, da den Soldaten bei einer durchschnittlich geleisteten Dienstzeit von 500 Tagen während der Jahre 1914–1918 kaum noch Raum blieb,<sup>11</sup> in der Freizeit einen Fotografen aufzusuchen. Deshalb kamen diese selbst zu den jeweiligen Stationierungsorten und boten den Wehrmännern dort ihre Dienste an. Einer von ihnen war der deutschstämmige Emil Synnberg (1866–1934), der an der Bruchstrasse Nr.32 in Luzern ein Fotoatelier betrieb. Als angeblich ehemaliger Hoffotograf des Königs von Württemberg und Bayern fertigte Synnberg vor allem Porträtaufnahmen an und vertrieb seine Bilder ab 1900 auch über einen eigenen Postkartenverlag.<sup>12</sup> Während des Ersten Weltkriegs zählten besonders die Luzerner Bataillone zu Synnbergs Kundenkreis. Dort fotografierte er nicht nur für einzelne Soldaten, die ein Andenken an den «Aktivdienst» wünschten, sondern auch im Auftrag des Bataillonskommandos, wenn es darum ging, die Truppen in Aktion festzuhalten, etwa bei Schiessübungen im Feld, bei einer Manöverkritik vor ranghohen Militärs oder beim Bau von Befestigungsanlagen. Soldaten selbst war es untersagt, solche Motive aufzunehmen.<sup>13</sup> Emil Synnberg hatte aber bereits vor dem Krieg damit begonnen, Militäreinheiten während Wiederholungskursen zu fotografieren und die Sujets als Postkartenserien in seinem

2 — Auf den ersten Blick ist kaum zu erkennen, dass die Soldaten hier nicht um ein echtes Geschütz posieren, sondern lediglich um eine von ihnen gestaltete Sonderanfertigung des sonst nur bei den Deutschen unter dem Spitznamen «Dicke Bertha» im Einsatz stehenden 42-cm-Mörser. Anonym: Infanteristen des 48. Zuger Infanteriebataillons posieren mit nachgebautem 42-cm-Mörser «Dicke Bertha», 1914.

3 — In der Armee genossen berittene Truppen ein höheres Ansehen als die Infanterie. Der Besitz eines Pferdes galt als Statussymbol. Entsprechend präsentierten sich die Kavalleristen auf Fotopostkarten des Ersten Weltkriegs auch gerne in stolzer Pose hoch zu Ross. Anonym: Kavallerieoffizier zu Ross, 1914.



2



3

Verlag herauszugeben.<sup>14</sup> Gleiches tat der ebenfalls in Luzern ansässige Emil Goetz, der als Besonderheit in seiner photographischen Kunstanstalt kolorierte Fotopostkarten von den Truppeneinheiten führte. Jean Gaberell aus Thalwil fokussierte sich hingegen als Spezialist für Bergfotografie auf die militärischen Gebirgseinheiten, die er in prächtiger Höhenlandschaft fotografierte. Die Bilder verkaufte er dann als Fotopostkarten über seinen Verlag.<sup>15</sup>

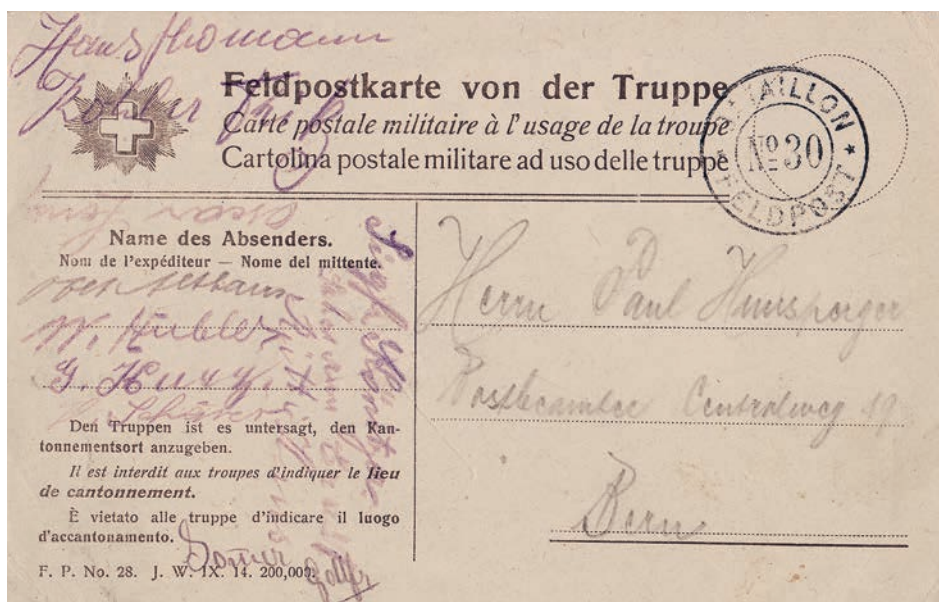
Der Vertrieb von fotografischen Postkarten mit militärischen Motiven war ein lukratives Geschäft geworden, an dem sich viele professionelle Fotografen vor und während des Ersten Weltkriegs beteiligten. Die Kundschaft setzte sich einerseits aus einzelnen Soldaten zusammen, die eine individuelle Fotopostkarte von der Grenzbesetzung in kleiner Auflage wünschten, andererseits aus einem breiteren Publikum, für das die Fotografen allgemeinere Aufnahmen wie etwa von Truppeneinheiten fertigten, die, als Serie angeboten, nicht nur verschickt, sondern auch gesammelt werden konnten. Neben diesen professionellen Fotografen mit Verlagssystem gab es aber immer auch Wehrmänner, die selbst eine portable Kamera besaßen und ihre Aufnahmen aus dem Dienst auf vorkonfektioniertes Fotopapier im Postkartenformat 9×14 cm ausbelichteten. Diese Bilder, in der Regel Gruppenaufnahmen des eigenen Zuges während freizeittlicher Aktivitäten wie Essen, Trinken oder Kartenspielen, wurden entsprechend für die eigene Erinnerung produziert oder für kleines Geld an die Dienstkollegen verkauft. Gemessen an der Quantität, stand hier klar der dokumentarische gegenüber dem wirtschaftlichen Gedanken im Vordergrund. Auf einer ganz anderen Ebene figurieren indes die 5000 als Dokumentation der Aktivdienstzeit angelegten Aufnahmen der *geographisch-archivistischen Sektion* des Armeestabs.<sup>16</sup> Die Aufgabe dieser Sektion wird in der Anleitung für die Stäbe des Aktivdienstes von 1917 beschrieben.

4 — Vor dem Ersten Weltkrieg war es üblich, dass militärische Aktionen wie Schiessübungen oder Manöver von ausgewählten Fotografen begleitet und dokumentiert wurden. Die Motive wurden sodann in Erinnerungsalben zusammengefasst oder als Postkartenserie verkauft. Bei den Aufnahmen handelte es sich meist um gestellte Szenen, bei denen sich die porträtierten Truppen im besten Licht präsentieren konnten. Emil Synnberg: Gefechtsschiessen im Eigental bei Luzern, 1914.

5 — Die offizielle Feldpostkarte der Schweizer Armee, die seit 1889 kostenlos an Wehrmänner im Dienst und deren Angehörige abgegeben wurde, diente der rein schriftlichen Kommunikation. Ihr nüchternes Erscheinungsbild machte sie während der Grenzbesetzung 1914–1918 aber zum Nischenprodukt, das die Soldaten nur dann benutzten, wenn sie keine illustrierte Postkarte zur Hand hatten. Als Folge davon stellte die Militärverwaltung 1919 die kostenlose Abgabe der Feldpostkarte ein. Feldpostkarte von der Truppe (FP No. 28), 1914.



4



5



6

«Die geografisch-archivistische Sektion sammelt und bearbeitet alle wichtigen Angaben über den Kriegsschauplatz, sowie die Materialien für die spätere kriegsgeschichtliche Bearbeitung des Feldzuges. Sie sorgt für die Beschaffung und Verteilung der Karten.<sup>17</sup>»

In Bezug auf die private Fotopostkartenproduktion ist es interessant zu sehen, dass der Staat selbst mit diesem Dienst eine offizielle Dokumentationsstelle betrieb, in deren Auftrag Armeeangehörige Aspekte des Aktivdiensts fotografierten, jedoch nicht primär für einen kommerziellen Zweck, sondern für eine spätere «kriegsgeschichtliche Bearbeitung». Konkret bedeutete dies nichts weiter, als dass auch die Schweizer Armee durch die Fotografie ein bestimmtes Bild ihrer Aktivitäten während der Grenzbesetzung inszenieren wollte, das im geschichtlichen Rückblick dann möglichst positiv ausfallen sollte. Da sich Postkarten als Einzelbilder für eine solche Vermittlung weniger eigneten, entschied man sich für die Herausgabe einer Serie von Erinnerungsheften, in denen man unter Titeln wie «Humor und Gemüt bei unseren Soldaten» oder «Die schönsten Momentbilder aus der Schweizerischen Grenzbesetzung 1914/15» die Fotografien des Armeestabs zu einer thematischen Rundschau der Grenzbesetzung zusammenfasste. Alle Hefte erschienen noch während des Kriegs im Basler Frobenius-Verlag und richteten sich sowohl an ein allgemeines Publikum wie auch an die im Dienst stehenden Soldaten. Eine Erinnerung an eine grosse Zeit sollten diese Blätter und Bilder sein, so der Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg in seinem Vorwort zu einem der Hefte.<sup>18</sup> Aus heutiger Perspektive zeigt sich darin mehr ein idealisiertes Bild der Schweiz im Krieg, so etwa in den prächtigen Bergaufnahmen von Jean Gaberell, bei denen Soldaten auf schneebedeckten Zinnen über die Alpenlandschaft in die Ferne blicken, eine Ansicht ganz so, wie man sie sonst nur auf Postkarten findet.

6 — Für die Schweiz als neutrales Land war es zentral, ihre Mildtätigkeit ins Zentrum von Darstellungen zu rücken. Mit der Helvetia als Verkörperung der nationalen Identität und als Symbol für Friede, Hilfsbereitschaft, Schutz und karitative Zuwendung wurde deshalb gern für Spendensammlungen geworben. Gleichzeitig betonten solche Motive immer auch die Sonderstellung der Schweiz als Friedenshort, den es von den Wehrmännern an der Grenze zu schützen galt. Charles Henri van Muyden: «Heimatlosenzug», Bundesfeierkarte 1915.

## VON OFFIZIELLER SEITE VERAUSGABT: FELDPOSTKARTEN

---

Seit 1889 stellte die Armee den Truppen im Dienst sowie deren Angehörigen Feldpostkarten zur Verfügung, die kostenlos bezogen und versandt werden konnten.<sup>19</sup> Feldpostkarten waren in ihrem Erscheinungsbild sehr nüchtern gehalten. Auf der Vorderseite trugen sie lediglich den Aufdruck für die Adresse des Empfängers und Absenders, die Rückseite war leer und für Nachrichten bestimmt. Die Funktion der Feldpostkarte war auf die schriftliche Kommunikation begrenzt, weshalb überflüssige Elemente wie Bilder von vornherein keinen Platz darauf fanden. Selbst im Ersten Weltkrieg, als die Armee die Herausgabe einer neuen Feldpostkarte (FP No. 28) verfügte, änderte sich nichts an diesem Grundsatz. Wer illustrierte Postkarten versenden wollte, musste sich diese auf eigene Kosten beschaffen. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich bei den Soldaten gleich zu Beginn des Kriegs Ansichtskarten mit Gruss vom Stationierungsort. Da es die militärische Geheimhaltung aber verbot, Truppenstandorte anzugeben, verfügte das Armeekommando den sofortigen Einzug aller Ansichtskarten mit dem Verweis, die neue Feldpostkarte zu benutzen. Bereits im November 1914 wurde der Befehl aber wieder rückgängig gemacht, und die zuvor zurückgehaltenen Karten wurden zugestellt. Es zeigte sich nämlich, dass das Verbot wirkungslos war, auch als man es im Dezember des gleichen Jahres reaktivierte, dann aber aus Resignation 1916 endgültig aufhob.<sup>20</sup> Ebenfalls 1916 stoppte man die kostenlose Abgabe von Feldpostkarten an Angehörige von Wehrmännern im Dienst und ab 1919 zusätzlich an diese selbst. Die Militärverwaltung hatte bei 24,6 Millionen verschickter Feldpostkarten während der Kriegsjahre 1914–1918 hohe Verluste eingefahren und war deshalb nicht mehr bereit, neben der Portofreiheit auch noch für die Papierkosten aufzukommen.<sup>21</sup> Die Erfahrung während der Grenzbesetzung hatte gezeigt, dass Feldpostkarten lediglich als kostenlose Ergänzung zu den bebilderten Postkarten genutzt wurden, über die die Soldaten mit Abstand am häufigsten ihre schriftliche Korrespondenz führten oder ein Lebenszeichen verschickten.

Einen speziellen Fall stellen die offiziellen Bundesfeierkarten dar: Das 1909 gegründete Bundesfeierkomitee hatte sich zum Ziel gesetzt, mit einer jährlichen Spendenaktion Geld für «eine dem nationalen Volkswohl dienende Institution»<sup>22</sup> zu sammeln. Als Mittel zum Zweck wurden in Zusammenarbeit mit der Post jeweils um den 1. August Bundesfeierkarten herausgegeben, die, ausgestattet mit einem wechselnden Sujet eines Schweizer Künstlers und bereits eingedrucktem Wertzeichen, zum Preis von 20 Rappen pro Stück erstanden werden konnten.<sup>23</sup> Das Komitee befand jeweils in einem Wettbewerb darüber, welches Kartenmotiv gedruckt wurde. Dabei sollte es

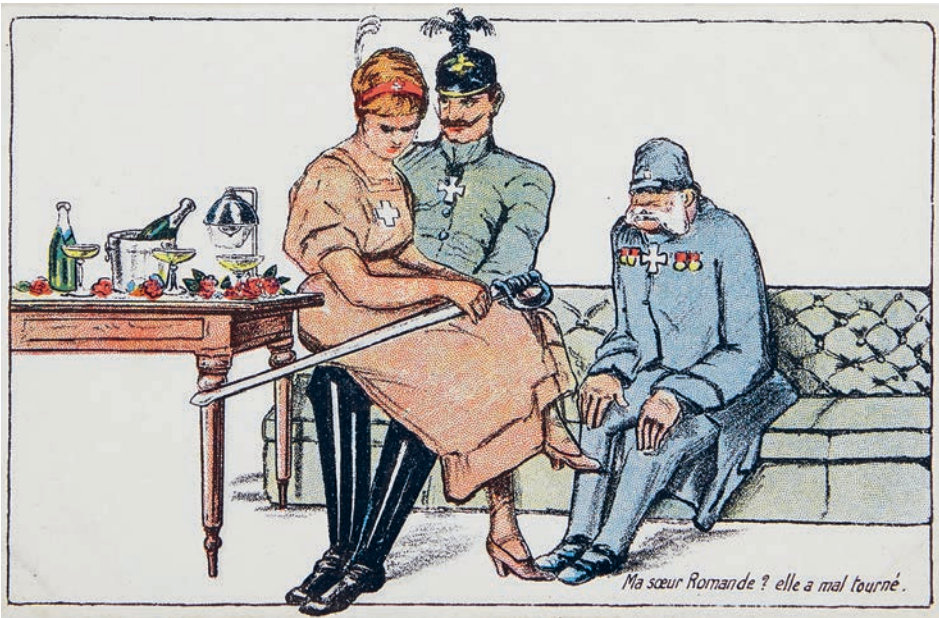
sich um ein möglichst ansprechendes Sujet handeln, damit die Spende ein finanzieller Erfolg wurde.<sup>24</sup> Als der Erste Weltkrieg ausbrach, führte das Komitee den Verkauf von Bundesfeierkarten fort, ab 1915 auch in Zusammenarbeit mit der Feldpost, die für jedes abgesetzte Exemplar eine Vergütung von 2 Rappen erhielt.<sup>25</sup> Die Erlöse aus dem Kartenverkauf spendete man 1915 an Miteidgenossen, die durch den Krieg in Not geraten waren, 1916 an schweizerische Wehrmänner, die durch den Dienst in Not geraten waren, 1917 an das Schweizerische Rote Kreuz und 1918 an die Nationalspende für Fälle von durch Militärdienst verursachter Arbeitslosigkeit.<sup>26</sup> Motivisch wählte das Komitee für die Jahre 1915–1917 hauptsächlich Sujets aus, die das friedliche, neutrale und karitative Selbstbild der Schweiz inszenierten. Beispielhaft hierfür ist die von Charles Henri van Muyden entworfene Bundesfeierkarte von 1915, auf der Mutter Helvetia, von Soldaten bewacht, eine Schar Evakuierter in ihre Obhut aufnimmt. Für die Schweiz als neutrales Land war es zentral, ihre Mildtätigkeit ins Zentrum von Darstellungen zu rücken. Damit weckte man nicht nur eine gewisse Emotionalität in der eigenen Bevölkerung, die zum Spenden anregte, sondern betonte auch die Sonderstellung der Schweiz als Friedenshort, den die tapferen Wehrmänner an der Grenze beschützten. In dieser Hinsicht tritt Helvetia als handelnde Figur immer wieder auf illustrierten Postkarten in Erscheinung. Sei es wie bei Franz Hoffmanns Karte als wehrhafte Personifikation des Staats mit Schild und Schwert, die den ihr gegenüberstehenden Soldaten ermahnt, das Unheil hinter der Grenze abzuwenden, oder auch als Friedensengel mit Palme, zu dem das letzte Leben Hilfe suchend vor dem unerbittlichen Tod auf dem Schlachtfeld flieht. Helvetia verkörperte eine nationale Identität und galt als Symbol für Friede, Hilfsbereitschaft, Schutz und karitative Zuwendung. Ihre allegorische Verwendung auf illustrierten Postkarten war deshalb beliebt, sodass auch das Bundesfeierkomitee während der Kriegszeit zweimal ein entsprechendes Sujet drucken liess (1915 und 1917). Den Publikumsgeschmack zu treffen, war keine leichte Aufgabe, wenn die Konsequenz verminderte Spendeneinnahmen sein konnten. Dies hatte man auch bei den Bundesfeierkarten von 1916 erfahren müssen, an denen eine zeitgenössische Kritik in der Berner Briefmarkenzeitung kein gutes Haar liess: «Nicht nur die Philatelisten, sondern auch das grosse Publikum hielt sich über die Hässlichkeit der zur Darstellung gebrachten Friedensmotive auf und mit voller Berechtigung, denn hier handelte es sich um etwas ganz anderes als um Kunstwerke. Es ist zu bedauern, dass es dem Bundesfeierkomitee nicht gelungen ist, eine glücklichere Wahl zu treffen.»<sup>27</sup>

Illustrierte Postkarten mussten also eine ästhetische Qualität besitzen, damit sie gekauft wurden. Letztlich ein weiterer Indikator dafür, dass sich die Postkarte vom Schrift- zum Bildmedium gewandelt hatte.

Obwohl die Schweiz als neutrales Land keine Feindpropaganda betrieb, wurden gewisse Bildpostkarten Westschweizer Ursprungs während des Kriegs von den Postbehörden beschlagnahmt und an die Pressekontrollkommission des Bundes übergeben. Diese Karten, die heute im Historischen Archiv der PTT in Bern lagern, erfüllen nach Richtlinien des Postgesetzes von 1910 und 1915 aber weder den Tatbestand der Unsittlichkeit noch den der Beschimpfung fremder Völker, Staatsoberhäupter oder Regierungen.<sup>28</sup> Vielmehr spielen sie auf die inneren Spannungen zwischen den Landesteilen an oder begegnen den durch Deutschschweizer Armee- und Regierungsangehörige ausgelösten Affären mit einer kritischen Replik. Die von der Westschweiz vielfach angeprangerte Deutschfreundlichkeit steht dabei jeweils im Zentrum der Darstellung, etwa wenn Helvetia mit sichtlichem Unwohlsein und etwas beschämter Miene auf Kaiser Wilhelms Schoss Platz nimmt oder sich in einem nächsten Bild darüber erschreckt, dass die Schweizer Soldaten hinter ihrem Rücken plötzlich im Stechschritt vorbeimarschieren, während ein Offizier mit strenger Miene darüber wacht. Beide Szenen diffamieren nicht die Deutschen, sie drücken vielmehr das Unbehagen der Westschweizer angesichts einer einseitigen Annäherung der Schweiz an Deutschland aus, sei es durch die Landesregierung oder auch durch die Armee, in der der preussische Militärdrill Einzug gehalten hatte.<sup>29</sup> Auf der anderen Seite sind es die Affären rund um die geheime Weitergabe von Militärbulletins durch den Schweizer Nachrichtendienst an Deutschland oder die Rückschaffung des nach Basel geflüchteten Elsässer Deserteurs Léon Lallemand, die besonders in der Westschweiz hohe Wellen der Empörung geworfen hatten und zu einer kritischen Replik auf Postkarten führten. So wird auf einer der beschlagnahmten Karten illustriert, wie die beiden fehlbaren Nachrichtenoffiziere Moritz von Wattenwyl und Kurt Egli die

7 — Das Unbehagen vieler Westschweizer darüber, wie die Deutschschweiz sich während des Ersten Weltkriegs einseitig an Deutschland annäherte, wird auf dieser Bildpostkarte in allegorischer Form durch Helvetia dargestellt, die mit sichtlichem Unwohlsein auf dem Schoss Kaiser Wilhelms II. sitzt, während die «Schwester» aus der Westschweiz, die wohl auf dem Schoss Kaiser Franz Josefs I. von Österreich Platz gefunden hätte, dieser illustren Runde fernbleibt. Anonym: «Ma sœur Romande? Elle a mal tourné», 1915.

8 — Die Wahl Ulrich Willes zum General der Schweizer Armee fassten die Westschweizer als weiteres Bekenntnis der Deutschfreundlichkeit von Landesregierung und Militärführung auf. Besonders im preussisch-deutschen Militärdrill, der durch Ulrich Wille Einzug in die Schweizer Armee gehalten hatte, sah man ein Symbol der Angleichung der Schweiz an Deutschland. Illustrations Suisses Artistiques Lausanne: «Pour l'amour de Dieu qui leur a appris ça?», 1915.



7



8

Schweizer Neutralität symbolisch in einer Trauerkutsche zu Grabe tragen, während im Hintergrund eine Sonne mit aufgesetzter Pickelhaube strahlt und Wilhelm Tell sich ehrerbietig an die Brust fasst. Sowohl diese Affäre wie auch diejenige um Léon Lallemand hinterliessen Spuren, die sich nicht mehr so leicht tilgen liessen. Sinnbildlich versucht daher eine Wäscherin auf einer weiteren Bildpostkarte, die Affären in Form von schwarzen Flecken aus der Schweizer Fahne zu waschen. Wie sie resignierend feststellt, scheinen diese aber selbst mit dem patentierten Waschmittel nicht zu verschwinden, sondern im Gegenteil immer mehr zu werden. Auch bei diesen beiden Bildpostkarten, die ganz offensichtlich eine innenpolitische Angelegenheit der Schweiz reflektieren, ist es schwer nachvollziehbar, warum sie der Zensur zum Opfer gefallen sind. Im Historischen Archiv der PTT fehlen neben den allgemeinen Postverordnungen jedenfalls Dokumente, die Aufschluss darüber geben könnten. Lediglich auf der Vorderseite der eingezogenen Bildpostkarten findet sich in roter Schrift der Vermerk «P.K.K. eingesandt» angebracht, was bedeutet, dass die Karten an die Pressekontrollkommission des Bundes geschickt worden waren, nachdem ein Postangestellter darin eine mögliche Gefährdung für die neutrale Haltung der Schweiz oder ihre guten Beziehungen zu den ausländischen Staaten gesehen hatte.

Wie selektiv und unkoordiniert dabei vorgegangen wurde, ist letztlich an der beschlagnahmten Gesamtmenge von knapp 90 Bildpostkarten ersichtlich, die heute im Historischen Archiv der PTT liegen. Ein Drittel davon sind tatsächlich ausländische Propagandapostkarten mit hetzerischen Darstellungen wie etwa einem deutschen Zeppelin über dem brennenden England, auf dem der Spruch «Gott strafe England» geschrieben steht. Der andere Teil sind ausschliesslich Westschweizer Bildpostkarten, die sich mit der beschriebenen deutschen Einflussnahme und den Affären auseinandersetzen. Die geringe Zahl beschlagnahmter Karten lässt keine Zweifel daran offen, dass es in der Schweiz weder eine systematische Postzensur gab noch der Staat oder die Armeeführung in irgendeiner Form einen Einfluss auf die Bildinhalte von Postkarten ausübten oder diese kontrollierten. Dennoch ist es interessant zu sehen, dass ausschliesslich Westschweizer Bildpostkarten von der Zensur betroffen waren, die ein Deutschschweizer Fehlverhalten anprangern. Ein Indiz für den viel beschworenen Graben zwischen der deutschen und der lateinischen Schweiz während des Kriegs? Sicher ist, dass es in beiden Landesteilen entgegengesetzte Sympathiebekundungen gab, die zu Spannungen führten.<sup>30</sup> Diese wurden aber nicht noch absichtlich durch provozierende Bildpostkarten geschürt, sondern vielmehr wollten die Westschweizer ihren Deutschschweizer Miteidgenossen damit die Augen für die inneren Zustände im Land öffnen und sie auffordern, gemeinsam über die Sprachgrenzen hinaus als eine Nation von Brüdern und Schwestern zusammenzustehen.

## ERINNERUNGSBILDUNG

---

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Aufkommen neuer Medien wie Telefon, illustrierten Zeitschriften und der Wochenschau verlor auch die Postkarte immer mehr an Bedeutung.<sup>31</sup> Aus dem einstigen Gebrauchsgegenstand war nun ein historisches Sammelgut geworden, in dem sich die facettenreiche Erinnerung einer Kriegsgeneration bildlich und schriftlich niederschlug. Obwohl durch die Postkarten eine enorme Menge an Bildmaterial vorhanden war, wurden sie kaum dazu benutzt, um kollektiv an die schweizerische Grenzbesetzung während des Ersten Weltkriegs zu erinnern. Dies hatte vor allem damit zu tun, dass die Mehrheit der fotografischen Bildpostkarten persönliche Erinnerungsstücke waren, die sich nicht für offizielle Darstellungen eigneten und zudem als Privatbesitz meist auch nicht zugänglich waren.

Insofern musste bei der Anfertigung von Erinnerungsheften und -büchern auf Bilder zurückgegriffen werden, die allgemein verfügbar waren. Und hier handelte es sich vornehmlich um die bereits erwähnten offiziellen Aufnahmen des Armeestabs und der professionellen Fotografen, die ihre Bilder feilboten, wie vereinzelt auch um solche von Offizieren, die während ihres Diensts fotografiert hatten. Geschichtspolitisch formte sich die kollektive Erinnerung an den Krieg folglich in der Hauptsache aus diesen Bildbeständen, da sie durch Publikationen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Private Bildpostkarten blieben hingegen individuell aufbewahrt und dienten der persönlichen Erinnerung an den Krieg.

## DER GROSSE KRIEG IM POSTKARTENFORMAT

---

Die Welt der bebilderten Postkarten im Krieg war bunt, vielfältig, dokumentarisch, privat, professionell, konstruiert, illustriert, nüchtern, repräsentativ, allegorisch, symbolisch, patriotisch und manchmal auch zensiert. Sie wurde geschaffen, um betrachtet zu werden, eine Nachricht zu vermitteln, ein Lebenszeichen zu senden, einen Sachverhalt zu illustrieren oder den Blick zu schärfen. Immer sollte sie klar, verständlich, kunstvoll, angepasst, kommunikativ und ausreichend frankiert sein. Nie durfte sie verletzend, diffamierend oder herabwürdigend sein. Die Bildpostkarte war ein Abbild ihrer Zeit, die Sichtweise einer Nation, der Spiegel der Gesellschaft, das Medium des Ersten Weltkriegs.

## Anmerkungen

---

- 1 Zu den Zahlen eingerückter Wehrmänner vgl. Thomas Maissen, Schweizer Geschichte im Bild, Baden 2012, 193, sowie Hans Rudolf Fuhrer, Erster Weltkrieg, in: HLS, 2012, [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8926.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8926.php).
- 2 Eine sehr gute, wenn auch nicht vollständige Übersicht zu druckgrafischen Militärpostkarten der Schweiz im Ersten Weltkrieg liefert der Katalog von Markus Wittwer: Die Militärpostkarten und Ganzsachen der Schweiz. 1. und 2. Weltkrieg, Urdorf 2005.
- 3 Vgl. dazu auch den Beitrag von Dominik Sauerländer in diesem Band.
- 4 Postkarten mit vorgedrucktem Werbetext wurden von den Verlagen nur an Verkaufsstellen wie Kioske verschickt, die bei Gefallen sodann ihre Bestellung aufgeben konnten.
- 5 Vgl. Ernest Bonjour, Die Schweizerische Feldpost im Aktivdienst 1914–1918, Bern 1951, 296.
- 6 Vgl. Eva Tropper, Bild/Störung. Beschriebene Postkarten um 1900, in: Fotogeschichte 118/30 (2010), 5–7.
- 7 Vgl. Otto Wicki, Geschichte der Post- und Ansichtskarten, Bern 1996, 18.
- 8 Tropper, Bild/Störung, 11.
- 9 Der Begriff «Kilometer-Photographie» geht auf eine Erfindung der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin zurück und bezeichnet ein maschinelles Verfahren zur Herstellung von Fotopostkarten auf endlosem Bromsilber- oder eben Kilometerpapier. Vgl. dazu Karin Walter, Postkarte und Fotografie. Studien zur Massenbildproduktion, Würzburg 1995, 107f.
- 10 Fotostiftung Schweiz, Fotopostkarte 2012.14.252.
- 11 Vgl. Maissen, Schweizer Geschichte, 198.
- 12 Vgl. Otto Wicki, Oh wär ich doch ein Schweizer. Das Sol-

- datenleben im Ersten Weltkrieg, (Geschichte und Geschichten von Otto Wicki Nr. 5), Bd. 2. Schöpfheim 2009, 55.
- 13 Vgl. ebd., 55.
  - 14 Für Beispiele dieser Art vgl. die Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz in Bern, [www.vbs.admin.ch/internet/vbs/de/home/departement/organisation/gensec/milit.html](http://www.vbs.admin.ch/internet/vbs/de/home/departement/organisation/gensec/milit.html).
  - 15 Vgl. Sylvia Brätschi-Baummann, Jean Gaberell, in: HLS, 2005, [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D29465.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D29465.php).
  - 16 Der Bestand lagert im Bundesarchiv und ist unter «Fotostiftung 1. Weltkrieg» digital einsehbar unter: <http://de.memoriav.ch/memobase/inventory/default.aspx>.
  - 17 Schweizerische Armee (Hg.), Anleitung für die Stäbe für den aktiven Dienst, Bern 1917, 250.
  - 18 Vgl. Frobenius A. G. Basel (Hg.), Der Winter 1914/15 an der Grenze. Schweizerische Grenzbesetzung II, Basel 1916, 3f.
  - 19 Vgl. Wicki, Geschichte, 15.
  - 20 Vgl. Bonjour, Feldpost, 44f.
  - 21 Vgl. Bonjour, Feldpost, 234.
  - 22 Reinhard Stutz, Bundesfeierkarten. Idee und Wirkung, Winterthur 2012, 69.
  - 23 Der Verkaufspreis von 20 Rappen bezieht sich auf die Jahre 1910–1917. Vgl. Stutz, Bundesfeierkarten, 74–87.
  - 24 Vgl. ebd., 116.
  - 25 Vgl. Bonjour, Feldpost, 116.
  - 26 Vgl. Stutz, Bundesfeierkarten, 84–88.
  - 27 Auszug aus der Berner Briefmarkenzeitung 1916, zit. nach: Stutz, Bundesfeierkarten, 117.
  - 28 Vgl. Postamtliche Sammlung, Bundesgesetze. Postordnung. Ausführungsbestimmungen, Bern 1910, 19, sowie Schweizerische Postverwaltung (Hg.), Verfügungen vom Jahre 1915, No. 87. Kriegspropaganda. Sendungen mit neutralitätswidrigem Inhalt, Bern 1915.
  - 29 Vgl. dazu Rudolf Jaun, Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps

- im militärischen und gesellschaftlichen Fin de siècle, Zürich 1999.
- 30 Pierre Du Bois, Mythe et réalité du fossé pendant la Première Guerre Mondiale, in: Du Bois, Pierre (Hg.), Union et Division des Suisses. Les Relations entre Alémaniques, Romands et Tessinois aux XIXe et XXe siècles, Lausanne 1983, 65–91.
  - 31 Vgl. Stephan Oettermann, Ohne Geld durch die Welt. Die Bildpostkarte als Kreditkarte des Weltenbummlers, in: Fotogeschichte 57/15 (1995), 51–53.

## Bildnachweise

---

- 1 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_2110.
- 2 Fotostiftung Schweiz, 2012.14.186.
- 3 Fotostiftung Schweiz, 2012.14.232.
- 4 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_1426.
- 5 Privatbesitz Autor.
- 6 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_0173.
- 7 Privatsammlung Ulrich Gribi, Büren an der Aare.
- 8 Privatsammlung Ulrich Gribi, Büren an der Aare.

# DIE KONSTRUKTION NATIONALER ERINNERUNG. DIE SCHWEIZ IN HANNS IN DER GANDS SOLDATENLIEDER- SAMMLUNG

Hanns in der Gand gilt als einer der wichtigsten Sänger populärer Lieder in der Zeit der beiden Weltkriege in der Schweiz. Weniger bekannt ist, dass er als Wissenschaftler aktiv an der Erforschung schweizerischer (Volks-)Lieder beteiligt war und eine umfassende Dokumentation von in der Schweiz gesungenen Soldatenliedern anlegte. Hanns in der Gands Biografie, seine wissenschaftliche Arbeit im Rahmen der Sammlung von Soldaten- und Volksliedern, seine Deutung der Forschungsergebnisse in verschiedenen Fachbeiträgen, aber auch seine künstlerische Praxis als Soldatensänger und Publizist von Liedausgaben geben Auskunft über seine Wahrnehmung der Schweiz in der Zeit des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Diese – durchaus auch ambivalenten – Sichtweisen auf die Schweiz sollen im Rahmen dieses Beitrags erörtert werden.

## HANNS IN DER GAND: EIN SCHWEIZER BÜRGER «MIT MIGRATIONSHINTERGRUND»

---

Um Hanns in der Gands Bild «seiner» Schweiz besser zu verstehen, so wie er es in seinem künstlerischen und wissenschaftlichen Umgang mit Soldatenliedern wahrgenommen, vermittelt und neu hergestellt – konstruiert – hat, gilt es zunächst seine Person und Lebensgeschichte zu betrachten.

Die Herkunft von Hanns in der Gand lässt seine spätere Karriere als wohl bekanntester Soldatensänger der Schweiz nicht schlüssig erscheinen. Denn Hanns in der Gand, diese Person mit dem so schweizerischen Namen, hiess eigentlich Ladislaus Krupski und war der älteste Sohn eines polnischen Emigranten, der im Jahr 1868 nach der Flucht aus russischer Gefangenschaft in die Schweiz kam, Medizin studierte und schliesslich in Erstfeld und Altdorf (UR) als Arzt praktizierte.

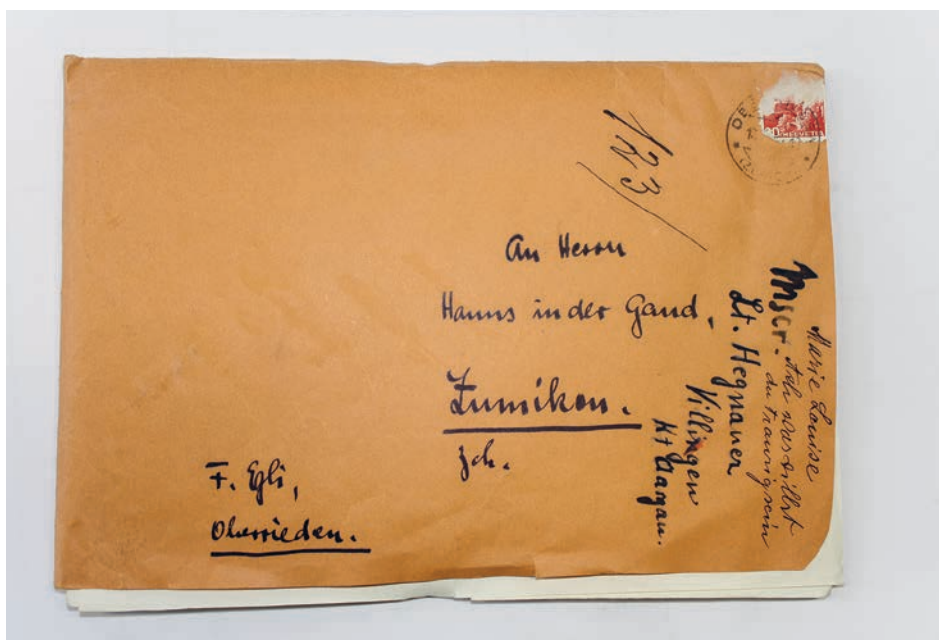
Geboren wird Hanns in der Gand am 25. Februar 1882 in La Vernez (Savoyen). Seine Mutter, die Berner Oberländerin Elisabeth Hugler, singt ebenso wie sein Vater viel mit ihren drei Söhnen und begeistert sie für die Musik. Hanns in der Gand, der den grössten Teil seiner Kindheit und Jugend in Altdorf verbringt, besucht das Gymnasium in Luzern. Anschliessend beginnt er ein Philologiestudium an der Universität Neuenburg, das er jedoch abbricht, um sich an den Konservatorien Frankfurt am Main und München zum Sänger und Lautenspieler ausbilden zu lassen. In Deutschland macht er Bekanntschaft mit der Wandervogel- und Jugendbewegung, derjenigen bürgerlichen Bewegung, die sich im Rahmen der Reformpädagogik und angesichts fortschreitender Industrialisierung und Urbanisierung an romantischen Idealen (vor allem am Wert eines einfachen, natürlichen und freien Lebens) orientiert.<sup>1</sup> In den Volksliedern sieht man eben diese Werte verkörpert, sodass das Singen von Volksliedern eine enorme Konjunktur erfährt.<sup>2</sup> Am Konservatorium in Frankfurt beginnt Hanns in der Gand sich zudem mit der sich etablierenden Volksliedforschung auseinanderzusetzen und sammelt schliesslich selbst erste Lieder aus seiner Urner Heimat. In diese Zeit fällt auch die Annahme seines Künstlernamens Hanns in der Gand (nach Ernst Zahns Romanhelden *Albin Indergand*<sup>3</sup>), vermutlich um als Volksliedsammler leichter Zugang zu den einheimischen Informantinnen und Informanten zu erhalten. Die schweizerische Staatsbürgerschaft erhält Hanns in der Gand erst im Alter von 20 Jahren; die Gemeinde Altdorf hatte sie ihm, seinem Vater und den beiden

1— Hanns in der Gand (vermutlich 1939). Seine Biografie und Arbeit waren durch Ambivalenzen geprägt: Der älteste Sohn eines polnischen Emigranten strebte zeitlebens nach Anerkennung als Schweizer. Als Wissenschaftler dokumentierte er die Vielfalt des in der Schweiz gesungenen Liedguts und war zugleich an der Konstruktion eines von Patriotismus und Geistiger Landesverteidigung geprägten Schweizbildes aktiv beteiligt.

2 — Hanns in der Gands Soldatenliedersammlung basiert massgeblich auf seiner Sammeltätigkeit im Ersten Weltkrieg; seine Arbeit als Soldatensänger ermöglichte ihm den Kontakt zu den stationierten Soldaten. Auch nach dem Ersten Weltkrieg sandten Soldaten ihre Lieder per Post an Hanns in der Gand. Hier ein an ihn adressierter Brief eines Informanten.



1



2

jüngeren Brüdern verweigert, sodass die Familie das Bürgerrecht schliesslich in der Gemeinde Schleinikon (ZH) erwirbt.<sup>4</sup>

Hanns in der Gand, der Schweizer Bürger «mit Migrationshintergrund», sieht seine Zukunft zunächst nicht in der Schweiz: 1908 tritt er eine Stelle als Chargenschauspieler am Hoftheater Altenburg an, wo er gemeinsam mit seiner Frau, der Schauspielerin Julia Benz, arbeitet.<sup>5</sup> Zusätzlich beginnt er Konzerte mit (Volks-)Liedern aus der Schweiz, aber auch aus anderen Ländern zu geben.<sup>6</sup> Als der Erste Weltkrieg ausbricht, die schweizerische Armee zur Grenzbesetzung mobilisiert und Hanns in der Gand zum Hilfsdienst im Bataillonskreis 45 der schweizerischen Armee eingezogen wird, scheint seine beginnende Karriere als Sänger vor dem Aus zu stehen. Doch General Wille, Oberbefehlshaber der Schweizer Truppen, der Hanns in der Gand kurz vor Kriegsbeginn bei einem Auftritt an der Landesausstellung in Bern 1914 alte schweizerische Söldnerlieder singen hörte, ernennt diesen noch im selben Jahr zum Soldatensänger.<sup>7</sup>

Hanns in der Gands Aufgaben als Soldatensänger – koordiniert durch das «Vortragsbureau» beim schweizerischen Armeestab – bestehen vor allem darin, die stationierten Einheiten zu besuchen, Konzerte zu geben und mit den Soldaten gemeinsam zu singen. Das Bedürfnis nach Unterhaltung ist gross im soldatischen Alltag jener Tage, der einerseits durch die permanente Ungewissheit ob der politisch schwierigen Situation,<sup>8</sup> andererseits aber auch durch gleichförmige Routinen und Heimweh geprägt ist. So wird Hanns in der Gand von den Soldaten meist begeistert empfangen und erlangt bald grosse Popularität auch über den Rahmen der Armee hinaus. Aber er nutzt die Zeit auch, um seine Volksliedforschungen weiter zu betreiben und selbst Soldatenlieder zu sammeln. Sein handschriftliches Liederbuch aus dem Feld, das er im Januar 1915 beginnt, enthält Texte und Melodien der von ihm aufgezeichneten Lieder unter Nennung des Informanten, der Einheit, des Aufzeichnungsdatums und -orts.

Doch nicht alle der von Hanns in der Gand gesammelten Soldatenlieder sind in diesem Liederbuch enthalten. Der Grossteil der über 300 Soldatenlieder befindet sich heute in zwei Schachteln seines Nachlasses im Schweizerischen Volksliedarchiv in Basel.<sup>9</sup> Einige dieser Lieder wurden ihm auch später, vor allem in der Zwischenkriegszeit, durch die Soldaten per Post geschickt.

In der Zwischenkriegszeit ist Hanns in der Gand weiterhin als Sänger und Volksliedforscher tätig. Seine Auftritte, die ihn sogar bis in die USA führen, sorgen für eine weite Verbreitung der von ihm gesammelten Lieder. Ab 1930 wird Hanns in der Gand, der mittlerweile mit seiner Frau im zürcherischen Zumikon wohnt, für das im Jahr 1906 gegründete Schweizerische Volksliedarchiv<sup>10</sup> – heute eine Abteilung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde – in Basel tätig. Während der folgenden zehn Jahre betreibt er in

allen Sprachgebieten der Schweiz (Wallis, Bern, Tessin, Innerschweiz, Graubünden) eine intensive Feldforschung, vor allem mit dem Ziel, die Volkslieder der dortigen Regionen systematisch zu erheben. Mittels Wachswalzenaufnahmen dokumentiert er die Gesänge seiner Informantinnen und Informanten. Daneben interessieren ihn aber auch die instrumentale Volksmusik der Schweiz und ihre Musikinstrumente.

Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg beginnt und die schweizerische Armee erneut zum «Aktivdienst» gerufen wird, wird Hanns in der Gand, nun im Alter von 54 Jahren, wiederum zum Soldatensänger ernannt. Etwa zeitgleich wird auch der Liedermacher Hans Roelli Soldatensänger für die schweizerischen Truppen. Die beiden gelten als die populärsten Liedschaffenden der damaligen Zeit. Zwei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs stirbt Hanns in der Gand am 24. Mai 1947 in Zumikon.<sup>11</sup>

Hanns in der Gands Biografie zeigt beispielhaft, dass die Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkriegs keinesfalls in engen nationalstaatlichen Grenzen gesehen werden sollte: Gerade anhand der Ausbildungszeit in der Gands und seiner ersten beruflichen Jahre wird deutlich, dass die Schweiz um den Ersten Weltkrieg kein «abgeschottetes» Land in Europa, sondern in transnationale Bewegungen (im Fall in der Gands: Ausbildung in Deutschland, parallel dazu erste Feldforschungen im Urnerland) und damit in einem erheblichen Ausmass in Wissens- und Kulturtransfers einbezogen war. Auch der Umstand, dass ein Sänger mit polnischen Wurzeln in der Schweiz zum wichtigsten Protagonisten der soldatischen Unterhaltung im Ersten Weltkrieg wird – sogar durch den Oberbefehlshaber persönlich ernannt –, kann als Indiz gesehen werden, dass die Schweiz sich noch nicht in dem Mass nach aussen abgrenzte, wie sie dies später zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung ab Beginn des Zweiten Weltkriegs tat.

Erst im Rückbezug, als die Konzeptualisierung des Sonderfalls Schweiz mit ihrem Schlagwort der «Einheit in der Vielfalt» ihren Höhepunkt erfährt,<sup>12</sup> setzen die Bemühungen ein, Hanns in der Gand als «echten» Schweizer zu stilisieren. Dies beispielsweise in Form von zwei Artikeln von 1936 und 1947 des damaligen Obmanns der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Karl Meuli, der die Familie Krupski als freiheitsliebende, demokratische Patrioten charakterisiert.<sup>13</sup> Es muss zudem beachtet werden, dass mit der Geistigen Landesverteidigung nicht nur eine nachträgliche Verklärung der Person Hanns in der Gands einsetzt, sondern auch das Bild des Ersten Weltkriegs eine Neuinterpretation erfährt. Dies zeigt sich vor allem hinsichtlich einer angenommenen Sonderstellung der Schweiz im gesamteuropäischen Gefüge. Besonders anschaulich wird diese Erinnerungspolitik im Spielfilm *Gilberte de Courgenay* von Franz Schnyder aus dem Jahr 1941, der direkt auf die Grenzbesetzung im Ersten Weltkrieg Bezug nimmt und die Hauptfigur

der Gilberte – hilfsbereit, mitfühlend und selbstlos – als nationales Vorbild stilisiert.<sup>14</sup> Hanns in der Gand, der für die Musik des Films verantwortlich ist<sup>15</sup> und dessen wohl berühmtestes Lied *La petite Gilberte de Courgenay* darin als musikalischer Höhepunkt durch den Chor der Soldaten vorgetragen wird, hat durch seine Arbeit am Film und als Konzertsänger schliesslich auch selbst zu dieser neuen Deutung der Schweiz im Kontext der Geistigen Landesverteidigung beigetragen.

Diese Ambivalenz in der Deutung der Schweiz, einerseits aus dem konkreten (zeitgenössischen) Erleben des Ersten Weltkriegs, andererseits aus der nachträglich verklärenden Sicht der Geistigen Landesverteidigung, in deren Kontext sich Hanns in der Gand ab den 1930er-Jahren bewegt, schlägt sich auch in seiner Sammlung, Edition und theoretischen Erörterung von Soldatenliedern nieder.

#### DIE SCHWEIZ IM SPIEGEL DER SOLDATEN- LIEDERSAMMLUNG VON HANNS IN DER GAND

---

Die Sammlung an Soldatenliedern, wie sie Hanns in der Gand während des Ersten Weltkriegs und in der Zwischenkriegszeit zusammentrug, spiegelt seine Sicht auf die zeitgenössische Schweiz der 1910er- und 1920er-Jahre. Die Sammeltätigkeit, verbunden mit dem Ziel, schweizweit das Liedgut aus soldatischem Kontext umfänglich und systematisch zu sammeln, ermöglicht es, seine Konzeption und Vorstellung seines «Heimatlandes» im Kontext der ihn prägenden (damaligen) Denkvorstellungen und Wissenshorizonte zu rekonstruieren.

Seine theoretischen Schriften zur Einordnung, Funktion und Bedeutung der Soldatenlieder fallen schliesslich in die Zeit ab den 1930er-Jahren – wichtig sind hierbei vor allem seine Aufsätze *Das Beresinalied* (1932) und *Zu unserem Soldatenlied* (1939) –, in denen er das von ihm erhobene Material auswertete und deutete. Hier und in seiner bereits 1915 und 1917 veröffentlichten dreibändigen Liededition *Das Schwyzerfähnli* wird ein Wandel seiner Deutung der Schweiz und ihrer Lieder sichtbar. So ist seine Zusammenstellung und Interpretation eines schweizerischen Repertoires an Soldatenliedern zunehmend durch Gedanken inspiriert, die später unter dem Konzept der Geistigen Landesverteidigung gebündelt werden. Nicht zuletzt kann diese Verschiebung der Deutung auch an seinem bereits erwähnten Lied *La petite Gilberte de Courgenay* nachvollzogen werden, das über den Sammler und Interpreten Hanns in der Gand hinaus in weitere Deutungskontexte eingebunden ist.

Hanns in der Gands Sammlung von Soldatenliedern ist – trotz seiner gleichzeitigen Tätigkeit als Arrangeur und Interpret dieser Lieder – von gros-

sem wissenschaftlichem Anspruch geprägt. Obwohl er zu dieser Zeit noch nicht mit dem Schweizerischen Volksliedarchiv zusammenarbeitete, wird ihm der 1906 veröffentlichte Aufruf der Mitglieder der Sammlungskommission und damit Gründer dieses Archivs – darunter unter anderem Eduard Hoffmann-Krayer, John Meier und Otto Greyerz – zur Erhebung der in der Schweiz gesungenen Volkslieder bekannt gewesen sein.<sup>16</sup>

Der Aufruf, der sich vor allem an bildungsbürgerliche Kreise mit Verbindungen zum «einfachen Volk»,<sup>17</sup> also an Lehrer, Richter oder Pfarrer richtete, gibt Auskunft darüber, welche Lieder wie gesammelt werden sollen. Angesichts einer Sammelpraxis, die im 19. Jahrhundert die Schweiz prägte und massgeblich durch Ideen der Volkserziehung und Romantisierung – ja Verklärung – des Volkslebens beeinflusst war,<sup>18</sup> stellt dieser Aufruf den Beginn der wissenschaftlichen Erforschung des in der Schweiz gesungenen Liedguts dar und ist als sehr fortschrittlich einzustufen. So schreibt die Kommission für die Volksliedsammlung im November 1906:

«Gesammelt soll werden Alles, was frei von den Lippen des Volkes erklingt, was das Volk als sein Eigentum betrachtet, mit dem es schaltet, wie es will [...]. Wir müssen die altherkömmlichen Lieder so gut wie die oft rasch vergessenen kurzen Verschen und Sprüche sammeln, Verse, Lieder und Spiele der Kinder sowohl als Tanzlieder und Tanzmusik, Betrufe, Nachtwächterlieder, Verse beim Pfählen und anderen Arbeiten, und weiter noch Jodler, Juchzer und Rufe. Wir müssen ein gutdeutsches Lied so gut wie ein mundartliches, ein Lied, das ursprünglich in Deutschland oder Österreich entstanden ist, so gut aufzeichnen, wie das in der Schweiz geborne [sic.], wenn es nur vom Schweizer Volke gesungen wird.»<sup>19</sup>

Die Erkenntnis, dass Lieder an keine nationalstaatlichen Grenzen gebunden sind, sondern kulturell transferiert, überformt und neu adaptiert werden und damit den Bedingungen der Transkulturalität unterliegen, ist für die damalige Zeit beachtlich. Bisher galten nämlich Volkslieder im Verständnis des für die Volksliedsammlung enorm einflussreichen Kulturphilosophen Johann Gottfried Herder als kollektive, natürliche Produktionen des Volkes – eines Volkes, dessen Geist sich in diesen Liedern widerspiegeln und das sich mit Liedern, aber auch anderen kulturellen Ausdrucksformen wie Märchen, Tanz oder Sitten und Bräuchen von anderen Völkern abgrenzen lassen.<sup>20</sup> Auch Hanns in der Gand richtet seine Sammlung nicht als Sammlung «schweizerischer Soldatenlieder» im Sinn eines nationalen Repertoires aus, sondern sammelt all dies, was ihm quasi «vor die Füsse fällt»: all jene Lieder, Verse und Spiele, die ihm im soldatischen Alltag begegnen, ungeachtet ihrer Herkunft. Sein konsequent empirisch-feldforschender Ansatz wird auch in seinem handschriftlichen Liederbuch ersichtlich. Er ist bestrebt, die Herkunft der Lieder

zu bestimmen und ihren kulturellen Transfer nachzuzeichnen, indem er vermerkt, in welchen Sammlungen und Editionen seine aufgezeichneten Lieder noch zu finden sind. Ähnliche Nachforschungen stellt er auch für das *Beresinalied* an, dessen Überlieferungsgeschichte er nachzeichnet.

Im Aufruf des Schweizerischen Volksliedarchivs ist der offene Zugang an das gesungene Liedgut der Schweiz angesprochen, der eine Erhebung von vielfältigen Gattungen und Genres von Liedern ermöglicht. Dieser induktive Zugang, der weitgehend ohne Einschränkungen über Sammelkriterien funktioniert, kann für die damalige Zeit als innovativ eingeschätzt werden. Bei den Sammlern, die im 19. Jahrhundert in der Herder-Nachfolge arbeiteten, galten etwa noch das hohe Alter (Anciennität), das Fehlen eines konkreten Autors (Anonymität) oder die weite Verbreitung im Volk (Popularität) als die Volksliedsammlung eingrenzende und gleichsam Authentizität schaffende Kriterien.

Hanns in der Gand sammelt wie erwähnt alle Lieder, die er im soldatischen Kontext antrifft. Seine Sammlung lässt sich nicht auf eine einheitliche Gattung «Soldatenlieder» reduzieren. Die von ihm gesammelten Lieder stammen aus allen Sprachregionen der Schweiz, sind unterschiedlichsten Alters – von alten Söldnerliedern bis zu zeitgenössischen Kompositionen – und beziehen sich beziehungsweise gehen zurück auf die unterschiedlichsten Kontexte des soldatischen Alltags. In der Mehrzahl handelt es sich um Lieder bestimmter Einheiten: Lieder von Funkern, Schützen, Kadetten, von Artillerie, Infanterie, Sturmtrupp oder Feldbatterie. Darüber hinaus sind zahlreiche regionale Lieder in seiner Sammlung vertreten wie das *Walliser-, Muothataler-, Argauerlied*, das *Basler Luftschutzlied* und auch Tessiner und Westschweizer Soldatenlieder. Hinzu kommen Soldatenlieder im Kontext bestimmter Feste oder anderer sozialer Situationen wie beispielsweise diverse Lieder zu militärischen Weihnachtsfeiern – ein Fest, das weit entfernt von der häuslichen Feier von den Soldaten in besonderer Weise singend gepflegt wurde<sup>21</sup> – oder etwa das *Verpflegungslied* oder *Nachtwächterlied*. Eine im militärischen Alltag wichtige Gattung sind Heimwehlieder und Liebeslieder (zum Beispiel *D's Soldatemeitschi*), die sich textlich direkt auf die spezielle Situation des Soldatenseins beziehen oder das Thema in metaphorischer Weise umreissen. Ein nur sehr kleiner Teil der Sammlung sind nationale Lieder wie etwa das *Schwyzerlied* oder das *Vermahnlied an die Eidgenossenschaft*. Zudem enthält die Sammlung eine Reihe von Liedern über bestimmte historische oder zeitgenössische Persönlichkeiten. Zur Person von Ulrich Wille, dem Oberbefehlshaber der schweizerischen Armee im Ersten Weltkrieg, existieren eine Reihe von Liedern, darunter *Euse General Wille* sowie der *General-Wille-Rundgesang*.

Die von Hanns in der Gand gesammelten Lieder liegen uns heute vor allem in Textform, zum grossen Teil aber auch mit Melodien vor. Es handelt

sich um mündlich überlieferte und unveröffentlichte sowie bereits in Sammlungen und Editionen schriftlich fixierte Lieder. Die Heterogenität der Lieder hinsichtlich Herkunft, Sprachen, Themen, Entstehungs- und Singkontexten macht es unmöglich, von einer einheitlichen Gattung von Soldatenliedern zu sprechen.

In der konkreten Sammlung spiegelt sich Hanns in der Gands Bewusstsein für die enorme kulturelle Vielfalt der Lieder, die in der Schweiz zur damaligen Zeit gesungen werden, und ihre Einbettung in transkulturelle Überlieferungsprozesse. Gerade anhand der Lieder aus dem soldatischen Kontext zeigt Hanns in der Gand in seinen bis heute grösstenteils unveröffentlichten Analysen,<sup>22</sup> dass diese vielfach einem europäischen Repertoire entspringen, welches durch die in fremden Diensten stehenden Schweizer Söldner in die Schweiz gebracht wurde.

Mit der Grenzbesetzung 1914 erleben die Soldatenlieder eine enorme Konjunktur, was sich daran zeigt, dass zahlreiche Broschüren und Liederbücher gedruckt werden.<sup>23</sup> Jede Einheit hat ihr eigenes Liederbuch; Taschenformat und Schutzleinband weisen darauf hin, dass die Bücher für die konkrete Nutzung im soldatischen Alltag publiziert und im Dienst von den Soldaten mit sich getragen werden.<sup>24</sup> Das gemeinsame Singen bestärkt die Identität in der Gruppe, kann aber aus gesellschaftlicher Perspektive auch als ästhetischer Prozess der nationalen Selbstvergewisserung vor allem vor dem Hintergrund der enormen politischen und damit auch alltagsbezogenen Unsicherheit betrachtet werden. Dies erkennt Hanns in der Gand und bringt einen Teil der von ihm gesammelten Lieder in den Bänden *Das Schwyzerfähnli*<sup>25</sup> heraus.

Hanns in der Gands Edition *Das Schwyzerfähnli* und seine in den 1930er-Jahren entstehenden Schriften zu seiner Soldatenliedersammlung zeigen deutlich die Ambivalenz seiner Zielsetzung, einerseits mit der Sammlung ein gesamtschweizerisches Soldatenliedrepertoire zu schaffen oder vergessene Lieder durch Neuarrangements wiederzubeleben, andererseits durch diese Prozesse wissenschaftliche Prinzipien nicht zu unterlaufen und auf die transnationale Herkunft der meisten dieser Lieder hinzuweisen.

Die drei Bände des *Schwyzerfähnli*, die noch zur Zeit des Ersten Weltkriegs durch den Verlag Ernst Kuhn (Bern, Biel, Zürich) veröffentlicht werden, richten sich an die Soldaten der damaligen Zeit, aber auch an eine breite Öffentlichkeit in der Schweiz. Es ist sicherlich massgeblich der Veröffentlichung als Gebrauchsausgabe geschuldet, dass hier signifikant die Absicht im Vordergrund steht, ein schweizerisches Repertoire an Soldatenliedern zu präsentieren und zugleich festzuschreiben, damit aber auch die kollektive Erinnerung an die vergangene Schweiz zu stärken und das gemeinschaftliche Singen von Soldatenliedern zu erneuern.

*General Wille.*

*Bewegt.*

Ge-ne-ral Wil--le, Wil-le rücht an, valle-ra, Ge-ne-ral  
 Wil--le, Wil-le rücht an. Mit hun-dert-tau-send Mann rücht Gen'ral  
 Wil-le an. Gene-ral Wil--le, Wil-le rücht an.

3a

1. Halt! Wer da?
2. General?
3. Was für ein General?
4. General Wille
5. Passwort.
6. S'mög de gö, was s'well!
7. Passwort falsch.
8. Korp'ral raus! Nach' in 's Gewehr!
9. Sektion Feuer!
10. Schlagt an.
11. Feuer!
12. Bum!

3b

«In dieser Absicht sind diese Lieder gesammelt – mit dem Wunsche, ihren nationalen Geist, ihren tiefen Ernst, ihren Humor und saftigen Spott neu zu beleben und unserer Zeit zu retten [...].»<sup>26</sup>

Mögen die Lieder allen Soldaten, welche auf die Veröffentlichung dieses Büchleins harrten, ebenso willkommen sein, wie sie es zur Zeit meiner Vorträge waren, und mögen sie in frischen Tönen das Gedächtnis an vergangene Zeiten unseres lieben Vaterlandes auffrischen – das Gedächtnis an ernste und heitere Stunden seiner unter dem «Schwyzerfähnli» todesmutig marschierenden Söhne.»<sup>27</sup>

Konkret entsteht die Edition auf Basis seiner Soldatenliedersammlung, deren Lieder er selbst für seine Auftritte bearbeitet und in der Aufführungssituation erprobt. Diese künstlerische Freiheit in Bezug auf das von ihm wissenschaftlich erhobene Material findet auch in seiner Edition Anklang:

«Die Rücksicht auf diese Bestimmung veranlasste mich, manch tötende Weitschweifigkeit und manche für uns gänzlich unverständliche Strophe der wissenschaftlichen Veröffentlichung zu überlassen.»<sup>28</sup>

Trotz solchen Bearbeitungen, die er für die musikalische Praxis im Rahmen einer solchen Gebrauchsausgabe als notwendig erachtet, kommentiert er die meisten seiner darin veröffentlichten Lieder hinsichtlich Herkunft und Rezeptionskontext.<sup>29</sup> So wird ersichtlich, dass ein grosser Teil der als schweizerisch wahrgenommenen Lieder nicht aus der Schweiz stammt:

«Deutschschweizer und Welsche haben aus fremden Diensten eine weit grössere Zahl Soldatenweisen mit heimgebracht, als man so leicht annimmt. (Auch ich musste meinen Skeptizismus anhand des mir zugekommenen Materials modifizieren.)»<sup>30</sup>

Doch für Hanns in der Gand spielt die Herkunft der Lieder nicht die tragende Rolle. Vielmehr sieht er in der Aneignung dieser Lieder durch die Soldaten und ihrer Funktion für diese ihren grossen Wert. Er spielt auf die Geschichte der schweizerischen Söldner in fremden Diensten an:

«Wenn auch ihr [der Lieder] schweizerischer Ursprung angezweifelt werden kann (ich bin der letzte, der es tut), so beweist doch ihre starke Verbreitung, dass sie nicht nur Zustände in fremden Heeren

3 — Ein Beispiel für ein Lied, dessen Verse im Kontext des Ersten Weltkriegs entstanden und von Hanns in der Gand dokumentiert wurden: der General-Wille-Rundgesang. Hanns in der Gand notiert dazu: «Rundgesang nach dem alten Lied von General Laudon [österreichischer Feldherr, 1717–1790] gehört an der Westgrenze

in Buix (Jura) am 8. Juni 1915, Bataillon 53 [sic. 54]. Vorliegender Text und Melodie aus dem handschriftlichen Liederbuche des Bataillons 54, Courgenai [sic], Passwort kann beliebig genommen werden. Bei dem Worte «Bum» schlagen alle mit der Faust auf den Tisch.»

widerspiegeln wollen, sondern Stimmungen unserer Brüder besonders scharf wiedergeben, und wenn schliesslich die Erlebnisse und Taten unserer Söldner der schweizerischen Kriegsgeschichte angehören, dann gehören auch ihre Lieder hierher, denn gerade diese Söldnerlieder reden von Dingen, welche unsere Kriegsgeschichte oft genug verschweigt.»<sup>31</sup>

So ist es nicht verwunderlich, dass sich Hanns in der Gand speziell für ein historisches Lied aus dem Söldnerkontext interessiert hat. In seinem Aufsatz *Das Beresinalied* aus dem Jahr 1932 beschäftigt er sich mit einem Lied, das seinen Ursprung nicht in der Schweiz hat, aber ohne Zweifel zu den wohl bekanntesten schweizerischen Soldatenliedern gehört.<sup>32</sup> Das Lied, das Hanns in der Gand im *Schwyzerfähnli* unter dem Namen *Beresinalied* führt,<sup>33</sup> heisst eigentlich *Das Leben, Brüder, ist nur Reise* und wurde von dem deutschen Lyriker Friedrich von Kōpken (1737–1811) verfasst. Der Text des Liedes verweist deutungsoffen auf die Vergänglichkeit des Lebens; er bestärkt gleichzeitig aber auch die Sängerinnen und Sänger, mutig weiterzugehen – ohne damit jedoch speziell den soldatischen Kontext zu meinen. Hanns in der Gand zeigt ausführlich, wie das Lied im 18. und 19. Jahrhundert vor allem in Deutschland weitertradiert und in welchen Sammlungen es abgedruckt wurde. Über fliegende Blätter, deren 100 Gand ausfindig machen kann, wird das Lied Ende des 18. Jahrhunderts in die Schweiz gekommen sein.<sup>34</sup> In jedem Fall ist folgendes Datum für die Überlieferungsgeschichte des Liedes von zentraler Bedeutung: Am 26. November 1812 stehen vier Schweizerregimenter – darunter das 1. Regiment unter der Führung von Oberstleutnant Thomas Legler – an der Beresina – einem Fluss im heutigen Weissrussland –, um den Abzug der napoleonischen Truppen abzusichern. Als Legler die Schlachtpläne für den anbrechenden Einsatz erhält, stimmen er und einige weitere Offiziere das ihnen bekannte Lied *Unser Leben gleicht der Reise* an. Die darauf folgende Schlacht an der Beresina – die letzte innerhalb des Russlandfeldzugs – endet mit einer Katastrophe: Tausende Soldaten, darunter 1000 Schweizer, verlieren ihr Leben. Das Lied, dessen Aufführung am Morgen vor der Tragödie historisch belegt ist,<sup>35</sup> wird im 19. Jahrhundert in vielen Regionen der Schweiz bekannt, wie Hanns in der Gand zeigt.

4 — In den drei Bänden der Edition «Das Schwyzerfähnli» präsentierte Hanns in der Gand ausgewählte Lieder seiner Soldatenliedersammlung. Die Edition richtete sich an eine breite Öffentlichkeit, mit dem Ziel, die kollektive Erinnerung an die vergangene Schweiz zu stärken und das gemeinschaftliche Singen zu fördern.

5 — Der dritte Band des «Schwyzerfähnli» enthält das Lied «La petite Gilberte de Courgenay» (hier mit zeitgenössischer Illustration). Hanns in der Gand, der wohl doch nicht als Autor des Liedes bezeichnet werden kann, erkannte die Originalität des Liedes und nutzte es in seinen Auftritten.



4

**La petite Gilberte de Courgenay**

1. By Brun-te-tut im Ju-ra, da  
 het e Wirt es Hus, da luegt es Meit-schi  
 al-li Stund dry-mal zum Pfei-ster us, und  
 fraght du denn d'Sol-da-te, wer echt das Meit-schi  
 sei, da küpft es je-dem Schwy-zer-bueb sjs  
 Herz und au sjs Bel: C'est la pe-

32

5

Hanns in der Gands Forschungen zum *Beresinalied* werden durch zwei wichtige Perspektiven motiviert gewesen sein: Erstens nimmt das *Beresinalied* bei ihm einen paradigmatischen Status ein und steht für das gesamte Repertoire an schweizerischen Soldatenliedern, die vielfach einem transnationalen Prozess der Aneignung und Weitergabe entspringen, zweitens sieht er im Lied eine spezifisch schweizerische Erinnerung, die er mit der Publikation des Liedes einerseits und dessen Rezeptionskontexts andererseits revitalisieren möchte.

Beide Perspektiven mögen sich in ihrer grundsätzlichen Ausrichtung – auf der einen Seite der transnationale Tradierungskontext, auf der anderen Seite die nationale Bedeutung im kollektiven Gedächtnis – widersprechen. Dennoch wird bereits an dieser scheinbaren Ambivalenz die 1937 erstmals formulierte Idee der Geistigen Landesverteidigung sichtbar, die die Besonderheit der eigenen Nation vor allem auf die kulturelle Vielfalt im eigenen Land stützt. So formuliert Nationalrat Henri Valloton am 23. Juni 1937:

«Aber die nationale Verteidigung sollte nicht auf die militärische Landesverteidigung beschränkt bleiben, sie muss sich auf all das erstrecken, was unsere Geschichte, unsere Kultur, unsere Tradition, unsere vier Nationalsprachen sowie unsere demokratischen Einrichtungen berührt. Ausserdem soll die nationale Verteidigung auf einer gegenseitigen Kenntnis und einer engern Einigung unter den Rassen, Konfessionen und den verschiedenen Sprachen der Eidgenossenschaft begründet sein.»<sup>36</sup>

Und in der Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938 heisst es: «Darin, dass diese schweizerische Einstimmigkeit in den Sprachen der drei grössten Bevölkerungsgruppen Europas zum Ausdruck gelangt, liegt ihre natürliche Stärke.»<sup>37</sup>

Das Prinzip der demokratischen Einheit in der Vielfalt, das im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung als typisch schweizerisch konstruiert wird, dessen man sich vergewissert und das weiter bestärkt werden soll, hebt Hanns in der Gand an seinen Arbeiten zur Soldatenliedersammlung vor allem ab den 1930er-Jahren hervor.

Mit der Kritik einiger weniger Kreise bezüglich eines Mangels an «echten» schweizerischen Soldatenliedern kann er dementsprechend nichts anfangen, wie er in seiner Schrift *Zu unserem Soldatenlied* aus dem Jahr 1939 ausführt:

«Die aussenpolitischen Ereignisse der jüngsten Zeit haben die psychologischen Grundlagen unserer Soldatenlieder nur insofern geändert, als die Anspannung bedeutend gesteigert worden ist. Darin liegt auch der Grund, weshalb aus Offizierskreisen (vereinzelt!) und

aus breiteren Schichten, die sich sonst nie mit dem Soldatenliede beschäftigen, Klagen laut geworden sind über fremdländische Einflüsse in unserem Soldatenlied.»<sup>38</sup>

Und er fügt pointiert hinzu: «Wir beziehen eben nicht nur Waffen aus dem Ausland!»<sup>39</sup>

Während Hanns in der Gands Sichtweise auf die Schweiz im Ersten Weltkrieg noch durch das unmittelbare Erleben der kulturellen Vielfalt im Kontext seiner weitläufigen Sammlung von Soldatenliedern geprägt ist, ist in seinen Arbeiten ab den 1930er-Jahren ein Umdeutungsprozess erkennbar, der eben diese Vielfalt als spezifisch schweizerisch ausweist und zum Alleinstellungsmerkmal im Kontext anderer europäischer Nationen stilisiert.

Damit ändert sich das durch Hanns in der Gand beobachtete ambivalente Verhältnis vieler Schweizerinnen und Schweizer gegenüber den «fremdländischen» Soldatenliedern; gerade ihre Herkunft im Rahmen transnationaler Aneignungs- und Tradierungswege – gekoppelt mit der (Re-)Konstruktion einer gemeinsamen nationalen Erinnerung wie im Fall des *Beresinalieds* – macht sie für die Geistige Landesverteidigung anschlussfähig und dienlich.

*La petite Gilberte de Courgenay* gilt als das bekannteste Lied von Hanns in der Gand und bezieht sich auf eine historische Begebenheit im Ersten Weltkrieg.

Die Hauptfigur, die im Lied als «La petite Gilberte» besungen wird, ist Gilberte Montavon, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs 18 Jahre alt ist. Während des Kriegs arbeitet sie im elterlichen Hôtel de la Gare in Courgenay im Kanton Jura. Das Dorf liegt nahe der französischen Grenze und ist Stützpunkt der schweizerischen Armee. Gilberte bewirbt schweizerische Soldaten und Offiziere und wird von diesen grösstenteils schwärmerisch verehrt. Hanns in der Gand, der mehrmals nach Courgenay geschickt wird, lernt Gilberte Montavon persönlich kennen; sein Liederbuch enthält zwei Lieder, die Gilberte ihm vorgesungen hat.

Die Erscheinung der Gilberte Montavon muss so eindrücklich gewesen sein, dass sie zur Hauptfigur des Paradeliedes von Hanns in der Gand wurde. Das Lied, das in deutscher und französischer Sprache verfasst ist, dichtet Hanns in der Gand angeblich im Februar 1917. Neueste Forschungen weisen jedoch darauf hin, dass Hanns in der Gand doch nicht der Urheber, sondern «nur» der Interpret dieses Liedes war. Die Autoren waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Entlebucher Amateurkomponisten Robert Lustenberger und Oskar Portmann, die als Wehrmänner in Courgenay stationiert waren. Sie sollen das Lied bereits an Weihnachten 1915 verfasst und gesungen haben.<sup>40</sup> Hanns in der Gand muss das Lied um diese Zeit in Courgenay gehört haben, vermutlich wurde es ihm von den beiden Entlebuchern direkt vorgesungen. Als geschulter Arrangeur und Sänger von (Volks-)Liedern wird er die Origina-

lität des Liedes erkannt, es weiterbearbeitet und in seine Auftritte aufgenommen haben. Dieses Vorgehen entspricht einerseits seiner Praxis im Umgang mit den anderen von ihm gesammelten Liedern, die er für seine Auftritte arrangiert und weiterverbreitet hat, andererseits stellt es eine gängige Nutzung von Volksmusik der damaligen Zeit dar; Urheberrechte spielten damals – anders als heute – im Bereich der populären Musik noch keine Rolle.

Dennoch ist es problematisch, dass Hanns in der Gand, als er das Lied im dritten Band des *Schwyzfährli* publiziert, es mit dem Zusatz «Wort und Weise vom Herausgeber» versieht.<sup>41</sup> Dieser Vorgang, der angesichts seiner akribischen Recherchearbeit im Rahmen der Lieddokumentation kaum fehlerhaft zustande gekommen sein kann und der im Kontext seiner Arbeit als Wissenschaftler umso schwerer wiegt, ist nur damit zu erklären, dass Hanns in der Gand selbst das Bedürfnis hatte, über seine wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit hinaus eine tragende Rolle im Prozess der nationalen Identitätskonstruktion zu spielen. Er wird die Tragweite der Geschichte der Gilberte Montavon erkannt haben, die sich aufopferungsvoll und keck zugleich den Soldaten und Offizieren widmete. Er wird vermutlich selbst von ihr fasziniert gewesen sein und die einzigartige Stimmung eines besonderen Ortes und einer besonderen Zeit – in einer aus den Fugen geratenen Welt – wahrgenommen haben. Hanns in der Gand wird das Hôtel de la Gare als Sehnsuchtsort, als Ort von Zufriedenheit und Stabilität erkannt und gedeutet haben – im Gegensatz zur durch den Krieg geprägten Umwelt. Der sehr offen formulierte Liedtext lässt darüber hinaus die unterschiedlichsten Ausdeutungen der Gilberte zu – als Geliebte, Freundin, Mutter und nationales Vorbild zugleich.<sup>42</sup> Dieses Potenzial erkennt Hanns in der Gand und nimmt das Lied in sein Repertoire auf. Im Gegensatz zum *Beresinalied* hat dieses Lied einen eindeutigen Schweizer Kontext und ist unmittelbar anschlussfähig an die Erlebnisse der Soldaten, die sich konkret in der Situation der Grenzbesetzung 1914–1918 befinden. Für die Wirkkraft des Sujets der Sehnsuchtsfigur Gilberte spricht auch, dass es später im Zweiten Weltkrieg im Format des Romans und Films weitererzählt wird.

So verarbeitet der Autor Rudolf Bolo Maeglin die Gilberte als Hauptprotagonistin seines 1939 veröffentlichten Romans *Gilberte de Courgenay*. Im Film *Marguerite et les soldats* (1940/41) von August Kern wird eine ähnliche Figur wie Gilberte zur patriotischen Frauengestalt erhoben, und auch der bereits erwähnte Film von Franz Schnyder, *Gilberte de Courgenay* von 1941, zeugt von der enormen Erzählkraft des Sujets – auch wenn im Kontext der Geistigen Landesverteidigung die Deutung der Gilberte zunehmend als nationale «Übermutter» eingeengt wird.

Für Hanns in der Gand bedeutet das Lied, das in Schnyders Film prominent verwendet wird und dort einen hohen Stellenwert einnimmt, seinen

Durchbruch als Sänger. War er vorab vor allem einem soldatischen Publikum bekannt, kann er sich mit diesem Lied weiten Teilen der schweizerischen Bevölkerung bekannt machen und durch den teilweise französischsprachigen Text des Liedes auch ein Publikum in der Westschweiz gewinnen.

## FAZIT

---

Hanns in der Gands Sicht auf die Schweiz ist durch Ambivalenzen bestimmt. Einerseits ist er ein Verfechter der kulturellen Vielfalt der Schweiz und ihrer transkulturellen Verortung in einem europäischen Gefüge. In seiner Tätigkeit als Sammler und Publizist «schweizerischer» Soldatenlieder fokussiert er die Wege der Tradierung und Aneignung dieser Lieder und untersucht deren Entstehungskontexte. Andererseits ist er – vor allem mit dem Zweiten Weltkrieg – selbst aktiv an der Konstruktion eines spezifischen Schweizerbildes beteiligt, das auf Abgrenzung nach aussen und Patriotismus basiert, indem er vor allem an die Bedeutung des Liedguts als gemeinsames nationales Erbe appelliert und in seiner Praxis als Soldatensänger das Gruppensingen fördert.

Als Schweizer Bürger «mit Migrationshintergrund» unterlag Hanns in der Gand vermutlich besonderen Anstrengungen der Findung und Konstruktion einer persönlichen Identität. So müssen seine künstlerischen wie wissenschaftlichen Arbeiten auch vor dem Hintergrund seiner persönlichen Suche nach Heimat und Identität betrachtet werden. Unter dem Druck der verstärkten nationalen Selbstvergewisserung im Kontext der Geistigen Landesverteidigung tritt dann schliesslich immer stärker der Patriot Hanns in der Gand in den Vordergrund.

Die Verfestigung einer spezifisch schweizerischen Identität lässt sich allerdings nicht nur an der Person von Hanns in der Gand selbst festmachen, sondern sie trifft auch auf die gesamtgesellschaftliche Situation der damaligen Zeit zu. War das Bild der Schweiz im Ersten Weltkrieg noch variabel und verhandelbar, setzt in der aussenpolitischen Krise der 1930er-Jahre ein Prozess der Bestätigung, Festschreibung und Konstruktion spezifisch schweizerischer Werte ein, der in der Geistigen Landesverteidigung gipfelt. Zwar ist die kulturelle Vielfalt der Schweiz in die Ideologie der Geistigen Landesverteidigung signifikant eingeschrieben, dennoch gilt es aus Sicht der damaligen Politik auch das spezifisch «Schweizerische» der Kultur in Abgrenzung zu anderen Kulturen zu definieren.<sup>43</sup> Am Beispiel der Soldatenlieder gipfelt dieser Prozess in der Debatte um die Herkunft und den Nationalcharakter dieser Lieder. Der Erfolg des Liedes der *Gilberte de Courgenay*, das einen spezifisch schweizerischen Kontext aufweist, das heisst auf eine historische Begebenheit im Ersten Weltkrieg zurückgeführt werden kann, ist vor diesem Hintergrund verständlich.

So populär die Soldatenlieder für die Zeit der beiden Weltkriege waren, so hinderlich scheint genau dieser Kontext für die wissenschaftliche wie künstlerische Beschäftigung mit ihnen heutzutage zu sein; zu stark haftet ihnen der Charakter des Nationalstaatlichen und Wertkonservativen an. Der Blick in die konkrete Soldatenliedersammlung, die Hanns in der Gand um die Zeit des Ersten Weltkriegs anlegte, zeigt jedoch, dass derartige Befürchtungen unbegründet sind. Die Vielfalt der gesammelten Lieder, ihrer verschiedenen Entstehungs- und Tradierungskontexte kann als transkulturelles Erbe betrachtet werden und gibt Aufschluss über spezifische historische Kontexte wie beispielweise den der Schweizer Söldner in fremden Diensten. In diesem Sinn gilt es, den Einfluss der Geistigen Landesverteidigung auf die Rezeption dieser Liedersammlung kritisch zu reflektieren und den Weg für weiterführende Forschungen und Entdeckungen mit und in dieser Sammlung zu öffnen.

## Anmerkungen

---

- 1 Vgl. Dagmar Günther, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870–1930)*, Frankfurt a. M. 1998, 120.
- 2 Vgl. Wolfgang Pfeiffer, *Jugend – Musik – Sozialisation. Perspektive der Musikdidaktik*, in: Robert Heyer (Hg.), *Handbuch Jugend – Musik – Sozialisation*, Wiesbaden 2013, 187–214, hier 190.
- 3 Ernst Zahn, *Albin Indergand. Mit einem Nachwort von Dieter Fringeli*, Zürich 1981 [Roman].
- 4 Aus den Erinnerungen von Anton Krupski (Neffe von Hanns in der Gand), *Erinnerungen an Onkel Lolo*, Artikel aus einer nicht mehr identifizierbaren Zeitschrift, liegt im SVA (Ordner «Repertorium Hanns in der Gand»).
- 5 Hanns in der Gand war zwischen 1908 und 1910 am Hoftheater Altenburg beschäftigt. Diesen Hinweis verdanke ich Frieder Krause, dem Chronisten des heutigen Landestheaters Altenburg.
- 6 Vgl. Christine Burckhardt-Seebass, *Der Sänger*, in: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Hg.), *Der Volksliedsänger und -forscher Hanns in der Gand (LP)*, Bern 1984, im beiliegenden Booklet.
- 7 Vgl. ebd.
- 8 Diese Unsicherheit spiegelt sich auch in den innenpolitischen Spannungen des mit Deutschland sympathisierenden Generals Ulrich Wille, der damit vor allem die Westschweizer brüskiert. Vgl. URL: [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24433.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24433.php) (Stand: 12. Juli 2013).
- 9 Der Nachlass Hanns in der Gand im SVA Basel enthält neben den beiden Schachteln mit Soldatenliedern weitere zehn Schachteln mit Materialien aus seiner Volksmusikforschung.
- 10 Vgl. URL: [www.volkskunde.ch/sgv/die-gesellschaft-portrait/organe/volksliederarchiv.html](http://www.volkskunde.ch/sgv/die-gesellschaft-portrait/organe/volksliederarchiv.html) (Stand: 12. Juli 2013).
- 11 Sein musikalischer Nachlass befindet sich im Schweizerischen Volksliedarchiv in Basel, der Nachlass der Familie Krupski im Staatsarchiv Uri in Altdorf.
- 12 Vgl. Joseph Mooser, *Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er-Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 4 (1997), 685–708, hier 686.
- 13 Vgl. Karl Meuli, *Wladislaw Krupski ... Hanns in der Gand*, Basel [Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde] 1936 [Aufsatz als gedruckte Blattpublikation]; ders., *Hanns in der Gand*, in: Schweizer Archiv für Volkskunde 44 (1947), 279–283.
- 14 Vgl. dazu den Beitrag von Béatrice Ziegler in diesem Band.
- 15 Vgl. Abspann des Films «Gilberte de Courgenay» von Franz Schnyder (1942).
- 16 Vgl. *Sammelaufruf des Schweizerischen Volksliedarchivs von 1906* [Blattpublikation].
- 17 Der Schweizerische Lehrerverein und der Verein der Schweizerischen Gesang- und Musiklehrer unterstützten diesen Aufruf. Vgl. ebd.
- 18 Vgl. v. a. die Sammlung «Schweizer Kuhreihen» (1. Auflage 1805, hg. v. Franz Sigismund Wagner, anlässlich des 1. Unspunnenfests), die den Beginn der Volksliedsammlung in der Schweiz markiert, jedoch in späteren Auflagen Eigenkompositionen, Bearbeitungen usw. aufweist und damit keine wissenschaftliche Edition darstellt. Vgl. Max Peter Baumann, *Die Äplerfeste zu Unspunnen und die Anfänge der Volksmusikforschung in der Schweiz*, in: Anselm Gerhard, Annette Landau (Hg.), *Schweizer Töne. Die Schweiz im Spiegel der Musik*, Zürich 2000, 155–186.
- 19 *Sammelaufruf SVA* 1906.
- 20 Vgl. Johann Gottfried Herder, *Stimmen der Völker in Liedern* (Erstausgabe 1807, posthum hg. v. Johannes von Müller), Halle an der Saale 1915, 31.
- 21 Vgl. auch die Darstellung des Weihnachtsfests im Film «Gilberte de Courgenay» von Franz Schnyder (1942).
- 22 V. a. *Herkunftsbestimmungen, Klärungen der Entstehungs- und Überlieferungskontexte*, z. B. in dem genannten Liederbuch sowie weiteren Liedblättern der Soldatenliedersammlung Hanns in der Gand.
- 23 Eine grosse Sammlung solcher Broschüren und Liederbücher befindet sich in der Bibliothek des SVA sowie in der Universitätsbibliothek Basel. Beim Grossteil dieser Liederbücher handelt es sich um «graue» Literatur, d. h. nicht kommerzielle Publikationen, die im Eigenverlag durch die Einheiten produziert wurden.
- 24 Einige der im SVA liegenden Broschüren und Liederbücher weisen Gebrauchsspuren auf, die ebenfalls zeigen, dass diese Publikationen tatsächlich genutzt wurden – ob im Wehrdienst oder Privatgebrauch sei dahingestellt.
- 25 Vgl. Hanns in der Gand, *Das Schwyzerfänhli. Ernste und heitere Kriegs-, Soldaten- und Volkslieder der Schweizer*, Band 1, aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert, Bern, Biel, Zürich 1915; Band 2, aus dem 18., 19. Jahrhundert bis aus unserer Zeit, Bern u. a. 1915; Band 3, aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert und unserer Zeit, Bern u. a. 1917.
- 26 Gand, *Das Schwyzerfänhli*, Band 1, 5.
- 27 Ebd., 6.
- 28 Ebd., 5.
- 29 Ihm dient die Volksliededition von Otto von Greyerz (Hg.), *Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder*, 6 Bände, Bern 1908–1925, als Vorbild, die ebenfalls die enthaltenen Lieder kommentiert.

30 Gand, Das Schwyzerfähnli, Band 3, 3.  
31 Ebd.  
32 Vgl. Hanns in der Gand, Das Beresinalied. Ein Beitrag zur Geschichte des schweizerischen Soldatenliedes, Sonderabdruck aus der Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen 1932, 1–12.  
33 Vgl. Gand, Das Schwyzerfähnli, Band 1, 36f.  
34 Vgl. Gand, Das Beresinalied, 5.  
35 Vgl. Daniel Furrer, Soldatenleben. Napoleons Russlandfeldzug 1812, Zürich 2012, 213ff.  
36 Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938, 3.  
37 Ebd., 21.  
38 Hanns in der Gand, Zu unserem Soldatenlied, Sonderabdruck aus Schweizerische Monatshefte 10 (1939), 2–7, hier 5.  
39 Ebd., 6.  
40 Franz Burgert hat Zeitzeugenberichte gesammelt, die sehr plausibel zeigen, dass Lustenberger und Portmann die Autoren des Liedes sind; vgl. Franz Burgert, Wer schreibt, der bleibt – die schöpferische Seite. Komponieren im Entlebuch, in: Verein Entlebucher Musikgeschichte/Rotary Club Entlebuch (Hg.), Das klingende Tal. Geschichte der Musik, des Musizierens und der musikalischen Institutionen im Entlebuch, Schüpfheim 2008, 98–131, hier 106–108.  
41 Vgl. Gand, Das Schwyzerfähnli, Band 3, 35.  
42 Vgl. dazu den Beitrag von Béatrice Ziegler in diesem Band.  
43 Zum Beispiel durch den Aufbau einer «Kulturpflege», die Gründung der schweizerischen Kulturstiftung Pro Helvetia oder eines nationalen Radiodienstes. Vgl. Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufga-

ben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung vom 9. Dezember 1938.

## Bildnachweise

---

- 1 Fotopostkarte Atelier Eidenbenz Basel, Nachlass Hanns in der Gand, Schweizerisches Volksliedarchiv, Basel, Ordner «Repertorium Hanns in der Gand».
- 2 Nachlass Hanns in der Gand, Schweizerisches Volksliedarchiv, Basel, Ordner «Repertorium Hanns in der Gand». Fotografie: Karoline Oehme-Jüngling.
- 3 Soldatenliedersammlung Hanns in der Gand (7.171), Schweizerisches Volksliedarchiv, Basel. Fotografie: Karoline Oehme-Jüngling.
- 4 Hanns in der Gand, Das Schwyzerfähnli. Ernste und heitere Kriegs-, Soldaten- und Volkslieder der Schweizer, Band 1, aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert, Bern, Biel, Zürich 1915; Band 2, aus dem 18., 19. Jahrhundert bis aus unserer Zeit, Bern u. a. 1915; Band 3, aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert und unserer Zeit, Bern u. a. 1917. Fotografie: Karoline Oehme-Jüngling.
- 5 Hanns in der Gand, Das Schwyzerfähnli. Ernste und heitere Kriegs-, Soldaten- und Volkslieder der Schweizer, Band 3, aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert und unserer Zeit, Bern u. a. 1917. Fotografie: Karoline Oehme-Jüngling.

# BILDER VOM KRIEG? DER «PESTALOZZI- SCHÜLER-KALENDER» UND DER «ZEICHEN- WETTBEWERB NACH NATUR» ALS BILD- QUELLEN ZUM ERSTEN WELTKRIEG

«Nicht Schlachten, sondern Werke des Friedens sind die  
ruhmreichsten Taten der Menschen.»<sup>1</sup>

Bruno Kaiser, Herausgeber des Pestalozzi-Kalenders, 1940

Auf der Suche nach Bildquellen zur Zeit des Ersten Weltkriegs stösst man im Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung<sup>2</sup> der Stiftung Pestalozzianum auf Zeichnungen, die damals für einen Wettbewerb eines Schülerkalenders angefertigt wurden. Die vom *Pestalozzi-Schüler-Kalender* in alljährlich von 1912 bis 1984 veranstalteten Wettbewerben prämierten Zeichnungen, Drucke, Scherenschnitte, Collagen und Malereien umspannen fast das gesamte 20. Jahrhundert. Es bietet sich an, diese bildnerischen Äusserungen Schweizer Kinder und Jugendlicher, die sich heute thematisch geordnet im Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung befinden,<sup>3</sup> als historische Quellen zu analysieren. Unter den 24000 erhaltenen Arbeiten finden sich zwar nur mehr wenige aus den 1910er-Jahren, doch gewähren diese, wie auch Abbildungen verlorener Zeichnungen, einen Einblick in das bildliche Schaffen von Schweizer Schülerinnen und Schülern zwischen 10 und 18 Jahren aus dem Zeitraum von 1912 bis 1918. Diese Zeichnungen vermitteln Anhaltspunkte für die Aufnah-

me und das zeichnerische Festhalten visueller Eindrücke im weiteren pädagogischen und jugendkulturellen Kontext dieser Entstehungsjahre. Zugleich ermöglichen sie einen Einblick in die Präsenz des Ersten Weltkriegs im Erleben und in den tradierten Erinnerungen von Jugendlichen.

Für diesen Beitrag wurden einerseits die Bilder und begleitenden Texte im Kalender selbst, andererseits die Zeichnungen als Bilddokumente untersucht. Während zahlreiche Fotografien im Kalender als tatsächliche «Zeitbilder» verstanden werden können, stellen die mit Preisen ausgezeichneten Zeichnungen eher «Zeitstimmungsbilder» dar, welche, an den Wettbewerbsregeln orientiert, die geistige Grundhaltung der Epoche vermitteln. Es wird sich zeigen, inwiefern Schweizer Kinder- und Jugendzeichnungen des Ersten Weltkriegs als Quellen für die damalige Zeit betrachtet werden können.

#### EIN «WAHRER FREUND UND HELFER DER SCHWEIZERJUGEND»

---

Der *Pestalozzi-Kalender* hiess ursprünglich *Kaisers Schüler-Kalender* und wurde ab 1907 von Bruno Kaiser (1877–1941), Inhaber des gleichnamigen Warenhauses in Bern, herausgegeben. Der Kalender trug auf dem Einband das Konterfei des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi und erhielt so schnell von den Schülern den Namen *Pestalozzi-Kalender*, der bald auch offiziell geführt wurde.<sup>4</sup> Dieser Kalender enthielt neben Stundenplan, Kalender, dem Verzeichnis der Bundesräte und verschiedenen Mass- und Wertetabellen ein Sammelsurium von allerlei Wissenswertem zur Ergänzung des Schulwissens. Kaiser, ein kulturinteressierter und belesener Philanthrop, wollte mit dem jährlich erscheinenden Büchlein den jungen Lesern eine breite Vielfalt an Themen näherbringen, welche er selbst in den bisher erhältlichen Schülerkalendern vermisst hatte, und so zu einer umfassenden Bildung beitragen.<sup>5</sup> Neben Artikeln über technische Erfindungen und exotische Tiere, berühmte Persönlichkeiten des In- und Auslandes, fremde Kulturen und Kuriositäten enthielt der Kalender von Anfang an auch eine Reihe von Wettbewerben, so beispielsweise einen «Rätsel- und Schattenbilder-Wettbewerb» oder einen Haussprüche-Wettbewerb, die ab 1913 gesammelt in einem zweiten Band, dem sogenannten Schatzkästlein, ausgeschrieben wurden. Dort wurden die Aufrufe zur Teilnahme publiziert, die Wettbewerbsbedingungen erklärt und die Gewinner des letzten Jahres aufgeführt. Abgeschlossen wurde das *Schatzkästlein* jeweils mit Werbeseiten des Warenhauses Kaiser & Co., die sich an ein kindliches Zielpublikum richteten.

Als Veranstalter eines Zeichenwettbewerbs trat der Kalender 1912 in Erscheinung: Kleine Vorlagen zum Vergrössern im Kalender von 1911 hatten

einige Leser spontan dazu angeregt, ihre eigenen Zeichnungen an den Kalender zu schicken. Diese wurden daraufhin prompt prämiert, und im Folgejahr wurde eine Ausschreibung zum «Zeichnen nach Natur» publiziert. Dieser Wettbewerb erhielt regen Zuspruch in Form von Bleistift- und Federzeichnungen – ein dauerhafter Wettbewerb war eingerichtet. Die Wettbewerbskategorien wurden in den folgenden Jahren stetig erweitert und um neue Techniken und Themen bereichert, wie auch der Kalender eine stetige Weiterentwicklung und Verbreitung erfuhr. Entsprechend war er auch bei nationalen Grossanlässen wie der Schweizerischen Landesausstellung von 1914 präsent.

### DAS «LIEBLINGSBUCH DER SCHWEIZERJUGEND» AN DER LANDESAUSSTELLUNG 1914

---

Binnen weniger Jahre war der *Pestalozzi-Schüler-Kalender* zu einem festen Begleiter der Schulzeit geworden, der in verschiedenen Sprachausgaben erschien und zu einem beliebten Weihnachtsgeschenk von Grosseltern und Paten avancierte. Diese tiefgreifende Verfestigung in der Jugend- und Schulkultur mündete schliesslich in einer eigenen Präsentation des Kalenders in der «Abteilung Unterrichtswesen» an der Schweizerischen Landesausstellung (S.L.-A.B.) in Bern 1914, die im Gegensatz zu früheren Landesausstellungen auch weniger klassische Ausstellungsobjekte präsentierte.<sup>6</sup> Eine Seite aus dem *Illustrierten Album* zur Landesausstellung gibt einen Einblick in die Verkaufsräume der Firma Kaiser & Co. sowie in den Ausstellungsraum der S.L.-A.B., in denen hinter einer Vitrine mit Kalendern und Preisen auch unzählige gerahmte «Schülerarbeiten im Zeichen-Wettbewerb» zu sehen sind.<sup>7</sup> Diese bedecken in dichter Hängung die Wände von der Zierleiste bis zum Boden und zeigen vor allem Gebäudestudien, Raumeinblicke und Stilleben. Die Bilder dienten demnach dem Kalender als optisches Aushängeschild, gleichsam die Bestrebungen zur Unterhaltung wie auch zur Unterweisung konzentriert vereinigend. Dem Kalender wurde quasi als Höhepunkt der Präsentation als «verbreitetstes schweizerisches Schulbuch» der «Grand prix S.L.-A.B. 1914» verliehen. Als Begründung nannte man neben der Tatsache, dass es sich um das «Lieblingsbuch[e] der Schweizerjugend» handle, auch die «vorzügliche Ausstattung» und «seine idealen Bestrebungen».<sup>8</sup> Die – nun preisgekrönte – «vorzügliche Ausstattung» des Schülerkalenders setzte sich aus drei Bildformen zusammen: erstens der grosszügigen schwarz-weissen Bebilderung der Texte durch Fotos und Grafiken sowie Reproduktionen von Gewinnerarbeiten der Wettbewerbe; zweitens aus teilweise farbigen Zwischenbildern – Reproduktionen von Gemälden von vornehmlich Schweizer Künstlern, deren Zweck der ästhetischen Erziehung wie auch der Anschauung moralischer

Werte und Schweizer Traditionen galt. Drittens wurde auch der Einband von wechselnden Künstlern gestaltet; zuerst zierte das bereits erwähnte Pestalozzi-Porträt den Deckel, in den Kriegsjahren wurde es von Figuren in historischen Schweizer Rüstungen und Trachten abgelöst. Im Vorwort des Kalenders von 1915 wurde im Hinblick auf die patriotische Neugestaltung des Titels Bezug genommen, schliesslich hatte dieser Jahrgang in «der Zeit des grossen europäischen Krieges [...] das Licht der Welt erblickt. Text und Bilder, wie auch der neue prächtige Einband, den Herr Kunstmaler Linck entworfen hat, legen davon Zeugnis ab.»<sup>9</sup> Der Kalender für Schülerinnen (der sich im Übrigen nur dahingehend von der Knabenausgabe unterschied, dass am Ende des *Schatzkästleins* verschiedene Handarbeitsanleitungen angefügt waren) zeigte auf dem Deckenbild zwei Frauenfiguren, welche ein Wappen mit dem Schweizerkreuz mit Blumen schmücken und die visuelle Orientierung am Zeitgeschehen verbildlichen.

Die reiche Bebilderung der Schüler-Agenda spiegelte sichtbar Moden und geistige Tendenzen der Epoche – in den frühen Kriegsjahren zeigt sich jedoch eine Hinwendung zu historischen Themen und Motiven, welche, der neutralen Haltung des Landes folgend, vor allem dem Neutralitätsschutz und der Flüchtlingshilfe verpflichtet waren.

#### ERZIEHUNG ZUM FRIEDEN: EIN SCHÜLERKALENDER IN KRIEGSZEITEN

---

Während in der Kinderliteratur der Kriegsparteien die «Erziehung zum Krieg»<sup>10</sup> klare Leitideologie war, die sich, vor allem in Deutschland, in zahlreichen Bilder- und Jugendbüchern niedergeschlagen hat,<sup>11</sup> wurde im *Pestalozzi-Kalender* intensiv für Hilfsbereitschaft und Selbstaufopferung geworben und die vorbildliche Rolle der Schweiz als Flüchtlingsziel und Helferland ins Licht gerückt. Das Vorwort des *Pestalozzi-Kalenders* von 1916 verdichtet diese Ideale und Ziele in drei Absätzen.

1— Einen Eindruck der öffentlichen Präsenz der Zeichenwettbewerbe des «Pestalozzi-Kalenders» vermittelt eine Abbildung aus der Publikation «Illustriertes Ausstellungs-Album der Schweizerischen Landesausstellung in Bern von 1914» (Seite 513). Der Kalender und seine Wettbewerbe begleiteten und prägten die Schulzeit vieler Schweizer Kinder und Jugendlicher.



Ein Blick in die Verkaufsräume (Abteilung Geschenkartikel) der Firma Kaiser & Co.

## PESTALOZZIKALENDER

Urteile:

„Der Bund“. Dem Pestalozzikalender, dem Lieblingsbuche der Schweizerjugend, wurde an der Landesausstellung für die vorzügliche Ausstattung und für seine idealen Bestrebungen die höchste Auszeichnung, „Der grosse Ausstellungspreis“, zuerkannt, der einzige „Grand Prix“ in der Abteilung. Die Auszeichnung ist um so bemerkenswerter, als sonst nur die grossartigsten und wichtigsten Erzeugnisse der Industrie diesen höchsten Preis erhielten, während hier die gleiche Bedeutung einem einzelnen kleinen Buche, das sich jedermann zum Preise von Fr. 1.50 beschaffen kann, beigemessen wurde. Die Auszeichnung galt in diesem Falle hauptsächlich der grossen volkswirtschaftlichen Bedeutung des Ausstellungsobjektes und ist deshalb um so ehrenvoller.



## PESTALOZZIKALENDER

verbreitetes schweizerisches Schulbuch

Grand prix S. L.-A. B. 1914.

Einzig grosser Ausstellungspreis in der Abteilung Unterrichtswesen, in Anerkennung der Verdienste des Pestalozzikalenders um die Schweizerjugend.

„Der Bund“. Der Pestalozzikalender ist ein Buch, um das man unsere Jugend geradezu beneiden möchte.

„Schweizerische Lehrerzeitung“. Die Ausstellung ist ein Juwel der Schulabteilung... es ist gar nicht ausdenken, welchen Segen der Pestalozzikalender verbreitet... er ist ein Miterzieher erster Güte.



Teilbild der Pestalozzikalenderausstellung an der S. L.-A. B. (Schülerarbeiten im Zeichen-Wettbewerb)

## PESTALOZZIKALENDER

„Gazette de Lausanne“. L'Almanach Pestalozzi est à recommander sans restriction.

„Nouveliste vaudois“. Ce petit livre-là est un chef-d'œuvre.

„Amerikanische Schweizerzeitung“. Der Pestalozzikalender ist das Vollkommenste, was man sich für die lernende Jugend wünschen kann.

Félix Bonjour, Präsident des Nationalrates (1914) ...avec cet excellent guide j'aurais sans doute mieux fait mon chemin.

Ausstellung Kind und Kunst, Wien 1912. Ehrenkreuz und grosse goldene Medaille.

Nur höchste Auszeichnungen an allen beschickten Ausstellungen.

«Auch der Pestalozzikalender 1916 trägt das Gepräge des grossen Kriegsjahres, in dem er geschrieben wurde.

Die vielen Soldatenbilder sollen unsern Lesern eine Erinnerung sein, nicht an die schreckliche Zeit, in der sich unsere Nachbarvölker in blindem Hass mordeten, sondern an die Tage, in denen das Schweizervolk bestrebt war, der Menschheit zu dienen und den festen Willen bekundete, einig zu bleiben, um seine Unabhängigkeit aufs äusserste zu verteidigen.

Trotz Kriegslärm, der oft die friedliche Arbeit unterbrach, waren die Herausgeber des Pestalozzikalenders nach Kräften bemüht, das Buch neuerdings zu verbessern, damit es stets würdiger werde, der wahre Freund und Helfer der Schweizerjugend zu sein.»<sup>12</sup>

Die Kriegs- oder vielmehr die Friedensthematik offenbart sich während der Kriegsjahre in einzelnen Beiträgen, wobei die Texte und Bilder der Ausgabe von 1916 sich der Waffenkunde und der Rolle der Schweiz in kriegerischen Auseinandersetzungen widmeten. Dabei kamen die aktuellen Ereignisse zunächst nicht an erster Stelle. Vielmehr bildete der Kalender während der ersten Kriegsjahre ein Zeitfenster in die Vergangenheit, in dem die grossen Schweizer Schlachten beschworen und die Schweizer Grenzbesetzungen seit der frühen Neuzeit in Erinnerung gerufen wurden. Die Perspektive lag durchwegs auf der Schweiz als Hort des Friedens in kriegerischen Konflikten, wie in einem Bildbericht über die «Grenzbesetzung während des Deutsch-Französischen Kriegs 1871»: Den Zeichnungen des Neuenburger Malers Auguste Bachelin (1830–1890)<sup>13</sup> folgend, wurden die Ereignisse aus Schweizer Sicht auf über 40 Seiten eingehend beschrieben. Die beigegefügtten Berichte über die Versorgung von Verwundeten und Flüchtlingen waren durchgehend im Präsens gehalten, als handle es sich um aktuelle Ereignisse. Der tatsächlichen Gegenwart wurde im *Schatzkästlein* zunächst mit einer Beschreibung internationaler Kriegs-Briefmarken Rechnung getragen.<sup>14</sup> Im Kalender findet sich eine Abbildung der Bundesfeier-Postkarte von 1915, welche die allegorische Darstellung «Die Schweiz im Dienste der Wohltätigkeit; Helvetia geleitet einen Zug Flüchtlinge» von H. van Muyden aus Genf zeigt.<sup>15</sup> Auch hier ist die Friedensarbeit Bildprogramm, allerdings in Zusammenhang mit einem Bericht über «Die Retter der Verunglückten am Grosse St. Bernhard»<sup>16</sup> und somit in einem allgemeineren Kontext der Barmherzigkeit und Nothilfe. Darüber hinaus widmeten sich verschiedene Beiträge kriegstechnischen Themen wie «Panzerschiffe und ihre Feinde»,<sup>17</sup> «Das schweizerische Flugwesen»<sup>18</sup> oder als wiederum historischer Rückblick dem «Schweizerischen Heerwesen in früheren Zeiten».<sup>19</sup>

Bilder vom Krieg und seinen Auswirkungen waren demnach im *Pestalozzi-Kalender* präsent und wurden mit entsprechenden Textbeiträgen

untermauert. Bruno Kaiser publizierte im *Schatzkästlein* 1916 auch einen den Frieden propagierenden Text mit dem Titel «Das Schweizer Militär und der Kampf für den Frieden!»:

«Von oberflächlich oder nicht vorurteilsfrei denkenden Menschen hört man oft die Behauptung: der Krieg sei eine Notwendigkeit zur Entwicklung der Menschheit, die grössten Fortschritte seien durch das Schwert errungen worden, die Kriege wirkten veredelnd auf den Menschen und müssten infolgedessen notwendigerweise immer wiederkehren. Nichts ist falscher, widersinniger und gemeingefährlicher als diese Behauptung! Gar viele lassen sich durch sie täuschen; denn es ist wahr, Kriege haben schon Fortschritten der Menschheit zum Durchbruch verholfen, der Krieg ist eine Schule der Tapferkeit, Selbstzucht und Opferfreudigkeit, aber wahr ist auch, dass eine zivilisierte Menschheit andere Wege kennt, um Fortschritte zu machen, als den Krieg, der weit mehr Fortschritte verhindert als gefördert hat und dass es im friedlichen Leben dem Wollenden nicht an Gelegenheit, wohl aber noch an Erkenntnis fehlt, um Tapferkeit und Opfersinn zu üben.»<sup>20</sup>

Gefolgt wurde Kaisers Plädoyer für den Frieden von einer umfangreichen Bildreportage, darunter Fotos von schwer verwundeten deutschen Soldaten oder einer Schweizer Skipatrouille im Hochgebirge.<sup>21</sup> Eine noch ausgreifendere Bild- und Textdokumentation des *Schatzkästleins* von 1917 widmete sich schliesslich der Grenzbesetzung der Jahre 1914/15, als sei man nach dem eingehenden Blick auf vergangene Ereignisse nun dauerhaft in den Geschehnissen der Gegenwart angekommen. Eine ausführliche Fotoreportage zeigt unter dem Titel «Andenken an die Grenzbesetzung» als Fortsetzung der vorjährigen Bildersammlung verschiedenste Bilder aus dem Soldatenleben: eine «Radfahrerabteilung in Gefechtsstellung», «Turnübungen der Soldaten» sowie ein «hübsches Silhouettenbild: Schuster und Schneider an der Arbeit».<sup>22</sup> Diese Form der Berichterstattung vom Krieg sowie die Beschwörung der neutralen, helfenden Haltung der Schweiz prägten auch die Kalenderausgaben der weiteren Kriegsjahre.

Andere zeitgenössische schweizerische Bild- und Textquellen spiegeln ebenfalls die dem Frieden zugeneigte Haltung der Republik, wobei der Fokus der Bildbände einerseits auf der Barmherzigkeit des Schweizervolkes lag,<sup>23</sup> andererseits aber auch auf der Wehrbereitschaft zur Verteidigung der Schweizer Unabhängigkeit.<sup>24</sup> Es stellt sich nun die Frage, ob und wieweit sich diese auf jugendliche Leser ausgerichtete friedenspropagandistische Bilderflut auch in den prämierten Wettbewerbszeichnungen dieser Epoche niederschlagen hat.

## ZEICHNEN NACH NATUR

---

1912 war die erste reguläre Ausschreibung des Zeichenwettbewerbs «Zeichnen nach Natur» erfolgt und mit folgenden Worten eingeleitet worden:

«Die Vorlagen in unserem letztjährigen Kalender haben viele Leser zum Nachzeichnen veranlasst; es sind uns eine Anzahl sehr hübscher Bleistift- und Federzeichnungen eingesandt worden, wovon wir den besten Preise zuerkannten. Der Zeichen-Unterricht hat sich in den letzten Jahren sehr geändert; während früher grossenteils nur gedruckte Vorlagen nachgeahmt wurden, wird jetzt meist nach der Natur gezeichnet. In viel höherem Masse wird dabei die Beobachtungsgabe geschärft, zum Denken angeregt, und das Gedächtnis geübt, als es bei der alten Methode der Fall war. Viele Schüler sind der Ansicht, Zeichnen sei eine gewöhnliche Handfertigkeit; zu denken brauche man dabei nicht viel; es ist dies ganz falsch. Gutes Zeichnen verlangt in erster Linie richtiges Denken; es heisst dabei genau beobachten und das Beobachtete sich scharf einprägen, so dass man es nachbilden kann, selbst wenn man es nicht mehr sieht.»<sup>25</sup>

Als Juror amtierte der Berner Maler Ernst Linck (1874–1935), der die zahlreichen Einsendungen von Gebäudestudien, Raumeinblicken und Bildkompositionen mit verschiedenen Preisen bedachte. Wieweit Bruno Kaiser an der Auswahl der Gewinnerbilder beteiligt war, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, es ist jedoch anzunehmen, dass er einen gewissen Anteil daran hatte, nachdem er auch die erste Ausschreibung verfasst hatte. 1913 vermeldete der Autor des Wettbewerbsaufrufs einleitend:

«Der zum ersten Male in unserem letztjährigen Schülerkalender eingeführte Zeichenwettbewerb nach Natur hat einen durchschlagenden, höchst erfreulichen Erfolg erzielt. Wie die Herausgeber des Kalenders erwarteten, hat das Ergebnis des Wettbewerbs bewiesen, dass einzig das Zeichnen nach Natur vermag, in der Jugend den freudigen Eifer und die notwendige Ausdauer am Zeichnen zu erwecken. Die mehreren hundert eingesandten, grossenteils recht guten Arbeiten, liessen leicht erkennen, mit wie viel Hingebung und Fleiss und wirklichem Können die gestellten Aufgaben gelöst wurden. Das Preisgericht hat den besten Arbeiten die in «Kaisers Schatzkästlein» aufgeführten Preise zugesprochen. Mögen sie den Empfängern eine Ermunterung zu weiterem Schaffen sein.»<sup>26</sup>

Der Zeichenwettbewerb wurde in den folgenden Jahren in verschiedene Subkategorien unterteilt, so finden sich bereits 1914 zwei neue Preisaufgaben: «Zeichnen nach Natur einer Blume, Frucht, Pflanze oder eines Tieres» sowie

«Zeichnen eines eigenen Erlebnisses, mit Erklärung auf der Rückseite des Blattes».<sup>27</sup> 1915 wurden die einzelnen Themen noch weiter aufgefächert.<sup>28</sup> Eingestreut zwischen den Ausschreibungen und immer länger werdenden Gewinnerlisten, finden sich kleine Abbildungen der prämierten Gebäude- und Naturstudien, Landschaften, Stilleben und postkartenartige Bildergeschichten von Schulreisen und Ferienaufenthalten.

## ZEICHNUNGEN ALS ZEITKOMMENTARE

---

Bei der konkreten bildlichen Umsetzung von Zeitthemen in den prämierten Blättern des Zeichen-Wettbewerbs zeigt sich, dass im durchreglementierten «Zeichnen nach Natur» und dessen einzelnen Unterkategorien von den Vorgaben her wenig Spielräume für eigene Bildideen gegeben waren. Allerdings sind in den wenigen erhaltenen Zeichnungen neben den deutlich an der Ausschreibung orientierten Sujets auch abweichende Darstellungsformen zu finden. Durch indirekte Anspielungen und Details sind zumindest gewisse Rückschlüsse auf das Weltgeschehen möglich.

Einige Blätter aus der Zeit zwischen 1912 und 1919 mit rückseitigen Erklärungen stellen ausschliesslich Ausflüge, Ferien- und Schulreisen dar. So hat ein zwölfjähriges Mädchen aus Zürich seine Eindrücke von einem «Ferienaufenthalt in Ostende» in kleinteiligen Szenen festgehalten. Zu sehen sind neben der Ankunft, der ersten Begegnung mit einheimischen Kindern und dem bekannten Kursaal auch das Hissen der Schweizer Fahne auf der eben gebauten Sandburg und das gemeinsame Baden im Meer.

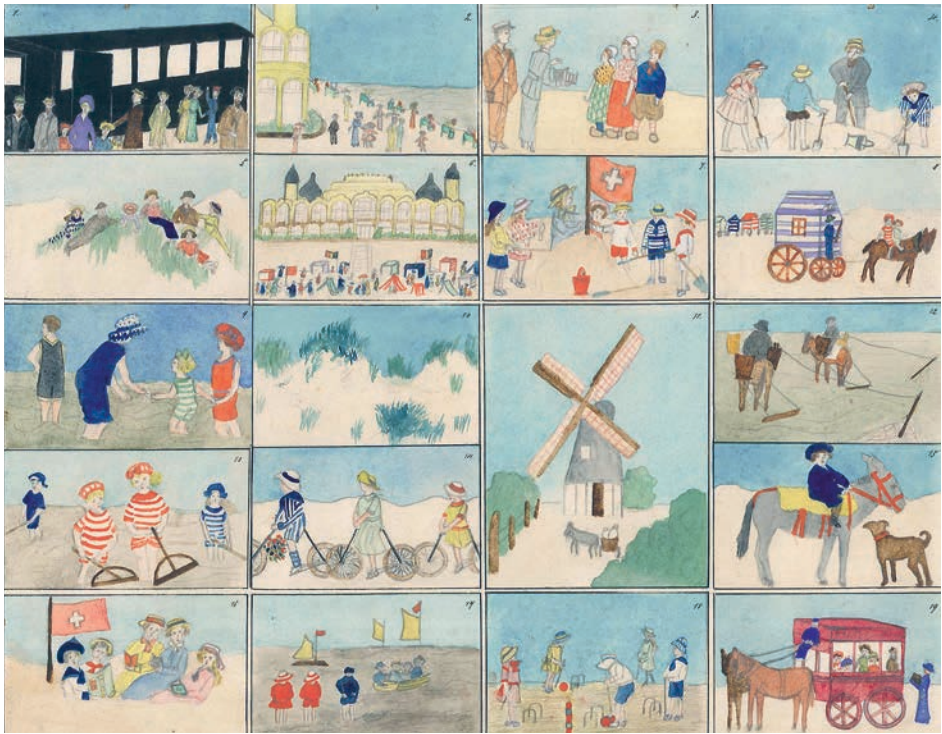
Andere solche Bilderfolgen aus den folgenden Jahren zeigen hingegen keine mondänen internationalen Kurorte und Strandbäder mehr, sondern Ausflüge ins deutlich näher – und vom Kriegsgeschehen weit entfernt – gelegene Toggenburg oder nach Weggis. So zeigt eine Bildgeschichte eines 14-Jährigen von 1917 einen Schulausflug an den Vierwaldstättersee, mit Stationen vor dem Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, an der Tellskapelle, auf der Rütliwiese und beim berühmten Löwendenkmal im Gletschergarten in Luzern. Diese Bildergeschichten spannen somit auch gewissermassen einen inhaltlichen Bogen von der leicht dahingemalten Unbeschwertheit vor dem Krieg zu Zeichnungen, welche die äusseren Einschränkungen der Kriegsjahre versinnbildlichen. Bilder vom Kriegsgeschehen selbst oder von Schweizer Protagonisten dieser Zeit, beispielsweise von tatsächlichen Heerführern oder von fiktiven Figuren wie dem Füsilier Wipf oder der berühmten Gilberte de Courgenay, fehlen gänzlich. Diese kommen auch in späteren Jahren nicht in den Zeichnungen vor. Lediglich zwei Zeichnungen geben einen Eindruck vom Kriegsalltag in der Schweiz aus der Sicht eines Kindes.

Sie wurden 1922 in der begleitenden Broschüre zur Ausstellung «Schweizerjugend und Zeichenkunst» abgebildet und mit den Titeln «Als unsere Soldaten heimkamen», 1917, und «Landsturminspektion bei Köniz», 1918, versehen. Laut den Gewinnerlisten brachten sie dem sehr jungen Zeichner dieser beiden Blätter zweimal den ersten Preis in seiner Altersgruppe ein. Beobachtungen des Knaben aus der eigenen Lebensrealität wurden hier ins Bild übertragen. Das erste Bild zeigt eine im Gleichschritt an den Berner Arkadengängen vorbeimarschierende Soldatenkapelle mit winkenden Menschen an den Fenstern und einer kleinen Szene im Vordergrund, wo ein Hund mit wedelndem Schwanz neben der Truppe herjagt und ein kleiner Bub, der ihm nacheilt, zu Boden fällt. Eine ähnliche Mischung aus aufmerksamer Beobachtung, zeichnerischer Sorgfalt und subtilem Humor durchweht auch die Darstellung der Landsturminspektion. Der schemenhaft angedeutete, aber dennoch klar erkennbare Könizer Kirchturm im Hintergrund gibt die Kulisse für eine eingehende Inspektion der Ausrüstung des sogenannten Landsturms, einer aus älteren Männern bestehenden Soldatengruppe.<sup>29</sup> In Reih und Glied werden hier Hosen, Schuhe und Gewehre präsentiert. Wie aus einem fast unleserlichen Schriftzug auf dem Blatt hervorgeht, war ein Verwandter des Zeichners bei der Inspektion anwesend und lieferte möglicherweise die mündliche Beschreibung für die Zeichnung. Die meist wohlbeleibten und vollbärtigen Soldaten werden detailgenau und auch mit leiser Ironie in ihrem Eifer porträtiert, wobei der schriftliche Vermerk erst verrät, worum es in der Szene konkret geht. Wie auch in dem ersten Blatt ist es also erst der Titel, welcher eine genaue Situierung des Dargestellten in einen historischen Kontext erlaubt und ein Verständnis des Bildes als Kommentar zum Zeitgeschehen ermöglicht. Ähnliche Bilder defilierender Soldaten vor General Ulrich Wille oder Rekruten in der Ausbildung finden sich in den genannten Bildbeiträgen im *Schatzkästlein* und können ebenfalls inspirierend gewirkt oder auch Selbsterlebtes wieder in Erinnerung gerufen haben.

Um 1918 wurde die Bandbreite der eingereichten und prämierten Zeichnungen immer grösser. So zeigen erste Porträts eine Zeitung lesende Grossmutter oder eine Charakterpuppe, es finden sich vermehrt Tierdarstellungen und in der Technik des Scherenschnittes auch erste Fantasiethemen.

2 — Das Aquarell mit dem Titel «Mein Ferienaufenthalt in Ostende» der zwölfjährigen Martha B. von 1913 veranschaulicht die Weltoffenheit und Reiselust einer gutbürgerlichen Schweizer Familie der Vorkriegszeit.

3 — Heinz F., 14½, illustrierte 1917 in derselben Art wie Martha B. einen Schulausflug am Vierwaldstättersee. Die Bleistiftzeichnung verdeutlicht jedoch die Präsenz des Kriegs durch geschlossene Grenzen, indem nun eine innerschweizerische Reise zum Bildmotiv gemacht wurde.



2



3



4



5

In den späteren Kriegsjahren verdrängten akute Fragen der Materialknappheit und allgemeinen Teuerung die Berichterstattung des *Pestalozzi-Kalenders* über das Kriegsgeschehen und seine Auswirkungen auf die Bevölkerung. Im Vorwort des Kalenders von 1918 wurde den Umständen der Zeit folgendermassen Rechnung getragen:

«Die Verleger der Pestalozzikalender stunden dieses Jahr vor der schwierigsten Frage seit Erscheinen des Buches. Alle Materialien haben so sehr aufgeschlagen (das Papier z. B. um 80 %), dass eine Verringerung des Inhaltes und ein gleichzeitiger Preisaufschlag unumgänglich schienen. Wir hängen jedoch zu sehr an dem Buche, als dass wir uns entschliessen konnten, es zu verschlechtern. Der Umfang wurde beibehalten und eine noch grössere Sorgfalt auf die künstlerische Ausstattung verwendet. Wir hoffen, dass die jetzige schwierige Lage nicht mehr lange andauern wird und haben deshalb, trotz bedeutender Mehrauslagen, den Preis nur um 10 Cts. erhöht.»<sup>30</sup>

Wenn auch in den folgenden Jahren eine Verteuerung des Kalenders in Kauf genommen werden musste, so blieb er dennoch in seiner bisherigen Form bestehen und wurde einer ständigen Revision unterzogen. Nach den konzentrierten Kriegsberichten der Jahre 1916 und 1917 widmete man sich verstärkt Themen wie dem Walfang oder dem Leben der Eisbären.

So indirekt der Erste Weltkrieg in den prämierten Wettbewerbszeichnungen als Bildmotiv hervortrat, so wenig wird zunächst auch der Frieden in den erhaltenen Blättern sichtbar. Eine Ausnahme bildet ein schmaler Bildstreifen des angehenden Malers Hans Stettbacher (1901–1970) aus dem Jahr 1918, der Jugendliche beim Säen, Pflanzen und Ernten zeigt. Die friesartige Anordnung der Figuren, die schwarz umrissen und weiss gehöhlt, plastisch vor dem Bildgrund hervortreten, evokiert eine Monumentalität, die über eine reine Darstellung landwirtschaftlicher Tätigkeiten hinausgeht und eine weiter reichende Aussage zur nun anbrechenden Friedenszeit bildet. Das Spekt-

4 — Die Mobilisierung von Schweizer Soldaten wurde in einer Zeichnung des zehnjährigen Robert Scheurer mit dem Titel «Als unsere Soldaten heimkamen» von 1917 zum Bildthema. Die verschollene Zeichnung ist in der Publikation zur Ausstellung «Schweizerjugend und Zeichenkunst. Elfhundert Bilder aus dem Zeichenwettbewerb des Pestalozzi-Kalenders» von 1922 abgebildet.

5 — 1918 wurde Robert Scheurers Arbeit «Landsturminspektion bei Köniz» ausgezeichnet und 1922 ebenfalls in der Ausstellung «Schweizerjugend und Zeichenkunst» in mehreren Schweizer Städten gezeigt. Auch hier wurde nach einem Bericht des Vaters ein reales Erlebnis aus dem Schweizer Kriegserleben im Bild dokumentiert.

rum von Schülerzeichnungen zwischen 1912 und 1918 spannt sich somit von den unbeschwerten Vorkriegsidyllen über vereinzelte Soldatenbilder bis zu jenem beinahe als Friedensikone zu bezeichnenden Panorama jugendlicher Aufbruchskraft in bessere Zeiten. Die weitere Entwicklung des Kalenders und seiner Wettbewerbe sei abschliessend noch skizziert, um die Konsequenzen aus mehrjähriger Veranstaltung und der Sichtung tausender Zeichnungen aufzuzeigen.

## KRIEG – FRIEDEN – FANTASIE

---

Mit dem Frieden erlebte auch das Kinder- und Jugendzeichnen neue Impulse. 1922 wurden in der Ausstellung «Schweizerjugend und Zeichenkunst» im Berner Kunstmuseum 1100 Bilder aus dem Wettbewerb des *Pestalozzi-Kalenders* präsentiert.<sup>31</sup> Weitere Stationen der Ausstellung in Basel, Zürich, Genf und anderen Städten zeigten eine etwas verkleinerte Auswahl.<sup>32</sup> Ernst Linck erläuterte in der Begleitpublikation die Auswahlkriterien für die Ausstellung. Präsentiert wurden demnach Arbeiten, die sich einerseits «durch Ursprünglichkeit und künstlerische Empfindung auszeichnen und ohne Einfluss von Unterricht entstanden sind».<sup>33</sup> Einer zweiten Kategorie entsprachen Arbeiten, «bei denen eine Leitung durch die Schule sich bemerkbar macht, die aber durch eigenes Gefühl in der Wahl und in der Darstellung des Gegenstandes auffallen». Drittens zeigte man Zeichnungen, «die den Einfluss des Zeichen-Unterrichtes in der Behandlung zeigen oder durch ihn bedingt worden sind», und schliesslich solche Zeichnungen, «die höchste technische Leistungen aufweisen und Erstaunen erregen».

Wenn auch dieses Erstaunen bei Kindern, Eltern und Lehrern offenbar erregt werden konnte, so wurden im Kalender des folgenden Jahres jedoch die Schattenseiten des reinen «Zeichnens nach Natur» nicht verschwiegen. Dies hatte vermutlich seinen Grund in Ausstellungskritiken wie in der *Neuen Zürcher Zeitung*, welche die Zeichnungen zwar als technisch überzeugend, aber als ästhetisch weniger reizvoll empfanden.<sup>34</sup> Die Redaktion des Kalenders zog daraus die Konsequenz, von nun an auch einen Wettbewerb im «Zeichnen nach eigener Phantasie» zu lancieren.<sup>35</sup> Dieser wurde nun ergänzend zum «Zeichnen nach Natur» angeboten und nahm bald den ersten Platz unter den Zeichenwettbewerben ein.

Ausblickend auf den Zweiten Weltkrieg, zeigt sich, dass in der neuen Kategorie vor allem in den 1930er- und 1940er-Jahren zahlreiche Bilder eingereicht wurden, welche zum Geschehen vor und während des Kriegs Stellung bezogen. Die Geistige Landesverteidigung schlägt sich in diesen Bildern ebenso nieder wie Beobachtungen der Auswirkungen des Kriegsgeschehens

auf die Zivilbevölkerung und schliesslich der Appell für den Frieden zwischen den Völkern. Das «Zeichnen nach eigener Phantasie» bot Kindern und Jugendlichen der 1930er- und 1940er-Jahre eine geeignete Plattform für die Darstellung von Erlebtem und Imaginiertem dieser Zeit. Das Weltkriegsgeschehen zwischen 1914 und 1918 kam auch hier nicht zum Tragen, wohingegen die geschichtsentscheidenden Schlachten der Vergangenheit weiterhin beliebte Bildthemen waren. Es scheint, als hätten die Jahre des Ersten Weltkriegs eine Brücke gebildet vom Vorlagenabzeichnen über das beobachtende und reflektierende Naturstudium hin zum Zeichnen aus der eigenen Vorstellungs- und Erlebniswelt, in welchem auch die Ereignisse der eigenen Zeit schliesslich ihren bildlichen Niederschlag finden sollten.

## Anmerkungen

---

- 1 Bruno Kaiser, *Feiert die Erbauer, nicht die Zerstörer!*, in: Bruno Kaiser, *10 000 Jahre Schaffen und Forschen*, Pestalozzi-Verlag Kaiser & Co. A. G. Bern, 1940, o. S.
- 2 [www.phzh.ch/de/Forschung/Forschungsbibliothek-Pestalozzianum/Bestande/Archiv-der-Kinder-und-Jugendzeichnung](http://www.phzh.ch/de/Forschung/Forschungsbibliothek-Pestalozzianum/Bestande/Archiv-der-Kinder-und-Jugendzeichnung) (zuletzt abgerufen am 8. Juli 2013).
- 3 Das Archiv ist Teil der Sammlungen der Stiftung Pestalozzianum und auf Anfrage zugänglich: [a.lehninger@gmx.at](mailto:a.lehninger@gmx.at).
- 4 Bruno Kaiser, *Aus der Entstehungsgeschichte des Pestalozzi-Kalenders*, in: Dr. h. c. Bruno Kaiser. *Zur Erinnerung, ausgearbeitet von einigen Mitarbeiterinnen des Verstorbenen unter Mithilfe seiner Schwester Frau Bertha Benteli-Kaiser*, Bern 1941, o. S.
- 5 Ebenda.
- 6 Zur Landesausstellung 1914 vgl. Peter Martig, *Die Schweizerische Landesausstellung 1914 in Bern*, in: *Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt*, hrsg. von Peter Martig et al., Bern 2011, 324f.
- 7 *Illustriertes Ausstellungs-Album. Schweizerische Landesausstellung in Bern / Exposition nationale suisse à Berne / Esposizione nazionale svizzera a Berna*, hrsg. mit Genehmigung und Unterstützung des Zentralkomitees der Schweizerischen Landesausstellung, Bern 1914, 513.
- 8 Ebenda.
- 9 Pestalozzi-Kalender 1915, 4.
- 10 Vgl. Niels Penke, «Vater ist im Kriege». *Der Erste Weltkrieg in Kinder- und Jugendbüchern*, in: *Der rote Wunderschirm. Kinderbücher der Sammlung Seifert von der Frühaufklärung bis zum Nationalsozialismus*, hrsg. von Wolfgang Wangerin, Göttingen 2011, 338–340, hier 338.
- 11 Vgl. Sebastian Schmidler,

- «Mit Herz und Hand fürs Vaterland!». *Der Erste Weltkrieg in zeitgenössischen propagandistischen Serien, Heftchen, Erzählungen und Broschüren für Kinder und Jugendliche*, in: *An allen Fronten. Kriege und politische Konflikte in Kinder- und Jugendmedien*, hrsg. von Ingrid Tomkowiak, Ute Dettmar, Gabriele von Glasenapp, Caroline Roeder. *Beiträge zur Kinder- und Jugendmedienforschung*, Band 3, Zürich 2013, 197–218.
- 12 Schweizer Pestalozzi-Schülerkalender 1916, 2.
  - 13 Auguste Bachelin, *Aux Frontières. Neutralité, Humanité, 1870–71. Notes et Croquis*, Marin près Neuchâtel 1871.
  - 14 *Schatzkästlein 1916*, 34–49.
  - 15 Pestalozzi-Kalender 1916, 239.
  - 16 Pestalozzi-Kalender 1916, 234–239.
  - 17 Pestalozzi-Kalender 1916, 260–266.
  - 18 Pestalozzi-Kalender 1916, 267–271.
  - 19 Pestalozzi-Kalender 1916, 272–276.
  - 20 Bruno Kaiser, *Das Schweizer Militär und der Kampf für den Frieden!*, in: *Schatzkästlein 1916*, 96–99, hier 69.
  - 21 *Schatzkästlein 1916*, 100–132.
  - 22 *Schatzkästlein 1917*, 100–127.
  - 23 Vgl. Ernst Nagel, *Die Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkrieg. Bilder aus grosser Zeit*, Basel 1916.
  - 24 Vgl. *Unser Volk in Waffen. Schweizerische Grenzbesetzung 1914/16 in Wort und Bild*, hrsg. von Johann Howald, Emmishofen 1916.
  - 25 Pestalozzi-Kalender 1912, 10–13, hier 11.
  - 26 Pestalozzi-Kalender 1913, 11.
  - 27 Pestalozzi-Kalender 1914, 17.
  - 28 *Schatzkästlein 1915*, 19.
  - 29 Hervé de Weck, *Landsturm*, [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24623.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24623.php) (zuletzt abgerufen am 27. Juni 2013).

- 30 Schweizer Pestalozzi-Schülerinnen-Kalender 1918, 8.
- 31 Schweizerjugend und Zeichenkunst. *Elfhundert Bilder aus dem Zeichen-Wettbewerb des Pestalozzi-Kalenders*, Ausstellung im Berner Kunstmuseum, 19. 2.–19. 3. 1922, Bern: Pestalozzi-Verlag Kaiser & Co., 1922.
- 32 Vgl. wti., *Aus dem Zürcher Kunstgewerbemuseum*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 486, Erstes Abendblatt, Dienstag, 11. April 1922, 143. Jg., o. S.
- 33 Ernst Linck, «Zeichen-Wettbewerb des Pestalozzi-Kalenders», in: *Schweizerjugend und Zeichenkunst. Elfhundert Bilder aus dem Zeichen-Wettbewerb des Pestalozzi-Kalenders*, Ausstellung im Berner Kunstmuseum, 19. 2.–19. 3. 1922, Bern 1922, o. S. Folgende Zitate aus ebd.
- 34 wti., «Aus dem Zürcher Kunstgewerbemuseum», in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 486, Erstes Abendblatt, Dienstag, 11. April 1922, 143. Jg., o. S.
- 35 *Schatzkästlein 1923*, 24f.

## Bildnachweise

---

- 2 Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung, Stiftung Pestalozzianum.
- 3 Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung, Stiftung Pestalozzianum.

# EINE UNHEROISCHE ZEIT. DER ERSTE WELTKRIEG IN HEFTEN DES SCHWEIZER JUGEND- SCHRIFTENWERKS (SJW)

Die Gründung des Schweizerischen Jugendschriftenwerks (SJW) am 1. Juli 1931 erfolgte wie Jahrzehnte zuvor diejenige des Schweizer Alpenclubs, des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes und der FDP Schweiz im Bahnhofbuffet Olten. Es handelte sich dabei weder um einen Akt der Geistigen Landesverteidigung, noch ging es in irgendeinem Sinn um militärischen Vorunterricht.<sup>1</sup>

Die Aktion hatte zum Ziel, Kindern und Jugendlichen gute, preiswerte und zeitgemässe Literatur in den vier Landessprachen anzubieten. Der Schriftstellerverband, aus dessen Mitgliedern die Autoren und Autorinnen auszuwählen waren, spendierte das Startkapital, und der Schweizerische Lehrerverein stellte ein zinsloses Darlehen zur Verfügung. Pro Jahr sollten zwölf bis zwanzig Hefte erscheinen. Bis zum heutigen Tag sind 2400 Titel erschienen, nicht selten mit Auflagen von 20000 Stück, in der Kriegs- und Nachkriegszeit oftmals noch deutlich mehr. Seit 1957 ist SJW eine Stiftung. Sitz des Verlags war und ist Zürich. Die Editionen waren, zumal in der Deutschschweiz, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und auch noch später in praktisch jedem Schulhaus anzutreffen. Entsprechend kamen zahlreiche Lehrer-Schriftsteller als Autoren zu Wort, so etwa die für die Unterstufe in sechsstelliger Auflage publizierende Elsa Muschg, eine Halbschwester von Adolf Muschg, sodann der Geschichtslehrer Adolf Haller sowie Traugott Vogel, enger Weggefährte von Max Frischs frühem Idol Albin Zollinger.

Bei den frühesten Jahrgängen der mit farbenfrohen Titelblättern präsentierten Hefte war der Patriotismus entweder kein Thema, oder er hielt sich dezent, in klarer Abgrenzung zu jeder Art von Chauvinismus, im Hintergrund. Einzig Traugott Vogels *Die Schlacht im Ried* (SJW-Heft 10) im Startprogramm von 1932 birgt patriotisch-militärische Ansätze und liest sich daher wie eine Kombination von Pfadfinder- und Kadettenabenteuer. Das kleine Œuvre verdient Anerkennung als vollgültige Novelle der Schweizer Literatur. Eine ländliche Jugendgruppe mit dem Namen «Frösche» führt darin, in militärischen Begriffen formuliert, eine Art Krieg gegen die «Städter». Allerdings erweist sich im Ernstfall ein Riedbrand als wichtiger denn die Rivalitäten zwischen zwei das Abenteuer suchenden Gruppen. Im Empfehlungstext für das 25 Rappen «teure» Heft, das als *La guerre du grand marais* 1935 auch französisch erschien (SJW-Heft 43), lesen wir den in der Erzählung selbst nicht aufscheinenden pädagogischen Extrakt: «Ein alter Streit zwischen Städtern und Dörflern flammt neu auf und führt zu einer Knabenschlacht, deren Ausgang die Kämpfenden überzeugt, dass der Nachbar nicht unser Feind, sondern der Verbündete sein soll im Kampf gegen die ungebändigte Natur.»

Mit dem Verfasser, Traugott Vogel (1894–1975), dem Kollegen von Albin Zollinger, Albert Ehrismann und Meinrad Inglin, erledigt sich das Vorurteil über SJW als Publikationsnische für mittelmässige Autoren. Bereits das erste Kapitel, «Brot aus Steinen», ist aus sich selbst leuchtend und einfach geschrieben, sodass es nicht leichtfällt, in gegenwärtiger Jugendliteratur Besseres zu finden. Da ist die Rede vom verstorbenen Vater des jugendlichen Helden – «Er war arm wie ein Riedfrosch, als er hierher kam» –, der zeitlebens den feinen Sand und Kies des Riedhügels ausbeutete und damit Kunststeine für Tröge und Kreuzstöcke herstellte. In Erinnerung an den Vater hält der Junge das Ried lieb «und alles, was darin war, selbst die Frösche». Dies zu einer Epoche, da sich Italiens Diktator Mussolini propagandistisch mit einem Entsumpfungsprogramm in Mittelitalien hervortat. Auf unpathetische Weise macht der Verfasser dieser kleinen Meisternovelle das Ried zum Vaterland, zum Reich des toten Vaters, in dessen Vermächtnis Freude an der Arbeit und Liebe zur Natur eins werden. Der Krieg zwischen Dörflern und Städtern, welche die Vorherrschaft über dieses Ried beanspruchen, symbolisiert eine rund 700-jährige Konfliktsituation unter den Eidgenossen. Diese lässt sich von den Zeiten von Bruder Klaus (SJW-Hefte 361 und 1063) bis zum Jubiläumsheft *100 Jahre Bundesstaat* (SJW-Heft 300), Letzteres aus der Feder von SJW-Chefredaktor Fritz Aebli, verfolgen.

Dass jedoch der Erste Weltkrieg bis und mit dem Generalstreik und dessen Niederschlagung innenpolitisch eine Art Bauernkrieg war, und zwar

ein «objektiver» Konflikt zwischen den Bauern, die von hohen Lebensmittelpreisen profitierten, und Arbeitern, die unter eben diesen Preisen litten, sollte noch jahrzehntelang in der Schule nicht vermittelbar bleiben. Neben dem eingestandenem Spannungsfeld zwischen Deutsch und Welsch, wie es Carl Spitteler in seiner Rede vom Dezember 1914 «Unser Schweizer Standpunkt» vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft wie nie zuvor angesprochen hatte, waren die Gegensätze von miteinander in Konkurrenz stehenden Volksschichten ein Hauptproblem der damaligen Schweiz. Zur fatalen Geschichte des Generalstreiks gehört, dass sich damals Bauern und Arbeiter gegeneinander ausspielen liessen.

Zwar stellten SJW-Autoren wie Jakob Bühler und Jakob Bosshart, in milder Form auch Traugott Vogel, in nicht wenigen ihrer Werke diese sozialen Gesichtspunkte dar, bezogen diese jedoch nie direkt auf den Ersten Weltkrieg. Das Meisterstück unideologischer sozialer Kriegsbeschreibung, *Die Schlacht bei Sempach* von Robert Walser, kommt dank SJW als Heft 2437 *Der Räuber und andere Geschichten* in gediegener Ausstattung erst ab dem Produktionsjahr 2013 zu den bekannt günstigen Bedingungen in die Schulhäuser.

Bei Vogels Bubenkrieg aus dem Jahr 1932 ist von Nachahmung alt-eidgenössischer Schlachten die Rede, zum Beispiel von Sempach und den Siegen über Karl den Kühnen. Hornbläser, Kesselklopfer und Glockenschüttler kommen vor, und was die Beschreibung von Waffenschmieden betrifft, «die Nägel in Keulen trieben und so die bewunderten Morgensterne herstellten», musste sich Traugott Vogel vor Robert Schedler, dem Verfasser des *Schmied von Göschenen*, nicht verstecken. Die Erzählung vom Krieg im Sumpf hält sich im Gegensatz zum Hyperpatrioten Schedler allerdings frei von Feindbildern. Charakteristisch für diese Tendenz ist Vogels Schlussmaxime: «Es ist besser Gefangene zu befreien, als Gefangene zu machen.»

Zum Profil der Erzählung tragen wichtige Elemente aus der Literatur der damaligen Zeit bei. Wie schon bei Hesses *Demian* wird der Gedanke an Führung wichtig. Es kommt zu einem «Führertreffen». Magische Bedeutung erlangen schicksalhafte Passwörter, die bei den Diensttuenden des Ersten Weltkriegs ebenso unentbehrlich wurden wie bei den Pfadfindern. Das wichtigste Passwort im Sumpfkrieg lautet 14-77, die Jahreszahl der Schlacht bei Nancy, die das Ende Karls des Kühnen war, unweit eines absoluten Hauptschauplatzes des Ersten Weltkriegs.

*Die Schlacht im Ried* ist meines Erachtens ein glaubwürdiger Ausdruck der humanitären Haltung der SJW-Gründer. Der etwas angestrengte Kampf «gegen Schmutz und Schund», der bei den ersten Aufrufen in den Vordergrund geschoben wurde, sollte bei Traugott Vogel nicht wie bei Nationalisten mit der Alternative des Militarismus geführt werden. Nebst der Synthese von Arbeit und Liebe zur Natur, der Versöhnung von Stadt und Land spürt

man beim jungen Protagonisten ein Bekenntnis zu den Vorfahren, vom verstorbenen Vater bis zurück zu den Alten Eidgenossen. Nebenher kommt mit dem Marterpfahl ein wohl unentbehrliches dramatisierendes Indianermotiv aus der Tradition des *Lederstrumpf* ins Bild. Bei den schlichten Illustrationen von Walter Binder besticht die schülerfreundlich gestaltete Schauplatzkarte.

Aus der bekannten, gewiss nicht armeekritischen Haltung der SJW-Gründer ergab es sich, dass man in den späteren Jahrgängen im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs vorzugsweise auf historische Ereignisse vor 1900 zurückblickte, am liebsten auf die ältere, grundsätzlich als zustimmungsfähig vermittelbare Schweizergeschichte. Ein Beispiel dafür ist das Heft 69, *Mit den «Roten Schweizern» an die Beresina*, aus der Feder eines 18-jährigen Jungtalents namens Ernst Bieri (1920–2003). Der Verfasser wirkte später als Redaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, Finanzvorstand im Stadtrat von Zürich, Nationalrat und Bankier, er wurde also jenseits einer Karriere als Autor eine wichtige Persönlichkeit der bürgerlichen Schweiz.

Wenn SJW nebst der Bekämpfung der Schundliteratur ab etwa 1934 zunehmend eine Alternative zu reichsdeutschen Literaturprogrammen bieten wollte, konnte der Kriegsliteratur über den Ersten Weltkrieg keine Priorität zukommen. Dem Lieblingsthema deutscher Nationalisten war nicht Paroli zu bieten: nicht einmal hochabenteuerlicher «Antikriegsliteratur» in der Art von *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque. Solch brutale Geschichten waren nur bedingt jugendgeeignet, und vor allem waren sie auf der verschonten «Insel des Friedens» so nicht vorgefallen. Ohnehin sympathisierte eine Hauptströmung europäischer Intellektueller nach dem Ersten Weltkrieg, zumal der frauenbewegte Teil derselben, mit dem Schlagwort: «Nie wieder Krieg.» Geschichten, die man in einem umstrittenen Sinn als «aktuell» auffassen konnte, standen jahrzehntelang nicht im Fokus der SJW-Herausgeber.

Für ein viersprachig orientiertes, vor allem auf die Harmonie zwischen Deutsch und Welsch ausgerichtetes Leseförderungsunternehmen war der Erste Weltkrieg aus Gründen des gefährdeten nationalen Konsenses ein mit Fussangeln behaftetes Thema. Eine differenzierende Darstellung des

1 — Ein schweizerischer Stadt-Land-Konflikt als Bubenabenteuer. SJW Nr. 10: «Die Schlacht im Ried», Autor: Traugott Vogel, Illustrator: Walter Binder, erschienen 1932.

2 — Blick auf die Schlacht – In Marokko herrscht auch 1919 kein Frieden. SJW Nr. 173: «Ali und die Legionäre», Autor: Friedrich Glauser, Illustrator: Percy Wenger, erschienen 1944.

3 — Faszination Aviatik mit «zivilen» Helden. SJW Nr. 66 (2. Auflage): «Im Flugzeug», Autor: Walter Ackermann, Illustrator: Heinrich Nyffenegger, erschienen 1937.

4 — Bourbaki 1871–1914 unvergessen, Vergleichbares wiederholte sich nicht. SJW Nr. 414: «Schaniggel», Autoren: Jakob Bosshart / Robert Suter, Illustrator: Hugo Laubi, erschienen 1951.



1



3



2



4

Weltkriegs für Erwachsene gelang Meinrad Inglin mit dem im Leipziger Staackmann-Verlag erschienenen tausendseitigen Monumentalwerk *Schweizerspiegel* (1938). Patriotische Gefühle erzeugte das von den im damals bernischen Jura Grenzdienst leistenden Entlebuchern Robert Lustenberger (Text) und Oskar Portmann (Musik) geschaffene populäre Soldatenlied *La petite Gilberte de Courgenay*.<sup>2</sup> Die Heldin Gilberte Montavon (1896–1957), eine «Serviertochter», wie Deutschschweizer zu sagen pflegten, nahe der französischen Grenze in Courgenay tätig, wurde durch einen Roman und einen die damalige Zeitstimmung stilisierenden Film von Franz Schnyder (1941) verewigt. Der gut gemachte Propagandafilm zur Geistigen Landesverteidigung schuf eine patriotische Legende von der Schweiz im Ersten Weltkrieg.<sup>3</sup> Mit Jugendliteratur war diese Geschichte nicht kompatibel. Wie hätte man die Mythisierung einer damals 18-Jährigen als Idol frauenloser Männer einem Lesepublikum von durchschnittlich 12-Jährigen schmackhaft machen wollen?

#### EIN KAMPFLOSER ERSTER WELTKRIEG?

---

Über den Ersten Weltkrieg in der Schweiz gab es anscheinend keine brauchbaren, der Jugend erzählbaren unvergesslichen Geschichten, ganz im Gegensatz zum grossen Krieg von 1870/71. Die spektakuläre Entwaffnung und Internierung der französischen Bourbaki-Armee im neuenburgischen Les Verrières unter General Hans Herzog gehört zu den denkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Bundesstaats. Die Welle der Solidarität und des Mitleidens, in Verbindung mit mehreren tausend individuellen Episoden, verteilt auf das ganze Land, illustriert lehrbuchmässig eine aus der Not geborene Gastfreundschaft, deren Gründe allgemein einleuchteten. Von den 78 000 Soldaten, oft aus Nordafrika, starben mehr als 1000 in der Schweiz. Die grosse Mehrheit reiste nach zwei bis drei Monaten wieder in ihre Heimatländer ab.

Daran erinnerte man sich fast in jedem Dorf, in jeder Stadt, und das Bourbaki-Panorama gehörte in der Zwischenkriegszeit und noch in der Zeit des Kalten Kriegs zu den bestbesuchten Sehenswürdigkeiten Luzerns: ein grossartiges Schulreiseziel, nicht bloss bei schlechtem Wetter eine Alternative für das Rütli. Zur geistigen Vorbereitung empfahl sich das SJW-Heft *Schaniggel* (414) von Jakob Bosshart (1862–1924), der trotz seiner hohen Stellung als Rektor einer Zürcher Kantonsschule zu den bedeutenden «sozialen» Autoren der Schweizer Literaturgeschichte gehört, mit engagierten und anschaulichen Darstellungen des Armutproblems. Die Geschichte von Jean Nicole (*Schaniggel*) profiliert den Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen dergestalt, dass es selbst in Spielschlachten von Jugendlichen kein kleiner Verrat war, von den Franzosen zu den Deutschen überzutreten. Dabei lernen wir das

«Bataillon des Elends» – so nennt Bosshart die Bourbakis – wie auch die in der Schweiz damals geübte Solidarität in expressiv-realistischer Darstellung kennen. Neutralität, Humanität und ein von Dorf zu Dorf, Stadt zu Stadt jeweils mit Engagement der Bevölkerung geleistetes Asyl zeigt die Verschonung der Schweiz vom Grossen Krieg und gibt ein Beispiel, wie das Asylrecht für einige Monate mit persönlicher Selbstverantwortung gehandhabt wurde.

Eine Darstellung von Kriegsbereitschaft in der Schweiz bringt 1934 die Erzählung des populären und einflussreichen Lesebuchautors Josef Reinhart (1875–1957): *Sahlis Hochwacht* (SJW-Heft 20). Hier geht es ebenfalls um den Grenzschutz. Auch bei Reinhart dienen Erinnerungen an den Krieg von 1870/71 zur Motivierung eines Patriotismus, der sich zur Zeit des Ersten Weltkriegs in geduldiger Wacht an der Grenze bewähren sollte. Je weiter ein Krieg zurückliegt, umso besser lässt sich die Erinnerung daran ideologischen Bedürfnissen anpassen. Die zu schützende Grenze ist, wie bei fast allen älteren Geschichten um schweizerische Landesverteidigung, die Westgrenze gegenüber Frankreich. Dies ergibt sich aus Reinharts Solothurner Perspektive. «Der Krieg, der gottverdammte Krieg», wie Reinhart einen Protagonisten sagen lässt, wird jedoch keineswegs verherrlicht. In bundesstaatlicher Tradition wird er streng als Landesverteidigung, um nicht zu sagen Verteidigung der Neutralität, verstanden. Dazu dient das System der «brennenden Hochwachten». In *Sahlis Hochwacht* wird gezeigt, «wie sich ein vom Leben Benachteiligter für die Heimat opfert». Dieser Sahli wurde von Reinhart zum Vorbild eines Schweizer Soldaten stilisiert. Die Berufung zum Soldaten hat nichts mit Mordlust zu tun, sondern ist, wie Bundesrat Giuseppe Motta 1948 im SJW-Heft 300 zitiert wird, den Vätern geschuldet. Auf einer Schulreise besucht Sahli den Ort, wo sein Vater zu Tode gekommen ist. Der Lehrer sagt zu ihm, er müsse lernen, «sonst wirst du nie ein Soldat, wie dein Vater einer war». Der Miliz anzugehören, hat in diesem Sinn etwas zutiefst Sittliches, während umgekehrt nicht diensttauglich zu sein für einen jungen Mann gesellschaftlich und menschlich einen Makel darstellte. Bei Friedrich Glausers *Ali und die Legionäre*, SJW-Heft Nr. 173, liest sich dies dann am Beispiel des späteren Fremdenlegionärs Ernst Zuberbühler so: «Aber dann musste er in die Rekrutenschule, und dort wohlete es ihm. Kein Rechnen mehr – man wurde gefüttert, gekleidet, und den Sold konnte man ausgeben. Wenn nichts mehr da war, blieb man in der Kaserne und jastete und sang. Er machte einen Teil der Grenzbesetzung mit, und da er tüchtig war, brachte er es zum Wachtmeister.»

Wie früher Rekrutenschule gemacht und das Aufgebot zum Grenzschutz konkret erlebt wurde, schildert *Aus Grossvaters Zeiten* (SJW-Heft 121) von Heinrich Hedinger, erschienen nach Kriegsausbruch 1939 und aus der Sicht eines alten Mannes erzählt: «Anno 1886 machte ich die Rekrutenschule, und vier Jahre später konnte ich mit der Gotthardbahn in den Tessin hinab fah-

ren, wo sie damals heftige politische Händel hatten, dass man eidgenössische Truppen aufbieten musste. Das war meine grösste Reise! [...] Anfang August 1914 rückte ich mit 200 000 anderen Soldaten ein zur Armee, die damals von General Wille kommandiert wurde. Als wir 1918 entlassen wurden, dachten alle, nun müssen wir nie mehr zu einem solchen Dienst antreten. Was inzwischen geschehen ist, haben wir selbst miterlebt, ihr daheim und ich nochmals als Soldat.» Heinrich Hedingers erzählender Grossvater erinnert aus heutiger Sicht an Max Frischs entsprechende Figur im Kaminfeuergespräch *Schweiz ohne Armee – Ein Palaver* aus dem Jahre 1989. Die Haltung von Hedingers Grossvater, repräsentativ für die 1930er-Jahre, scheint von Frischs frühen patriotischen Auffassungen nicht allzu weit entfernt zu sein. Chauvinismus ist ihm fremd.

Im Gegensatz zu General Henri Guisan, dem im Nachgang zum Zweiten Weltkrieg ein für SJW-Verhältnisse monumentales Heft gewidmet wurde (878), eignete sich der vom erzählfreudigen Grossvater in Heft 121 erwähnte Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, General Ulrich Wille, verheiratet mit einer Frau von Bismarck, auch wegen der Deutschfreundlichkeit in seiner Familie nicht für ein Heldenporträt. In die Lücke sprangen dafür «Schweizer Flieger» wie der «nationale Fliegerheld Oscar Bider», der Militärflieger Philipp Vacano oder der Flugpionier Walter Mittelholzer, dessen Tod bei einer Klettertour in den Kärntner Alpen 1937 als für einen Flieger der damaligen Zeit untypisch dargestellt wurde. Bezeichnend für die Fliegerporträts in zwei SJW-Heften (46 und 66) ist der gewaltige Unterschied zu der todessüchtigen Heroisierung des «Roten Barons» Manfred von Richthofen (1892–1918) in der deutschen Kriegsliteratur. Das meistverkaufte Buch über Richthofen wurde von Hitlers späterem Reichsmarschall Hermann Göring 1933 unter dem Titel *Der rote Flieger* bei Ullstein mit propagandistischem Erfolg neu ediert. Demgegenüber bleiben für SJW die Schweizer Flughelden, von denen die wenigsten im Bett verstorben sind, Helden der Geografie und, über alles gesehen, eher zivile Pioniere. Die Faszination der Aviatik durfte sich ein moderner Jugendbuchverlag des 20. Jahrhunderts unmöglich entgehen lassen.

Der Erste Weltkrieg als solcher wird in SJW-Überblicksdarstellungen zur Schweizer Geschichte auffällig knapp behandelt. Das vergleichsweise bedeutendste Gewicht unter den Politikern erhält bei Redaktor Fritz Aebli Völkerbundspionier und Aussenpolitiker Bundesrat Giuseppe Motta. Die detaillierteste Darstellung der damaligen Probleme, ebenfalls von Aebli verfasst, steht unter dem Titel *Kampf dem Hunger* (SJW-Heft 373). Wie auch bei Hinweisen in der Jubiläumsschrift von 1948 werden interne Versorgungsprobleme geschildert, in Form packender Erzählungen. Im Zusammenhang mit Hungersnöten im kriegsversehrten Ausland erinnert Aebli an den grossen

Hunger in der Schweiz 1816/17, als Lebensmittelhilfe aus dem Ausland nötig war. Die Pointe des Heftes ist die Solidarität mit dem hungernden Wien 1919. 100000 Wiener Kinder, so hiess es, sollten in der grössten Solidaritätsaktion der Schweiz «vor dem sichern Hungertod bewahrt werden». Dies wäre nicht möglich gewesen ohne vergleichsweise gute Erträge der Kartoffelernte in jenen Jahren. Aebli erzählt von Schweizer Kindern, insbesondere von Mädchen, die bei dieser Aktion ihren Schokoladekonsum massiv einschränkten, den Gürtel also nicht nur symbolisch enger schnallten. Aebli erwähnt die Bewachung und Begleitung der Lebensmittelzüge durch ein Appenzeller Bataillon. Im Vergleich zur Niederschlagung des Generalstreiks, der für SJW kein Thema wurde, eine insgesamt breit zustimmungsfähige Darstellung eines Armeeeinsatzes.

### HUMANITÄRE SCHWEIZ, BIOGRAFIEN UND FREMDEN- LEGION ALS ERSATZERZÄHLUNGEN

---

Die wichtigsten politischen Aussagen über die Schweiz und den Ersten Weltkrieg betreffen in weiteren Heften die Rolle und die Funktion des Roten Kreuzes, immer mit Bezugnahme auf das Leben von dessen Gründer Henri Dunant und die humanitäre Tradition. Aus der Sicht dieser Institution wütete der Erste Weltkrieg eigentlich bereits seit 1912. Er war auch 1918 nicht wirklich zu Ende, was Friedrich Glausers «koloniale» Abenteuergeschichte *Ali und die Legionäre* mit einer Handlung in der Zeit um 1919 besser als alle Geschichtsbücher mit schematischen Jahreszahlen illustriert. Davon wird weiter unten noch die Rede sein.

Die präzise recherchierende Marguerite Reinhard (SJW-Heft 917) und Jugendbuchmeister Max Bolliger (SJW-Heft 1551) nahmen sich mit grosser Sorgfalt der Geschichte des Roten Kreuzes an, wobei nebst den Pioniertagen von Solferino jeweils der Erste Weltkrieg stark im Fokus steht. Beide Schriften betonen einen engen Zusammenhang zwischen Rotem Kreuz und schweizerischer Neutralität. Bei Marguerite Reinhard erfahren die jungen SJW-Leserinnen und Leser etwas von der Behandlung der Kriegsgefangenen, von der Haager Landkriegsordnung, von sich rasch entwickelnder Luftkriegsführung seit 1912. Das Heft gibt parallel zur Beschreibung der Entwicklung des Roten Kreuzes Einblick in (fast) alle Kriegsereignisse von 1870 bis 1945, und zwar nicht nur in Europa. Der Epoche des Ersten Weltkriegs kommt paradigmatische Bedeutung zu.

Das Schweizer Meisterwerk der Jugendliteratur zum Ersten Weltkrieg kam, wohl durch Vermittlung der Philanthropin Martha Ringier (1874–1967), 1944, also noch zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, zu SJW: *Ali und*

*die Legionäre – Eine Erzählung aus Marokko* (SJW-Heft 144) von Friedrich Glauser. Der Erstdruck war 1938 im ersten Band des von Albert Fischli und anderen herausgegebenen *Jahrbuchs der Schweizer Jugend* erschienen. Im Gegensatz zum späteren Heft *Fremdenlegionär Anton Weidert* von Paul Eggenberg (SJW-Heft 545) handelt es sich bei Glauzers Erzählung nicht um eine Warnschrift vor der Legion. Ähnlich wie beim 1940 posthum erschienenen Roman *Gourrama* bekommt man eine literarische Verarbeitung von Glauzers eigenen Erfahrungen zu lesen, analog zu den *Afrikanischen Spielen* des als jugendlicher deutscher Legionär gescheiterten Ernst Jünger. Was Glauser in Form einer literarischen Miniatur über einen unermesslich stolzen Jungen zu erzählen hat, den Sohn eines Scheichs aus den marokkanischen Bergen, gespiegelt in der Begegnung mit dem Thurgauer Fremdenlegionär Zuberbühler, noch dazu angereichert mit dem Porträt einer bärenstarken und unsentimental mütterlichen «Negerin», ist grosse Jugendliteratur, frei von Klischees über Gutmenschen und Schlechtmenschen. In dieser Geschichte treffen sich alle Beteiligten auf Augenhöhe, obwohl der Verfasser das heutige Unwort «Neger» (und anderes Unkorrektes) verwendet. Glauser übertrifft Korrektes wie auch herkömmlich Unkorrektes sowohl an Humanität wie auch an literarischer Qualität um Welten. Eine Neuauflage, allenfalls kommentiert, dürfte schon wegen der ausgeprägten Neigung zum Schweizerhochdeutschen unter keinen Umständen einer in diesem Fall kleinlich aufzufassenden «politischen Korrektheit» geopfert werden. Wer diese Geschichte liest, vernimmt einiges über einen Kolonialkrieg aus dem Jahre 1919, sogar noch über etliche daran beteiligte Belgier und Russen: «Leute also, die kein Wort Thurgauisch verstanden». Nebst dem Kriegerischen, dem Soldatischen, dem Mütterlichen, der Internationalität – hier nicht mit Multikulturalität zu verwechseln – sowie der landschaftlichen Faszination und dem an Karl May anklingenden Islamverständnis kommen schweizerdeutsche und schweizerhochdeutsche Elemente originell zur Sprache. Von «Fränkli» ist die Rede, einem «Notizbüchli», korrekt schweizerhochdeutsch von «Badhosen». «Häsch Durscht»? fragt Sergeant «Sübebüh» (Zuberbühler) den Knaben, der vom Erzähler mit einer vergleichbar zärtlichen Sprache geschildert wird, wie dies bei unzähligen Knabenerzählungen von Heinrich Federer (1866–1928) Standard ist. «Gross und mager war Ali. Seine Haare kräuselten sich, und auf seinen Wangen wuchs ein dunkler Flaum, zart wie die Federn bei einem soeben aus dem Ei geschlüpften Entlein. Es war Sommer – Mitte Juli – und der Knabe wusste, dass das grosse Fest der gelben Zwerge nahe war.» Damit ist der «Quatorze Juillet» gemeint, der französische Nationalfeiertag. Zwischen dem Thurgauer und dem Berberknaben mit «kleinem Ohr» und «glatter Stirn» gibt es etwas zutiefst Vereinigendes: Als Zuberbühler von einer «chaibe Sauerei» sprach, wurde ihm bewusst: «Das harte gaumige «ch» ähnelte einem Ziegelstein aus

dem Schlosse in den Bergen, es erinnerte an Bekanntes [...] Nun hat auch das Arabische den gleichen, harten ch-Laut wie das Schweizerdeutsche. Und vielleicht, weil dieser Laut Ali an die Heimat gemahnte, änderte der Knabe seine Stellung.» Vergleichbare Knabenporträts wie bei Glauser und Federer findet man in grosser deutscher Literatur der damaligen Zeit sonst fast nur bei Thomas Mann. Seit Platon gehört der pädophile Diskurs zu den stärksten Ausprägungen erotischer Literatur. Bei SJW ist so etwas weder vorher noch nachher wieder vorgekommen.

Beinahe wie ein Werbeplakat für einen Monumentalfilm in der Art von *Lawrence of Arabia* mutet das SJW-Titelblatt von Percy Wenger (1918–1992) an. Der schöne, leicht bekleidete Knabe blickt von einem roten Zelt hinunter in das Getümmel der Schlacht bei Risch. Hier herrscht in Glausers Arabisch «Barud» – Kampf der Berber mit dem legendären Zweiten Infanterieregiment der Fremdenlegion. Im Hintergrund kauert eine tief verschleierte Frau. Die abgewandten Blicke des Knaben, der sich mit Unterarm und Hand vor der gleissenden Sonne schützt, gelten dem Kriegsgeschehen. Die vom Verfasser nur andeutungsweise geschilderte «Schlacht bei Risch», wie er sie nennt, gehört zu den blutigen Scharmützeln, die zwischen den bekannteren Gefechten von Gaouc (1918) und Scourra (1922) in Marokko stattfanden. Hier spürte man vom Ende des Weltkriegs kaum etwas, es sei denn, dass die Legionstruppen noch massiv durch Deutsche (nach Glauser besonders «verfresen»), Russen, Belgier und auch Schweizer verstärkt wurden. Soweit der Krieg, wie bei Ernst Jünger und Erich Maria Remarque geschildert, den Charakter eines blutigen Abenteuers behielt, fand dieses bis auf Weiteres ausserhalb Europas statt. Die politischen Hintergründe sind bei Glauser weitestgehend ausgespart. Die Solidarität von Erzähler (und Illustratorin) mit dem Knaben ist vielleicht vergleichbar mit der ebenfalls ästhetisch fundierten Indianer-Solidarität spätromantischer Autoren.

Soweit in SJW-Heften über die Grenzbesetzung hinaus etwas konkreter vom Ersten Weltkrieg die Rede ist, handelt es sich um Biografien grosser nichtschweizerischer Persönlichkeiten, etwa *Der Urwalddoktor Albert Schweitzer* (SJW-Heft 49) von Volkspädagoge Fritz Wartenweiler (1889–1985) sowie Mahatma Gandhi (SJW-Heft 1060) und Winston Churchill (SJW-Heft 1081) vom aargauischen Lehrer und Volksschriftsteller Adolf Haller (1897–1970). Aus Frauensicht trägt zu diesem Thema Ursula Geigers Lebensbild von Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz einiges bei: *Mutter der Heimatlosen und Verfolgten* (SJW-Heft 1446). Gemäss dieser Darstellung ist Gertrud Kurz wie andere Pazifistinnen und Philanthropinnen von den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs wesentlich geprägt worden. Einen Spezialfall in der für SJW-Verhältnisse vergleichsweise konkreten Darstellung von Episoden des Ersten Weltkriegs bilden die beiden Hefte *Zürichtal* (SJW-Heft 909) und *Flucht aus Sibirien* (SJW-

Heft 962) aus der Feder der in Muri lebenden Lehrerin Paula Grimm. Beide Hefte sind nämlich vergleichsweise späte Beiträge (1965 und 1968) zur Verdeutlichung der Situation des Kalten Kriegs beziehungsweise ungunstiger Folgen der Russischen Revolution. Bei *Zürichtal* geht es um die Gründung und den Untergang einer Schweizer Kolonistengemeinde auf der Halbinsel Krim, bei *Flucht aus Sibirien* um das Schicksal zweier Ungarn. In beiden, übrigens gut erzählten Geschichten kommt die Schlüsselrolle des Ersten Weltkriegs für das Schicksal Europas im 20. Jahrhundert eindrucksvoll zum Vorschein.

## FAZIT

---

Über alles gesehen, zeigt die Geschichte der Schweizer Jugendliteratur wohl nicht nur in den Editionen des Schweizer Jugendschriftenwerks, dass damals, noch weit weniger als zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, innerhalb der Schweiz Heldentum kaum möglich war. Es sind gespiegelte Erinnerungen an eine unheroische Zeit. Bezeichnend bleiben die folgenden Befunde:

So wie bei SJW erstens jahrzehntelang das Genre «Kriminalgeschichte» nicht in Betracht fiel, waren in klarer Abgrenzung zu einem Teil des reichsdeutschen Literaturbetriebs «Kriegsgeschichten» mit noch aktuellem zeitgeschichtlichem Hintergrund tabu. Soweit überhaupt vom Weltkrieg erzählt wurde, stand – jenseits von Kampfhandlungen – die Grenzbesetzung im Vordergrund. Für einigermaßen abenteuerliche Geschichten wurde auf den Krieg 1870/71 zurückgeblendet, mit «heroischen» und zugleich humanitär lehrreichen Erinnerungen an die Entwaffnung der Bourbaki-Armee. Entsprechend kommen Episoden aus dem Ersten Weltkrieg am ehesten noch zur Darstellung in der Geschichte des Roten Kreuzes sowie in den Lebensgeschichten bedeutender humanitärer Persönlichkeiten wie Albert Schweitzer, Mahatma Gandhi und Gertrud Kurz.

Zweitens fanden Kriege, Schlachten und Helden bei SJW vorzugsweise in der älteren Geschichte der Eidgenossenschaft statt, in der Darstellung etwa der Schlachten von Morgarten, Sempach, Laupen oder Murten, eher ausnahmsweise noch beim Thema Napoleon und Beresina. Als relativ zeitnahe Vorbilder galten Schweizer Generäle wie Guillaume Dufour (1847 und 1856), Hans Herzog (1870/71) und Henri Guisan (1939–1945), während man sich beim vergleichsweise umstrittenen General Ulrich Wille (1914–1918) mit dessen namentlicher Erwähnung begnügte.

Drittens steht beim Armee-Einsatz nebst der Grenzbesetzung das Humanitäre im Vordergrund, so der Schutz eines Eisenbahnzugs mit Lebensmitteln für hungernde Kinder in Österreich 1919. Der Armee-Einsatz zur Sicherung der Ruhe und Ordnung im Innern wird nur im Zusammenhang mit

der Niederschlagung eines Aufstandes im Tessin thematisiert, nicht jedoch in Verbindung mit dem Generalstreik (1918) und Arbeiterunruhen.

Modernes Heldentum findet viertens nicht auf dem Schlachtfeld statt, aber doch zum Beispiel in Respektierung der Moderne in der Aviatik. Die humanitäre Tradition der Schweiz und am Beispiel von Bruder Klaus auch die Friedenstradition erhalten bei SJW ein klares Schwergewicht. Der von SJW gelebte Patriotismus wirkt aus heutiger Sicht altmodisch, aber im Hinblick auf die Sicht der beiden Weltkriege nie reaktionär.

Fünftens ist grosse Literatur generell weder «schulgerecht» noch «politisch korrekt», trotzdem war es nie ausgeschlossen, dass über SJW dann und wann ein literarisches Juwel in die Schulstuben gelangt ist. Die künstlerischen Ansprüche an Text und Illustration, die zu allen Zeiten mit wechselndem Erfolg gestellt wurden, sind im publizistischen Überlebenskampf der Gegenwart klar gestiegen. Dass man sich bei SJW zu allen Zeiten seines Bestehens auch mit dem Phänomen Krieg beziehungsweise mit Konflikten und ihrer Lösung befasste, von den Pfahlbauern bis in die Gegenwart, spricht für die Breite und Realitätsbezogenheit des der Schweizer Jugend gebotenen Schrifttums.

## Anmerkungen

---

1 Grundlage dieses Essays ist die Zusammenarbeit des Verfassers mit SJW-Verlagsleiterin Margrit Schmid im Zusammenhang mit der für SJW erstellten Neufassung von Robert Schedlers Roman «Der Schmied von Göschenen» (SJW-Jugendbuch 2398) sowie eine rund vier Jahrzehnte umfassende Auseinandersetzung mit Schweizer Literatur und Zeitgeschichte für Unterricht und Lehrerfortbildung. Die Zitate, jeweils mit Nummer angegeben, stammen durchwegs aus vergriffenen SJW-Heften, die aus dem Archiv des Verlages zur Verfügung gestellt wurden. Zur allgemeinen Geschichte von SJW stützt sich dieser Beitrag auf die Studie von Charles Linsmayer «Ein geistiges Rütli für die Schweizer Jugend» (Zürich 2007). Im Gegensatz zu Friedrich Glauser sind einige hier behandelte Autoren wie Jakob Bosshart, Traugott Vogel und Josef Reinhart heute weitgehend vergessen, behaupten aber als qualitativ hochwertige Schriftsteller ihren festen Platz in der Geschichte der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts.

2 Vgl. dazu die Beiträge von Béatrice Ziegler und von Karoline Oehme-Jüngling in diesem Band.

3 Vgl. dazu den Beitrag von Peter Neumann in diesem Band.

## Bildnachweise

---

1 © SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich.

2 © SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich.

3 © SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich.

4 © SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich.





ZWISCHEN  
GETEILTER  
ERINNERUNG  
UND  
KOLLEKTIVEM  
GEDENKEN



# AUTHENTIZITÄT UND GESCHICHTSKULTUR. SOLDATISCHE SELBSTZEUGNISSE DER «GRENZBESETZUNG 1914/18» ALS POLYVALENTE ERINNERUNGSTRÄGER

## SELBSTZEUGNISSE DES ERSTEN WELTKRIEGS ZWISCHEN PRIVATHEIT, PROPAGANDA UND GESCHICHTSFORSCHUNG

---

Soldatische Selbstzeugnisse, also von Soldaten verfasste Texte, in denen der Autor explizit auf sich selbst Bezug nimmt,<sup>1</sup> haben seit je eine besondere Faszination ausgeübt, vermitteln sie der Leserschaft doch vermeintlich einen direkten Einblick in die «Realität» des Kriegs, machen in der warmen Stube das Leben in den Schützengräben scheinbar authentisch erfahrbar, berichten von Heldentum und Feigheit, den Grauen des Kriegs oder dem Patriotismus der Krieger aus der Sicht «von unten». Briefe, Tagebücher und Memoiren von Soldaten des Ersten Weltkriegs haben nebst ihren privaten Funktionen von Kriegsbeginn an durch Abdruck in der Tagespresse und anderen Publikationen auch eine breitere Öffentlichkeit an der «Heimatfront» erreicht und wurden dabei nicht selten für propagandistische Zwecke genutzt. Auch in der Schweiz, wiewohl sie nicht direkt in den Krieg involviert war, verhielt es sich nicht anders. Briefe von der «Grenzbesetzung», aber auch von in aktiven Kampfeinsätzen stehenden Soldaten verschiedener Länder erschienen schon kurz nach Kriegsausbruch sowohl in Zeitungen als auch in selbständigen Publikationen.

Nach Kriegsende ging die Publikation von Feldpost sowie inzwischen verfasster Memoiren grenzüberschreitend weiter. Dabei interessierten nicht nur die Reflexionen, Interpretationen und Rechtfertigungen ehemaliger Heerführer,<sup>2</sup> sondern auch zahlreich publizierte Texte, die wie etwa Ernst Jüngers Erstlingswerk *In Stahlgewittern*<sup>3</sup> oder die in zahlreichen Neuauflagen erschienene Sammlung *Kriegsbriefe deutscher Studenten* des Freiburger Germanistikprofessors Paul Witkop<sup>4</sup> vermeintlich die Sicht des «kleinen Mannes» an der Front wiedergaben. In der Schweiz dagegen nahm in der frühen Zwischenkriegszeit das Interesse an soldatischen Selbstzeugnissen eher ab.

In scharfem Kontrast zur Publikationsflut von Selbstzeugnissen sowie literarischen Verarbeitungen der Kriegserfahrung zeigte sich die Historiografie lange Zeit kaum an der Sicht auf den Weltkrieg «von unten» interessiert, ja schloss diese als angeblich irrelevant teilweise sogar bewusst aus.<sup>5</sup> Die bedeutendste Ausnahme der Zwischenkriegszeit war der französische Historiker und Literaturwissenschaftler Jean Norton Cru, der für sein 1929 erschienenes Buch *Témoins* über 300 französische Kriegsselbstzeugnisse auswertete und ein Instrumentarium zur Unterscheidung vertrauenswürdiger und unzuverlässiger Quellen zu entwickeln versuchte.<sup>6</sup> Nach 1945 setzte sich die Fokussierung auf militärische und politische Ereignisse des Ersten Weltkriegs und zunehmend auch auf sozioökonomische Prozesse fort. Nur vereinzelt erschienen in der Zeit bis in die 1970er-Jahre historische Darstellungen, die sich auch für die einfachen Soldaten interessierten und soldatische Selbstzeugnisse in ihre Quellenbasis aufnahmen.<sup>7</sup>

Eine eigentliche Renaissance der Beschäftigung mit diesen Dokumenten setzte erst in der Endphase des Kalten Kriegs unter dem Einfluss der Friedensforschung ein. Feldpostbriefe und Kriegstagebücher erschienen nun als ideale Quellen, um das Grauen des Kriegs zu verdeutlichen und eine nicht nur kognitive, sondern auch affektive Zustimmung zur Friedensidee hervorzurufen, und ihre Verwendung wurde in friedenspädagogisch und lebensweltlich inspirierten didaktischen Konzepten für den Geschichtsunterricht angemahnt.<sup>8</sup> Ab den 1980er-Jahren nahm sich die inzwischen sozial- und kulturhistorisch gewendete Militärgeschichte dieser Dokumente auf breiterer Front an. Bezeichnete Peter Knoch noch 1986 Feldpost als «eine unentdeckte historische Quellengattung»,<sup>9</sup> so erschien in den folgenden Jahren eine Reihe von Studien, die sich mit Soldatenbriefen und anderen Selbstzeugnissen befassten.<sup>10</sup> Parallel dazu wurden auch zahlreiche entsprechende Quelleneditionen vorgelegt.<sup>11</sup> Die intensiviertere Beschäftigung mit soldatischen Selbstzeugnissen erschütterte die Vorstellung, in ihnen einen unmittelbaren Spiegel des Kriegs sehen zu können, in zweierlei Hinsicht. Zum einen verfeinerte sich das begriffliche und methodische Instrumentarium zu ihrer Analyse.<sup>12</sup> Zum anderen richtete sich das Augenmerk der Forschung auch auf den öffentlichen

Gebrauch von soldatischen Selbstzeugnissen während des Kriegs und danach und die Art und Weise, wie diese für propagandistische Zwecke eingesetzt wurden.<sup>13</sup>

Die Schweizer Geschichtsforschung und -didaktik zum Ersten Weltkrieg blieb, im Unterschied zu derjenigen zum Zweiten Weltkrieg, von diesen Entwicklungen weitgehend unberührt. Kritische Quelleneditionen zu und Untersuchungen an soldatischen Selbstzeugnissen der «Grenzbesetzung» sind ein Desiderat,<sup>14</sup> Oral-History-Studien zum Aktivdienst des Ersten Weltkriegs wurden, solange dies noch möglich gewesen wäre, nicht unternommen. Auch der Gebrauch von Briefen, Tagebüchern und Memoiren aus der «Grenzbesetzung» in der Geschichtskultur der Geistigen Landesverteidigung ist erst unzulänglich erforscht,<sup>15</sup> und die Bedeutung von Tagebüchern, gesammelten Feldpostbriefen und späteren privaten Aufzeichnungen zur Aktivdienstenerfahrung<sup>16</sup> für die individuelle und familiäre Erinnerung und das Gedenken von Angehörigen der Grippeopfer liegt bislang weitgehend im Dunkeln.

#### DER HELVETISCHE UMGANG MIT SOLDATISCHEN SELBSTZEUGNISSEN 1914 BIS 1918

---

Der Umstand, dass die Schweiz vom unmittelbaren Kriegsgeschehen verschont blieb, führte zwischen 1914 und 1918 gegenüber anderen Ländern zu einer Pluralisierung publizierter Kriegsselbstzeugnisse. Der Schaffhauser Politiker Walter Bringolf vermerkte dazu über ein halbes Jahrhundert später in seinen Memoiren: «Kaum hatten die ersten Kriegshandlungen zwischen Deutschland und Frankreich begonnen, also noch im Monat August, ganz besonders aber anfangs September, erschienen im Schaffhauser *Intelligenzblatt* Soldatenbriefe, ich meine diesmal nicht die Soldatenbriefe, die von den Schaffhauser Truppen und ihrem Grenzdienst berichteten, sondern die Briefe von Deutschen, die in Schaffhausen gewohnt hatten, eingerückt waren und nun die ihnen nahe stehenden Schaffhauser Zeitungen [...] mit ihren Kriegserlebnissen bedienten.»<sup>17</sup>

Auf der einen Seite standen also Selbstzeugnisse aus der «Grenzbesetzung» der Schweizer Armee.<sup>18</sup> Ihre Publikation diente nicht zuletzt dazu, das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den 230 000 Aktivdienst leistenden Wehrmännern und der Zivilbevölkerung zu stärken, die Moral zu heben und von dem durch monotone Exerzierübungen, strapaziöse Gewaltmärsche und mangelhafte soziale Absicherung gekennzeichneten Soldatenalltag abzulenken. Bezeichnend war etwa der Titel *Humor und Gemüt bei unseren Soldaten* eines 1916 im Basler Frobenius-Verlag erschienenen Heftes mit anekdotischen Erfahrungsberichten.<sup>19</sup> Sollten in den Krieg führenden Staaten

publizierte Briefe von der Front vor allem den Heroismus der eigenen Soldaten unterstreichen, so ging es bei der Veröffentlichung helvetischer Selbstzeugnisse aus der «Grenzbesetzung» um den angeblich mit patriotischer Begeisterung und einer gesunden Mischung aus Humor und Ernsthaftigkeit freudig geleisteten Aktivdienst.

Auf der anderen Seite erschienen in der Schweiz Erfahrungsberichte über die Vorgänge in der Kampfzone. Wie von Bringolf erwähnt, publizierte die Schweizer Presse praktisch von Beginn des Kriegs an Briefe von Angehörigen Krieg führender Armeen,<sup>20</sup> und Ende 1916 veröffentlichten die «Unions chrétiennes de Jeunes Gens de la Suisse romande» eine aus französischen, deutschen und italienischen Publikationen kompilierte Sammlung von Kriegsbriefen, die in konziliatorischer Absicht der «jeunesse romande» vor Augen führen sollte, dass «sur tous les fronts, les cœurs vraiment humains et chrétiens communient dans les mêmes expériences profondes et la même immense aspiration vers un avenir meilleur».<sup>21</sup>

Von besonderem Interesse waren Briefe und Aufzeichnungen von an der Front kämpfenden Schweizern, die entweder bei Kriegsausbruch aus Sympathie für eine Kriegspartei in deren Dienste getreten waren oder bereits in der unmittelbaren Vorkriegszeit der französischen Fremdenlegion angehört hatten.<sup>22</sup> Angesichts des Verbots fremder Dienste und der Mobilisation der Schweizer Armee waren diese Selbstzeugnisse besonders brisant, und der Umgang mit ihnen scheint nicht zuletzt den «Graben» zwischen Westschweiz und Romandie zu manifestieren. Während die Westschweizer Zeitungen Briefe von Schweizer Kriegsfreiwilligen in der französischen Armee abdruckten, die geeignet waren, deren Heroismus zu unterstreichen und zumindest indirekt Sympathien für die französische Sache zu erzeugen,<sup>23</sup> beschrieben die 1916 in Zürich publizierten Erinnerungen von Ferdinand Kugler, der bei Kriegsausbruch aus Enttäuschung über seine Dienstuntauglichkeit in die Fremdenlegion eingetreten war, in den Dardanellen und an der West-

1 — Das 1916 erschienene Heft «Humor und Gemüt bei unseren Soldaten» wollte mit Anekdoten aus dem Aktivdienst die Grenzbesetzung als positives Erlebnis darstellen und Monotonie und Drill vergessen machen. Entsprechend zeigte das Titelbild gut gelaunte Soldaten unterschiedlicher Dienstgrade einträchtig zusammen. Die die Moral verkörpernde Handorgel im Vordergrund erschien für die Vaterlandsverteidigung als ebenso wichtig wie das Gewehr im Hintergrund.

W DW 726

# Humor u. Gemüt

## BEI UNSEREN SOLDATEN



SCHWEIZ-GRENZBESETZUNG 1914/15  
IV. HEFT.

DRUCK U. VERLAG VON  
FROBENIUS A. G. BASEL

(Orell Füssli)



2



3



4

front gekämpft hatte und 1916 zusammen mit einigen Schweizer Kameraden desertiert war, den fremden Kriegsdienst eher als vorübergehende Verirrung. Für Kugler ergab sich aus dem Kriegserlebnis nur insofern ein Sinn, als er nach seiner Desertion in der Schweiz doch noch für diensttauglich erklärt wurde: «Bald stak ich aufs neue in den blauen Hosen mit roten Streifen, und auf den Kopf stülpte ich den Tschako; er ist zwar etwas unbequemer als das rote Kepi, und doch trage ich ihn jetzt recht gerne. Mit vielen andern Gleichgesinnten, die schon seit Monaten dort unten sind, halte ich nun treue Wacht an der italienischen Grenze, auf dem Monte Ceneri.»<sup>24</sup>

## DER HELVETISCHE UMGANG MIT SOLDATISCHEN SELBSTZEUGNISSEN NACH 1918

---

Nach Kriegsende nahm das öffentliche Interesse an soldatischen Selbstzeugnissen zunächst ab. Anders als in anderen Ländern waren solche Dokumente weder für die Diskussionen um Kriegsausbruch, -verlauf und -ausgang noch zur Bewältigung persönlicher Kriegserlebnisse oder des Verlusts nahestehender Personen auf dem «Feld der Ehre» von Bedeutung. Während fast alle bedeutenden Heerführer des Weltkriegs bald nach 1918 mit Memoiren und anderen Selbstzeugnissen an die Öffentlichkeit traten, schwieg sich der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, General Ulrich Wille, aus. Erst 1987 wurde ein Teil der zuvor von der Familie unter Verschluss gehaltenen Kriegsbriefe Willes an seine Frau von Niklaus Meienberg und Roland Gretler bei einer Ausstel-

2 — Das offiziöse Werk «Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt» (1933) versuchte mit der Autorität von über 180 soldatischen Selbstzeugnissen den Aktivdienst des Ersten Weltkriegs zu glorifizieren. Die gezielte Einnahme der Perspektive «von unten», die negative Erinnerungen an die «Grenzbesetzung» zu verdrängen suchte, zeigte sich programmatisch mit dem Porträt eines einfachen Soldaten als Titelbild.

3 — Das 1934 publizierte Buch «Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt» folgte in Konzeption und Layout dem ein Jahr zuvor erschienenen Werk «Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt». Das Titelbild betonte einerseits den

Beitrag der Frauen zur Landesverteidigung, zog andererseits aber eine klare Trennlinie zwischen männlichen und weiblichen Aufgaben. Letztere wurden durch traditionelle Rollen als Bäuerin an der «Heimatfront» illustriert.

4 — Die mit «Landstürmer» betitelten Karikaturen zeigten bewusst keine idealisierten jugendlichen Heldengestalten, sondern unterschiedliche Charaktere aus dem «gewöhnlichen Volk». Damit wurde die Vorstellung von der «Volksgemeinschaft» unterstrichen, die Verteidigungsminister Rudolf Minger im Vorwort des Buchs für die Zeit des Ersten Weltkriegs behauptet und als vorbildhaft für eine zukünftige Kriegssituation gerühmt hatte.

lung klandestin fotografiert und auszugsweise der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.<sup>25</sup> Aber auch die Publikation von Selbstzeugnissen einfacher Soldaten versiegte rasch. Dies dürfte mit der relativen Unpopularität der Schweizer Armee in den 1920er-Jahren zusammenhängen, die von der politischen Linken ganz abgelehnt wurde, aber auch in bürgerlichen Kreisen an Priorität eingebüsst hatte, von der Politik finanziell eher knapp gehalten wurde und sich mit ungunstigen Erinnerungen weiter Bevölkerungskreise an den Aktivdienst und international verbreiteten Hoffnungen auf Abrüstung und Völkerversöhnung konfrontiert sah.

Eine Gegenbewegung erfolgte indessen im folgenden Jahrzehnt mit dem Aufkommen der Geistigen Landesverteidigung.<sup>26</sup> Die «Grenzbesetzung 1914/18» wurde nunmehr zu einem Erinnerungsort aufgewertet, der die Bevölkerung auf eine neue Kriegssituation vorbereiten, die Wiederaufrüstung der Armee legitimieren und ab 1939 den Aktivdienst in eine Vater-Sohn-Kontinuität stellen sollte.<sup>27</sup> So trug eine Publikation von 1939 explizit den Untertitel «Eine Gabe der alten Garde der Grenzbesetzung 1914/18 an ihre Kameraden des Aktivdienstes 1939».<sup>28</sup> Ähnlich der in Deutschland mit der Publikation von Feldpost betriebenen Geschichtspolitik wurde dabei gezielt die Perspektive «von unten» eingenommen, als Versuch, das «kulturelle Gedächtnis» in Form und Inhalt dem «kommunikativen Gedächtnis» anzugleichen,<sup>29</sup> um die negativen Erinnerungen an den Aktivdienst abzuschwächen und es mit Inhalten der Geistigen Landesverteidigung aufzuladen. In diesem funktionalen Zusammenhang erschien ab Mitte der 1930er-Jahre eine Reihe von Publikationen, die Selbstzeugnisse von Schweizer Aktivdienstsoldaten des Ersten Weltkriegs versammelten und beispielsweise Titel wie «Humor im Tornister» oder «Fröhliche Grenzbesetzung» trugen.<sup>30</sup> Zugleich kamen auch einige Bücher auf den Markt, die das Fronterlebnis des letzten Kriegs aus der Perspektive schweizerischer Augenzeugen beschrieben.<sup>31</sup>

Der Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartements, Rudolf Minger, der in zahlreichen Vorträgen einen Wandel in der Einstellung zur Armee anmahnte und mit «Volkstagen» und Defilees einen Kult der Wehrhaftigkeit inszenierte,<sup>32</sup> liess es sich nicht nehmen, für das 1933 erschienene offiziöse Werk *Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt* ein Vorwort mit dem Titel «Treue zur Armee!» zu verfassen, in welchem er auf die «sorgenvolle Ungewissheit» im August 1914 hinwies, die jedoch infolge des «sichere[n] Auftreten[s]» der Armee bald von einer «ernsten Besonnenheit» abgelöst worden sei: «Verschwunden waren alle politischen und wirtschaftlichen Gegensätze. Man reichte sich die Hand und stellte sich als wirkliche Volksgemeinschaft hinter die Armee.» In der Gegenwart sah Minger eine «Wiedergeburt des vaterländischen Gedankens», die ihm «Vertrauen in die Zukunft» gebe: «Mit leuchtendem Blick und warmem Pulsschlag reichen wir der Ju-

gend, der künftigen Verteidigerin des Vaterlandes, unsere Hand.»<sup>33</sup> Als Herausgeber dieser umfangreichsten Sammlung von Selbstzeugnissen, die Beiträge von 180 Wehrmännern enthielt, zeichneten der Schriftsteller und Sekundarlehrer Fritz Utz, der Journalist, Gewerbefunktionär und Schriftsteller Eugen Wyler, der bereits 1915 eine Publikation zur Grenzbesetzung vorgelegt hatte, die unter anderem Auszüge aus Feldpostbriefen enthielt,<sup>34</sup> sowie Oberstleutnant Hans Trüb, Sekretär des Eidgenössischen Militärdepartements.

Diese und andere Publikationen betonten in Text und Bild einen von Kameradschaft, Humor und guten Beziehungen zwischen den Hierarchiestufen sowie zwischen Armee und Zivilbevölkerung unterstützten Patriotismus und Freiheitswillen. Der Aktivdienst 1914 bis 1918, so der Tenor, sei überwiegend freudig erfüllt worden. Leutnant Hermann Menzi-Cherno etwa schrieb 1939: «Es war mein Wille, Soldat zu werden, wie es jedes Schweizer Jünglings Wille ist. Wir Schweizer treten in den Soldatendienst, weil wir leben wollen, wir umschliessen die Waffen mit unsern Händen um des Landes willen, das wir als unverlierbaren Besitz erhalten wollen.»<sup>35</sup> Oberleutnant Bosch bediente sich zur Verdeutlichung dieses Sachverhalts 1938 in seinen Erinnerungen gar des Topos der vor Freude singenden Schildwache,<sup>36</sup> welcher Carl Spitteler schon vor dem Ersten Weltkrieg ein Gedicht gewidmet hatte.<sup>37</sup> Wachtmeister Fritz Graf betonte in seinen 1934 publizierten Erinnerungen, während der Grenzbesetzung hätten es «normale» Soldaten mit Ehrgefühl als eine Schande [betrachtet], von der Kompanie wegzukommen»,<sup>38</sup> und es fanden sich in den Erinnerungsschriften Geschichten von Soldaten, die bei den Mobilisationsmärschen 1914 trotz wunden Füßen durchhielten mit der Begründung: «I wett drum au derby sy, wenn's do vorn zum Chlepe chunt!»<sup>39</sup>

Der Soldat war dabei angeblich eingebettet in eine Gemeinschaft von Kameraden, die sich nicht nur durch derbe Witze stabilisierte, sondern auch durch romantische Kollektiverlebnisse. So beschrieb Bosch das Ende eines langen Gebirgsmarsches folgendermassen: «Es war Nacht, als wir vor der Hütte standen, die unweit der Kapelle liegt. War dies wohl unser Kantonement? Wir entzündeten ein Streichholz und lasen im fahlen Scheine über der einen Türe das Wort «Cucina», und über der andern «Accantonemento». «Evviva!» [...] Bald gab's eine famose Suppe, kalte «Spatzen» und Tee. Ha, wie schmeckte da oben der mitgeschleppte Wein! Und dann erst das Pfeifchen! Wir sassen noch lange beisammen, ein traurer Kreis von Freunden, ohne jeden Gradunterschied.»<sup>40</sup> Menzi-Cherno sprach vom «romantisch überwölkt[en]» Drängen «zum Schildwachstehen in finsterner Mitternacht» an der Ajoie: «da war es schön, wenn auch nicht alles übereinstimmte mit den Schwätzereien aus den Indianerbüchern. Aber jetzt kampierten wir doch im Wald, wurden Schleicher und Späher, riefen uns gegenseitig an: Halt, wer da? – spannten das Gewehr und sicherten es wieder [...]»<sup>41</sup>

In der Kameradschaft und mit Witz wurden gemäss den Erinnerungsschriften auch die grössten Strapazen überwunden. So wusste Bosch die folgende Anekdote zu erzählen: «Nach den grossen Armeemanövern, die im Herbst 1914 abgehalten wurden, hatten wir noch einen überaus weiten Weg bis in unsern Unterkunftsart zurückzulegen. Der Marsch auf der breiigen Strasse war sehr mühsam und dauerte bis nach Mitternacht. Bereits waren verschiedene Soldaten ohnmächtig umgefallen. Wir waren nicht mehr gar weit vom Ziel entfernt, als während eines Marschhaltes aus der stillen und gedrückten Kolonne die lauten Worte tönten: «Wänn dann eine der Geischt ufgit, so söll er sich merke, dass er en muess uf der Fäldposcht ufgäh!»<sup>42</sup> Die Worte lösten ein brausendes Gelächter aus und weckten die Energie für das letzte Stück Weges.»<sup>43</sup>

Verschiedentlich wurde auch suggeriert, die Kameradschaft habe nicht nur horizontal, sondern auch vertikal, zwischen Mannschaften und Offizieren, reibungslos funktioniert. Im Band *Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt* fand sich etwa eine Episode mit dem Titel «Wenn Führer und Mannschaft eins sind», die nach der Schilderung der Rede eines Obersten in der folgenden Feststellung gipfelte: «Viele meiner Kameraden bekamen feuchte Augen, ich brachte lange noch kein Wort heraus; in dieser Stunde fühlten wir alle, dass es etwas Heiliges ist um die Treue zwischen Mannschaft und Führer, um die Treue zum Lande.»<sup>44</sup>

Kritik an den Vorgesetzten fand sich in den Erinnerungsschriften kaum. Einzig Fritz Graf stellte bedauernd fest, «dass viele Offiziere, besonders neu zugeteilte Anfänger, die scharfen Forderungen des Generals auf soldatische Haltung in jeder Lage, auf äusserste Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Exaktheit bei jeder Arbeit, auf Strammheit und Schneid überhaupt, oft nicht mit dem nötigen Takt, mit Wahrung der Menschenwürde und erzieherischem Geschick zu vereinbaren wussten».<sup>45</sup> An anderer Stelle meinte er: «Wie mancher böse Disziplinarfall hätte vermieden werden, wieviel Bitterkeit, Unzufriedenheit, Missmut und Misstrauen im Keime erstickt werden können, wenn von oben etwas weniger Geheimniskrämerei wäre getrieben worden, aber dafür mehr natürliches Soldatengefühl, mehr Menschlichkeit geherrscht hätte, und nicht ein böser Standesdünkel und Kastengeist im Offizierskorps gezüchtet worden wären.»<sup>46</sup> Graf lehnte die 1908 eingeführten preussischen Ausbildungs- und Führungsmethoden<sup>47</sup> indessen keineswegs grundsätzlich ab, sondern meinte im Gegenteil: «Eine harte Zeit war es, aber eine Zucht und Schulung der Manneskräfte, wie sie die jüngere Generation von Schweizer Soldaten nach dem Weltkrieg nicht mehr erlebte. [...] Frühe Tagwache, endlos lange Aufmärsche, wieder stundenlanges Warten in Sammelstellungen, mühsames Herumklettern an steilsten Jurahängen, später Abmarsch in überfüllte Massenquartiere war das Zeichen jener Tage.»<sup>48</sup>

In anderen Schriften wurden die monotonen Ausbildungs- und Disziplinierungsmethoden allenfalls ironisiert; so etwa in der folgenden Anekdote, die sich im Herbst 1915 zugetragen haben soll: «Am zweiten Tag nach Übernahme der Grenzwache inspizierte uns unser Brigadekommandant. Da stellte er an den auf Posten stehenden Füsilier Sch. die Frage, was er machen würde, wenn die Deutschen oder die Franzosen kämen? «Herr Oberst, i würd sofort drei flotti Gwehrgriff chlopfe, Uslegeornig erstelle, luege, ob d'Feldfläsche nid tüei stinke und ob i no drei Nadle heig.» «So so, isch das Euri Uffasig?» «Herr Oberst, mir hei die letschte drei Wuche nüt andersch gemacht.»<sup>49</sup>

In praktisch allen Publikationen wurde der Grenzbesetzung eine doppelte Bedeutung zugemessen, nämlich die Verteidigung des Vaterlandes während des Ersten Weltkriegs und die patriotische Verpflichtung für die jüngeren Generationen.<sup>50</sup> Beispielhaft dazu sind die Ausführungen Menzi-Chernos:

«Jene Jahre haben uns tief und dauernd gezeichnet: auf allen Strassen sind wir gewandert, in allen Dörfern haben wir Unterkunft gefunden; wir sind durch Wälder geschlichen und Posten gestanden, wir sind gestrauchelt und haben uns wieder erhoben; [...]. Da und dort und überall sind wir gewesen, Wehrmänner unter vielen, einer des andern Kamerad, und wenn ein Befehl uns aufscheuchte und weiter trieb, da lockte er die Ablösung herbei, dass niemals, zu keiner Stunde während des Tages und der Nacht die Grenze unbewacht blieb. Noch flattern dieselben Fahnen, die uns an die Grenze hinaus vorgezogen sind [...]. Wieviel sich auch gewandelt hat, dieses eine, unvergängliche Symbol ist geblieben. Einst, als wir jugendlich unter bauschenden Standarten marschierten, wollten wir vieles beginnen, wenig haben wir vollendet; bescheiden sagen wir: wir haben gewacht, damit ihr Jungen aufwachset, ein neues Geschlecht, auf umfriedeter Heimaterde. Seid auch ihr wach, bewahret die Freiheit, traget die Verantwortung, bauet und pfeget das Vaterland!»<sup>51</sup>

Ein heikles geschichtspolitisches Thema war der am Ende des Aktivdiensts stehende Ordnungseinsatz anlässlich des Landesstreiks. Fritz Graf beklagte 1934, ohne das Ereignis explizit zu nennen, im August 1914 hätte die Bevölkerung die Armee noch als «Helfer und Retter in der Not» zu würdigen gewusst, was «einige Jahre später» nicht mehr der Fall gewesen sei,<sup>52</sup> und erwähnte an anderer Stelle die «Saat des Klassenhasses, der Auflehnung gegen jegliche Autorität, die durch etwa zwanzig Exemplare eines sozialdemokratischen Blattes in unserer sonst so treuen Kompagnie gesät wurde».<sup>53</sup> In *Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt* führte ein Soldat F. A. zum Kriegsende aus: «Da droht gleichzeitig neben der Grippe eine andere verderbliche Macht an Mark und Leben des Volkes zu zehren: Der böse Geist der Revolution, der die bestehende Ordnung zu zertrümmern versucht. Irregeleitete Elemente speku-

lieren in ihrem Wahnwitz, mit Hilfe des Wehrmanns das Land durch unreife, verfängliche Ideen lenken zu können. Doch wir widerstehen der Versuchung. [...] Der Angriff auf unsere Soldatenehre wird abgeschlagen und dadurch unser Land vor diesem gefährlichen Experiment verschont.»<sup>54</sup> In später publizierten Selbstzeugnissen wurden dann angesichts der inzwischen vollzogenen militärpolitischen Kehrtwende der Schweizer Sozialdemokratie und im Sinn der «offenen» Richtung der Geistigen Landesverteidigung, die die Arbeiterbewegung ins nationale Kollektiv zu integrieren versuchte,<sup>55</sup> Klassenkampf, linker Antimilitarismus und der Landesstreik in der Regel nicht mehr thematisiert. Dieser Wandel folgte einer allgemeinen Tendenz, Ende der 1930er-Jahre die Erinnerung an den Landesstreik auszublenden oder ihn lediglich als Negativfolie zur Sozialpartnerschaft zu sehen, die 1937 im bald mythisch überhöhten «Friedensabkommen» der Metall- und Maschinenindustrie institutionalisiert worden war.<sup>56</sup>

Die Memoria an die Grenzbesetzung mit Selbstzeugnissen diente nicht nur dem Kult der Wehrhaftigkeit, sondern auch der Repräsentation von Idealbildern von Volk und Vaterland. Bei der Beschreibung des Schweizer Volkes fand sich, kaum verwunderlich, eine Polarisierung der Geschlechterbilder, die sich mit einer Polarisierung zwischen Stadt und Land, Tradition und Moderne überkreuzte. Bei den Männern stand als Ideal der kräftige, bäuerliche Naturbursche dem verweichlichten Städter gegenüber. Ersterer wurde etwa am Beispiel der «langsamen, bodenständigen Oberländer» der Kompanie IV/35 folgendermassen beschrieben: «Keine Herrensöhne, sondern kräftige Gestalten in schweren, genagelten Schuhen. Der Käse, den sie im Herbst stundenweit zu Tal tragen müssen, ist schwerer als der Tornister selbst mit den 120 scharfen Patronen.»<sup>57</sup>

Auch das Frauenideal war ländlich-traditionell und stand in scharfem Kontrast zu den «bleichen, mageren Engländerinnen mit den allzu roten Mäulern», die der Bergführer Lauener Heinz in seinem Zivilleben in den Alpen herumführte.<sup>58</sup> Eine Tessiner Dorfschönheit etwa wurde beschrieben als «ein Teufelsding, schlank wie meine Trommelschlegel und schwarz wie eine Tollkirsche».<sup>59</sup> Das 1934 publizierte Buch *Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt*, das in Konzeption und Layout dem Werk *Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt* folgte und ebenfalls von Eugen Wyler redigiert wurde, zeigte auf dem Titelbild statt des Soldaten mit Stahlhelm eine Bäuerin mit Sense und Kind bei der Feldarbeit.<sup>60</sup> Damit wurde einerseits die schweizerische Gesellschaft in einem ländlichen Kontext verortet, andererseits eine klare Trennlinie zwischen männlichen und weiblichen Aufgaben in Kriegszeiten gezogen.<sup>61</sup> Bezeichnenderweise fand sich denn auch eine von der «Soldatenmutter» Else Fischer-Hess erzählte Episode, in der sie an Schiessübungen teilnahm, nicht im Frauen-, sondern im Männerband.<sup>62</sup>

Die in den 1930er-Jahren publizierten soldatischen Selbstzeugnisse folgten inhaltlich insgesamt also ganz den Prämissen der Geistigen Landesverteidigung. Mit der Generalmobilmachung im September 1939 verschwanden sie indessen relativ rasch wieder von der publizistischen Bildfläche und machten Selbstzeugnissen aus dem aktuellen Aktivdienst Platz. Mit dem Rekurs auf Briefe und Erfahrungsberichte aus der aktuellen Grenzbesetzung liessen sich nicht nur unerwünschte Erinnerungen an den militärischen Alltag, die Spannungen zwischen den Sprachgruppen und die sozialen Konflikte während des vorangegangenen Weltkriegs elegant umgehen, sondern konnte der Bevölkerung auch viel unmittelbarer das gewünschte Bild vom Aktivdienst vermittelt werden.

Nach 1945 wurde der Erste Weltkrieg sowohl im kommunikativen Gedächtnis als auch in der offiziellen Geschichtspolitik von seinem Nachfolger überlagert und schliesslich weitgehend verdrängt.<sup>63</sup> In der helvetischen Geschichtswissenschaft und -didaktik stand die «Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts» ebenfalls stark im Schatten des Zweiten Weltkriegs. Die intensiven geschichtspolitischen Debatten der 1990er-Jahre über die Schweiz im Zeitalter des Nationalsozialismus sollten diese Tendenz dann noch verstärken. Die Forschung zur Schweiz im Ersten Weltkrieg blieb nicht nur quantitativ weit hinter derjenigen zum Zweiten Weltkrieg zurück, sondern rezipierte auch wesentliche sozial-, wirtschafts- und dann kultur-, alltags- und geschlechtergeschichtliche Impulse nicht oder nur mit grosser Verzögerung.<sup>64</sup> All dies führte dazu, dass soldatische Selbstzeugnisse aus den Jahren 1914 bis 1918 in der Schweiz nie mehr eine grössere Aufmerksamkeit erlangen sollten – weder in der geschichtswissenschaftlichen Forschung noch als geschichtskulturelle Spuren.

## Anmerkungen

1 Vgl. zum Selbstzeugnisbegriff Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2 (1994), 462–471.

2 Vgl. z. B. Erich Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen, 1914–1918, Berlin 1919; Paul von Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1920; Helmut von Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877–1916, Eliza von Moltke (Hg.), Stuttgart 1922; Paul von Lettow-Vorbeck, My Reminiscences of East Africa, London 1920; Franz Conrad von Hötzendorf, Aus meiner Dienstzeit, 1906–1918, 5 Bde., Wien 1921–1925; Joseph-Jacques-Césaire Joffre, Mémoires 1910–1917, 2 Bde., Paris 1932; Ferdinand Foch, Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de 1914–1918, 2 Bde., Paris 1931; John Joseph Pershing, My experiences in the World War, London 1931.

3 Ernst Jünger, In Stahlgewittern. Ein Kriegstagebuch, Berlin 1926.

4 Philipp Witkop (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, 4. erw. Aufl. München 1928; vgl. dazu Manfred Hettling und Michael Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops «Kriegsbriefe gefallener Studenten», in: Gerhard Hirschfeld et al. (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Essen 1993, 175–198.

5 Vgl. Jay Winter und Antoine Prost, The Great War in History: Debates and Controversies, 1914 to the Present, Cambridge 2005, 82–87.

6 Jean Norton Cru, Témoins. Essai d'analyse et critique des souvenirs de combattants édités en français de 1915 à 1928, Paris 1929.

7 Vgl. George Andrew Panichas (Hg.), Promise of Greatness. The war 1914–1918, New York 1968; Martin Middlebrook, The first day of the Somme, 1 July 1916, London 1971; André Ducasse et al., La vie et mort des français 1914–1918, Paris 1959; Jacques Meyer, La vie quotidienne des soldats pendant la Grande Guerre, Paris 1966; R.-G. Nobécourt, Les Fantassins du Chemin des Dames, Paris 1965; Roger Boutefeu, Les Camarades. Soldats français et allemands au combat 1914–1918, Paris 1966.

8 Vgl. Peter Knoch, Erleben und Nacherleben. Das Kriegserlebnis im Augenzeugenbericht und im Geschichtsunterricht, in: Gerhard Hirschfeld et al. (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Stuttgart 1993, 199–215.

9 Peter Knoch, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 11 (1986), 154–171.

10 Vgl. z. B. Bernd Ulrich, Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Essen 1997; Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945, Paderborn usw. 1998; Santanu Das (Hg.): Race, Empire and First World War Writing, Cambridge 2011; Joe Harris Lunn, Memoirs of the Maelstrom. A Senegalese Oral History of the First World War, Portsmouth 1999.

11 Vgl. z. B. Dominik Richert, Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914–1918, Angelika Tramitz und Bernd Ulrich (Hg.), München 1989; Louis Barthas, Les carnets de guerre de Louis Barthas, tonnelier 1914–1918, Paris 1978; Paul Tuffrau, 1914–1918 quatre années sur le front. Carnets d'un combattant, Paris 1998; David Omissi (Hg.), Indian Voices of the Great War.

Soldier's Letters, 1914–18, London 1999; Albert Josef Aschl, Kriegspost einer bayrischen Beamtenfamilie aus dem Ersten Weltkrieg 1916–1918, Günzburg/Donau 1994; Denis Bechmann und Heinz Mestrup (Hg.), «Wann wird das Morden ein Ende nehmen?» Feldpostbriefe und Tagebucheinträge zum Ersten Weltkrieg, Erfurt 2008; Doris Kachulle, Die Pöhlhals im Krieg. Briefe einer sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg, Köln 1982; Frank Schumann (Hg.), «Zieh Dich warm an!» Soldatenpost und Heimatbriefe aus zwei Weltkriegen. Chronik einer Familie, Berlin 1989; Peter H. Liddle, Voices of War 1914–1918. Front Line and Home Front, London 1988; Lyn Macdonald, 1914–1918. Voices and Images of the Great War, London 1991.

12 Vgl. Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibbare. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort 42 (1992), 295–313; Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997). 1–30; ders., Kriegsbriefe und Kriegserfahrung. Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden, in: Werkstatt Geschichte 8/22 (1999), 7–23; Veit Didczuneit et al. (Hg.), Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011.

13 Vgl. Bernd Ulrich, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg. Bedeutung und Zensur, in: Peter Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, 40–83; ders., Augenzeugen; ders., Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges. Möglichkeiten und

Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), 73–83; ders., «Militärgeschichte von unten». Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 473–503.

14 Publikationen von Selbstzeugnissen erschienen bislang häufig im Selbstverlag, vgl. z. B. Jean Schefer, Vor 40 Jahren. Erinnerungen an die Grenzbesetzung 1914/18. Aus dem Tagebuch von J. Schefer, Oberuzwil 1954; Jakob Brägger, Grenzbesetzung 1915 im Hinterrheintal, Tagebuchaufzeichnungen, Oskar Hugentobler (Hg.), Aander 2009. Bezeichnenderweise enthält eine populärwissenschaftliche Quellensammlung von 1970 keine Selbstzeugnisse (Hans Rudolf Kurz, Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918, Frauenfeld/Stuttgart 1970).

15 Vgl. Christian Koller, Die schweizerische «Grenzbesetzung 1914/18» als Erinnerungsort der «Geistigen Landesverteidigung», in: Hermann J. W. Kuprian und Oswald Überegger (Hg.), Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung, Innsbruck 2006, 441–462.

16 Vgl. für ein Beispiel Stefan Keller, Die Zeit der Fabriken.

Von Arbeitern und einer Roten Stadt, Zürich 2001, 29–45.

17 Walter Bringolf, Mein Leben. Weg und Umweg eines Schweizer Sozialdemokraten, Zürich 1965, 26f.

18 Vgl. z. B. Max Dalang, Meine elf Wochen Grenzbesetzung, St. Gallen 1915; Emil Wechsler, Du, Heimat, musst uns bleiben. Soldatenbriefe und Gedichte von der Grenzbesetzung, Schaffhausen 1915; Eugen Wyler (Hg.), Kameraden im Waffenkleid: Gedenkblätter der schweizerischen Grenzbesetzung 1914/15, Bern 1915; Charles Gos, Ausgewählte Skizzen von der Grenzwehr, Zürich 1917.

19 Schweizerische Grenzbesetzung 1914–1915, Heft 4: Humor und Gemüt bei unseren Soldaten, Basel 1916.

20 Vgl. z. B. Lettres de soldat, in: Gazette de Lausanne, 8. 10. 1914; Lettres de soldats français, in: Gazette de Lausanne, 23. 10. 1914; Lettre de soldat, in: Journal de Genève, 24. 10. 1914; Lettres d'un sous-lieutenant, in: Journal de Genève, 4. 11. 1914; Lettre d'un soldat, in: Gazette de Lausanne, 6. 11. 1914; Lettre d'un dragon français, in: Gazette de Lausanne, 27. 11. 1914; Lettres du front, in: Gazette de Lausanne, 15. 12. 1914; La prise du château de X..., in: Journal de Genève, 22. 12. 1914; Lettre du front allemand, in: Journal de Genève, 24. 1. 1915; Lettres de soldats, in: Journal de Genève, 1. 3. 1915; Lettres du front, in: Journal de Genève, 5. 1. 1915; Lettre de soldat, in: Gazette de Lausanne, 23. 5. 1915; Lettre d'un soldat prussien, in: Gazette de Lausanne, 5. 8. 1915; Lettre de soldat, in: Gazette de Lausanne, 8. 8. 1915; Lettres de prisonniers autrichiens, in: Journal de Genève, 19. 8. 1915; Une lettre de soldat, in: Gazette de Lausanne, 5. 11. 1915; Lettres de soldats allemands sur le front russe, in: Journal de Genève, 18. 11. 1915; Lettres de soldats, in: Journal de Genève, 25. 11. 1915; Une lettre de soldat, in: Gazette de Lausanne, 11. 12. 1915.

21 Lettres de soldats, Lausanne 1917, 3.

22 Vgl. zu den Kriegsfreiwilligen in der französischen Armee Pierre Dufour, La légion en 14–18, Paris 2003; Douglas Porch, The French foreign legion. A complete history, New York/London 1991, 334–381.

23 Vgl. Chez les légionnaires suisses, in: Gazette de Lausanne, 27. 4. 1915; Une lettre de soldat, in: Gazette de Lausanne, 30. 7. 1916; Obus toxiques, in: Gazette de Lausanne, 16. 2. 1918.

24 Ferdinand Kugler, Erleb-

nisse eines Schweizers in den Dardanellen und an der französischen Front, Zürich 1916, 124.

25 Niklaus Meienberg, Die Welt als Wille & Wahn. Elemente zur Naturgeschichte eines Clans, Zürich 1987, 147–183 sowie 188, 219f. und 224. Vgl. dazu den Beitrag von Rudolf Jaun im vorliegenden Band.

26 Vgl. grundsätzlich dazu Josef Mooser, Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er-Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 47 (1997), 685–708.

27 Vgl. Koller, Grenzbesetzung 1914/18.

28 Humor im Tornister. Eine Gabe der alten Garde aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914/18 an ihre Kameraden des Aktivdienstes 1939, Zürich o. J. [1939].

29 Vgl. für diese Kategorisierung Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. und Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/M 1988, 9–19.

30 Vgl. z. B. Fritz Utz et al. (Hg.), Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt, Erlenbach/Zürich o. J. [1933]; Fritz Graf, Auf Grenzwehr. Erinnerungen eines Schweizer-soldaten an die Grenzbesetzung von 1914/18, Thun o. J. [1934]; Jacques Schmid, Der Jungschweizersoldat von 1914.

Authentische Briefe, Thayngen 1935; R. Bosch, I/98. Skizzen aus der Zeit der Grenzbesetzung, Andelfingen 1938; Hermann Menzi-Cherno, Fröhliche Grenzbesetzung, Bern 1939, Edwin Paul, Der Soldat an dem der Weltkrieg vorbeiging. Tagebuch 1914–1918, Einsiedeln 1939.

31 Vgl. L.[ouis] E.[rnest] Augustin, Sur le front français 1917–1918, Lausanne 1934; Martha Schwander, Das Fähnlein von Antwerpen. Erlebnisse

einer Schweizerin bei den Belgiern im Weltkrieg, Bern 1934; Eugen Schilling, Als Sanitäter an der Front. Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines Schweizer Krankenpflegers im Weltkrieg, Zürich 1935.

32 Vgl. Christoph Graf, Rudolf Minger 1881–1955, in: Altermatt, Urs (Hg.), Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon, Zürich/München 1991, 372–377, hier: 374.

33 Utz, Grenzbesetzung, 9f.

34 Wyler, Kameraden.

35 Menzi-Cherno, Fröhliche Grenzbesetzung, 7f.

36 Bosch, Skizzen, 5.

37 Carl Spitteler, Die jodelnden Schildwachen, in: Ernst Bachofner et al. (Hg.), Gedichte, Zürich 21979, 14f.

38 Graf, Auf Grenzwacht, 44.

39 Utz, Grenzbesetzung, 20: «Ich möchte halt auch dabei sein, wenn es da vorne zum Knallen kommt.»

40 Bosch, Skizzen, 10f.

41 Menzi-Cherno, Grenzbesetzung, 8.

42 «Wenn dann einer den Geist aufgibt, so soll er sich merken, dass er ihn bei der Feldpost aufgeben muss!»

43 Bosch, Skizzen, 148.

44 Utz, Grenzbesetzung, 156.

45 Graf, Auf Grenzwacht, 63f.

46 Graf, Auf Grenzwacht, 53.

47 Vgl. dazu Rudolf Jaun, Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle, Zürich 1999.

48 Graf, Auf Grenzwacht, 74f.

49 Humor, 62: «Herr Oberst, ich würde sofort drei flotte Gewehrgriffe klopfen, die Auslegeordnung erstellen, schauen, ob die Feldflasche nicht stinkt und ob ich die drei Nadeln noch habe.» «So so, ist das Ihre Auffassung?» «Herr Oberst, wir haben in den letzten drei Wochen nichts anderes gemacht.»

50 Vgl. z. B. Paul, Soldat, 290–293.

51 Menzi-Cherno, Grenzbesetzung, 10.

52 Graf, Auf Grenzwacht, 41.

53 Graf, Auf Grenzwacht, 192.

54 Utz, Grenzbesetzung, 362f. Ähnlich: Schmid, Jungschweizersoldat, 41f.

55 Vgl. Mooser, Geistige Landesverteidigung, 700–702.

56 Vgl. Koller, Grenzbesetzung, 446f. und 454; ders., La grève comme phénomène «anti-suisse». Xénophobie et théories du complot dans les discours anti-grévistes (19e et 20e siècles), in: Cahiers d'histoire du mouvement ouvrier 28 (2012), 25–46, hier: 37f.; Dorothe Zimmermann, Den Landestreik erinnern. Antikommunistische Aktivitäten des Schweizerischen Vaterländischen Verbandes 1919–1948, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 63 (2013), 479–504.

57 Utz, Grenzbesetzung, 60.

58 Utz, Grenzbesetzung, 62.

59 Utz, Grenzbesetzung, 200. Vgl. auch ebd., 60f.

60 Eugen Wyler et al. (Hg.), Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt, Bern o. J. [1934].

61 Vgl. grundsätzlich dazu Regula Stämpfli, Die Nationalisierung der Schweizer Frauen. Frauenbewegung und Geistige Landesverteidigung 1933–1939, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 50 (2000). 155–180; dies. und Christof Dejung (Hg.), Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945, Zürich 2003.

62 Utz, Grenzbesetzung, 98. Die Episode findet sich auch bei Else Fischer-Hess, Erinnerungen einer Soldatenmutter aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914–1918, Bern 1936, 52f.

63 Vgl. Koller, Grenzbesetzung, 458f.

64 Vgl. Konrad J. Kuhn und Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Traverse 17/3 (2011), 123–141.

## Bildnachweise

- 1 Schweizerische Grenzbesetzung 1914–1915, Heft 4: Humor und Gemüt bei unseren Soldaten. Basel 1916, Titelblatt.
- 2 Fritz Utz et al. (Hg.), Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt, Erlenbach/Zürich o. J. [1933], Titelbild.
- 3 Eugen Wyler et al. (Hg.), Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt, Bern o. J. [1934].
- 4 Fritz Utz et al. (Hg.): Die Grenzbesetzung 1914/1918 von Soldaten erzählt, Erlenbach/Zürich o. J. [1933], Bildtafeln nach Seite 336.

# DAS VISUELLE GEDÄCHTNIS. ERINNERUNGSFOTOS VON DER GRENZBESETZUNG

«Das vorliegende Erinnerungsheft ist spät erschienen. Viele und zum Teil recht grosse Schwierigkeiten lagen im Wege. Dass sie überwunden werden konnten, ist hauptsächlich das Verdienst der unter dem Vorsitz von Major Stierli waltenden Redaktionskommission, der ausser dem früheren und gegenwärtigen Bataillonskommandanten, die Kompaniekommandanten der Aktivdienstzeit und ihre Nachfolger, sowie Feldprediger Hauptmann Michel angehörten. Ihr stellten eine Reihe von Angehörigen des Bataillons, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten Beiträge in verdankenswerter Weise zur Verfügung. Vor allem sei auch der Bildbeiträge gedacht, die von vielen Angehörigen des Bataillons zur Verfügung gestellt worden sind, in besonders reichem Masse von Hauptmann Schädelin, Hauptmann Muff, Assistenz-Arzt und Oberleutnant Burkart. Durch sie war es möglich, die Gedenkschrift zu beleben und auszuschnücken.»<sup>1</sup>

So beginnt das Schlusswort eines reich illustrierten Büchleins, wie sie in der Schweiz der 1920er-Jahre zahlreich produziert wurden. Dieses hier sollte den Angehörigen des Füsilierbataillons 46, die zwischen 1914 und 1919 Ablösedienst geleistet hatten, «die schönen, frohen und stolzen Erinnerungen an eine grosse Zeit wieder auferstehen lassen», wie Kommandant Major Wehrle weiter schreibt.

Solche Erinnerungsschriften hatte es zwar schon früher gegeben, etwa anlässlich der Internierung der Bourbaki-Armee in der Schweiz 1871. Weil die internierten Franzosen über die ganze Schweiz verteilt wurden, fand

dieses Ereignis aus dem Deutsch-Französischen Krieg grossen Nachhall in der Öffentlichkeit. Wer sich allerdings ein Bild von den Vorkommnissen im bitterkalten und verschneiten Neuenburger Jura machen wollte, musste zum Bourbaki-Panorama nach Genf und später nach Luzern pilgern. Die Fotografie hatte sich als Hauptmedium der visuellen Berichterstattung noch nicht etabliert, im Krimkrieg und im Amerikanischen Bürgerkrieg lieferten aber erstmals professionelle Fotografen im grossen Stil Originalbilder von den Kriegsschauplätzen.

Den Durchbruch schaffte die Kriegsfotografie im Ersten Weltkrieg. Der Grund lag in der Entwicklung kompakter Kameras und der drucktechnischen Möglichkeiten zur Verbreitung von Fotos in grossen Auflagen. Das Zeitalter der Pressefotografie hatte begonnen – und damit auch das der Amateurfotografie. Der Erste Weltkrieg wurde damit zum «ersten mediatisierten Krieg der Geschichte», in dem auch der «Typus des fotografierenden Soldaten» entstand (Gerhard Paul).<sup>2</sup>

Die Schweiz war 1914 bis 1918 in keine Kriegshandlungen involviert. Trotzdem lagen ihre Truppen im Feld oder standen an der Grenze. Ein Soldat leistete während der fünf Kriegsjahre durchschnittlich 500 Diensttage in mehrmonatigen Ablösediensten, dazwischen wurde er nach Hause entlassen. Die Schweiz wurde von den Schrecken des Kriegs verschont. Dennoch bedeutete der Erste Weltkrieg für die Bevölkerung ein einschneidendes Ereignis. Der oft als sinnlos empfundene Militärdienst kontrastierte mit der Not vieler Familien zu Hause. Die Teuerung nahm drastisch zu, die Ersparnisse schwan- den, die Lebensmittelpreise stiegen, und ein Erwerbssersatz existierte nicht. Viele Arbeiter- und Angestelltenfamilien kämpften ums Überleben, und 1918 starben Tausende an der Spanischen Grippe. Bei Kriegsende war ein Sechstel der Bevölkerung auf Nothilfe angewiesen. Das gesellschaftspolitische Klima verschärfte sich und kulminierte im Spätherbst 1918 im Generalstreik.<sup>3</sup> Der Krieg wirkte sich auf das Alltagsleben somit ähnlich aus wie in den Krieg führenden Mächten – von den Kriegsschauplätzen natürlich abgesehen.

Entsprechend stellt sich die Frage, ob und wie sich die Schweizer «Kriegsfotografie» von derjenigen der Krieg führenden Mächte unterschied. Wie wurde der Militärdienst fotografisch dokumentiert? Wer stand hinter der Kamera, wer davor? Welche Sujets dominierten? Welche Funktion kam Fotografien in Publikationen und in privaten Dokumentationen zu?

Diesen Fragen soll der folgende Beitrag nachgehen. Er tut dies anhand gedruckter Erinnerungsschriften von drei Füsilierbataillonen und einem Artillerieregiment aus dem Kanton Aargau.<sup>4</sup> Sie enthalten teilweise Amateuraufnahmen, teilweise auch Aufnahmen von offiziellen Armee Fotografen. Ergänzend beigezogen wurden Fotos aus den privaten Nachlässen von zwei Aargauer Milizoffizieren, Oberstleutnant August Heinrich Wieland (1871–

1937) und Hauptmann Remigius Sauerländer-Oehler (1882–1961), sowie vom Aargauer Regierungsrat Johann Oskar Schibler (1862–1932) und vom ehemaligen Generalstabschef Arnold Keller (1841–1934), der den Krieg als Rentner erlebte.<sup>5</sup>

## GESCHICHTSKULTURELLE FUNKTION DER ERINNERUNGSSCHRIFTEN

---

In der Schweiz spielten die kantonale organisierten Infanterieverbände der Milizarmee stets eine besondere Rolle. In ihnen sollten sich regionale Verwurzelung und Dienst an der Nation zu einer patriotischen Mischung verbinden. Die Wiederholungskurse waren zudem meist der einzige Ort, wo verschiedene soziale Schichten und Gruppen in ständigem Kontakt waren. Im Ersten Weltkrieg kam eine weitere Komponente dazu: Die Einheiten wurden an die Grenze verlegt, die Soldaten lebten während Monaten im Angesicht möglicher Bedrohung und trotzdem unterbeschäftigt und immer weit entfernt von ihren Familien. Diese Situation der Unsicherheit scheint die «Aktivdienstzeit» für viele zu einem belastenden Erlebnis gemacht zu haben.

Gleichzeitig erzählen Text und Bild in den Erinnerungsschriften auch von Momenten der Entspannung und erscheinen oft patriotisch-volktümelnd, mitunter aber auch humorvoll oder gar ironisch. Auf alle Fälle waren die «Aktivdienste» für alle Dienstleistenden ein prägendes Erlebnis.<sup>6</sup> Der Wunsch nach einem Produkt der kollektiven Erinnerung war einer der Gründe für die Entstehung von Erinnerungsschriften. Ein anderer war die gespannte politische Lage im und nach dem Landesstreik. Gerade in den Aargauer Einheiten war der Unmut greifbar. 1917 kam es erstmals zum Aufruhr, 1918 sogar zur offenen Meuterei in einer bei Kloten stationierten Einheit. Im Nachgang zu dieser «Klotener Affäre», deren Anführer hart bestraft wurden, bildete sich der Aargauische Soldatenverein, der sich auch dem Schweizerischen Soldatenverein anschloss. Die engagierte Interessenvertretung der Soldaten sorgte in Offizierskreisen für Irritation, auch wenn die Vereine vor allem konkrete Verbesserungen im Dienstbetrieb anstrebten und keine politischen Ziele hatten.<sup>7</sup>

Das gemeinsame Erlebnis des «Aktivdiensts» sollte rückblickend diese spezifisch aargauischen Probleme relativieren – so lässt sich die Botschaft der Erinnerungsschriften auf den Punkt bringen. Die betont militärfreundliche Sichtweise kam nicht von ungefähr: In den Redaktionskommissionen sass fast ausschliesslich Offiziere. Sie beschworen rückwirkend einen Korpsgeist, der so wohl kaum existiert hatte. Offiziere und Soldaten stammten aus unterschiedlichen sozialen und gesellschaftlichen Gruppen

und lebten auch im Feld getrennt. Klar ist hingegen auch, dass viele Aargauer Offiziere keineswegs den strengen Vorstellungen des Armeekommandos entsprachen und sich von General Wille den Vorwurf gefallen lassen mussten, sie würden ihr «Soldatenmaterial» nicht erziehen, sondern verziehen.<sup>8</sup>

## FOTOGRAFEN, REDAKTEURE UND MOTIVE

---

Die Bildlegenden in den Erinnerungsschriften enthalten keine Angaben zu den Fotografen, in einigen werden sie aber im Vor- oder Schlusswort namentlich erwähnt – auch hier waren es durchwegs Offiziere. Generell nahmen die Redaktionskommissionen Text- und Bildbeiträge entgegen, die ihnen als Grundlage für eine chronikalische Darstellung dienten. Fotografien spielten dabei eine grosse Rolle, der Bildanteil liegt durchwegs bei 40 bis 50 Prozent. Man kann davon ausgehen, dass viele Aufnahmen von Armeeingehörigen mit ihren eigenen Apparaten gemacht wurden, so wie auf den Kriegsschauplätzen in ganz Europa auch.<sup>9</sup> Ein Teil der Bilder stammen von offiziellen Armeefotografen, auf deren Bilder die Redaktionskommissionen offenbar Zugriff hatten. Explizit zuordnen lassen sich aber die wenigsten.

Anhand der Fotos aus dem Nachlass von Remigius Sauerländer lässt sich rekonstruieren, wie die Bildredaktion vorgenommen wurde. Sauerländer war Kompagniekommandant im Füsilierbataillon 46 und später Mitglied der Redaktionskommission einer Erinnerungsschrift, die er in seinem Verlags- und Druckereibetrieb herstellen liess. In seinem Nachlass befinden sich alle zugesandten und selbst gesammelten (und teilweise vielleicht auch selbst aufgenommenen) Fotos, aus denen die Kommission auswählte. Alle Bilder wurden auf der Rückseite mit Angaben zu Ort und Jahr der Aufnahme versehen. Bei einzelnen finden sich auch Vermerke zum Fotografen. Die ausgewählten Bilder wurden markiert, nach der Drucklegung aber der Sammlung wieder beigelegt.

Überschaut man die Aufnahmen aus Sauerländers Nachlass und vergleicht sie mit den abgedruckten Fotos in der Erinnerungsschrift des Füsi-

1 — Gemeinsamkeit ist das Bildmotiv des Titelblatts dieser Erinnerungsschrift des Artillerieregiments 8. Der fahrende und der reitende Artillerist schreiten Hand in Hand auf die Leserinnen und Leser zu. Alle Erinnerungsschriften beschwören in Bild und Text das gemeinsame Erlebnis als Antwort auf die sozialen und politischen Verwerfungen der Zwischenkriegszeit.

2 — Leutnant Burkhard inmitten seines Mitrailleur-Zuges. Offiziere und Soldaten stammten aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Die Gruppenaufnahme zeigt dies sehr schön – auch wenn sie gerade diese Unterschiede eibebnen wollte.



1



2

lier-Batallions 46, so sind keine sozialen Auswahlkriterien auszumachen. Die Redaktionskommission war offensichtlich bemüht, jeden der sechs Ablösedienste der Jahre 1914 bis 1918 etwa gleich zu berücksichtigen. Eine systematische Fotodokumentation der einzelnen Dienstperioden gab es offensichtlich nicht. Man musste also nehmen, was die Hobby- und Armeefotografen zur Verfügung stellten. Die Motive sind wiederkehrend und finden sich auch in anderen Erinnerungsschriften: Marsch, Marschhalt, Unterkunft, Verpflegung, Fusspflege, Bau von Schützengräben und Anlagen, Inspektion durch die Offiziere, Ausbildung an den verschiedenen Waffen, dazwischen wenige Landschaftsaufnahmen. Generell bekommt man den Eindruck eines ausgedehnten Pfadfinderlagers, die Beklemmung kommt nirgends zur Geltung – auch kaum in den Texten, die mal feierlich-patriotisch, mal ironisch-locker, mal in militärischem Jargon gehalten sind, aber nirgends wirklich authentisch wirken.

Wichtig schien der Redaktionskommission auch, die Mannschaft angemessen ins Bild zu bringen – meist allerdings als Kollektiv. Porträts erhalten fast ausschliesslich Offiziere – wenn auch hier nur wenige und eher zufällig ausgewählte. Bei der Mannschaft ist die Auswahl noch bescheidener: Es erscheinen lediglich zwei Porträts von Offiziersordonnanzen. Damit wollte die Kommission wohl den Dienst ihrer getreuen und vertrautesten Helfer aus der Mannschaft würdigen. Wenige Fotografien zeigen Offiziere und Soldaten auf demselben Bild – und wenn, dann ist alles ordentlich arrangiert, so wie auf einem Gruppenbild eines Zuges der Mitrailleurkompanie I/21. Diese Aufnahme wurde nicht nur in der Erinnerungsschrift verwendet, sondern auch als Postkarte nach Hause verschickt. Sie sollte das gute Verhältnis zwischen Mannschaft und Zugführer zum Ausdruck bringen – trotz der demonstrativen Gemeinsamkeit wirkt der junge Zugführer etwas verloren inmitten seiner gestandenen Mannschaft.

Ähnlich dürfte man auch bei anderen Erinnerungsschriften verfahren sein. Die Redaktion des Bataillons 59 baute im Gegensatz zu den «46ern» einige Bilder ein, die den Alltag etwas weniger idyllisch zeigen, so gehört hier auch die Entleerung von Latrinen zum Bildprogramm. Etwas aus dem Rahmen fällt die Erinnerungsschrift des Artillerieregiments 8. Hier ergänzen Karikaturen und Zeichnungen die Fotosammlung – wiederum von Offizieren zusammengestellt.

In den meisten Erinnerungsschriften wurden auch Bilder von offiziellen Armeefotografen verwendet. Ihre Aufnahmen finden sich auch in der Fotosammlung des Bundesarchivs. Bei der Durchsicht der dort vorhandenen offiziellen Bilder zeigt sich keine Einheitlichkeit.<sup>10</sup> Die Fotografen knipsten – wie die Amateure –, was ihnen vor die Linse kam. Sie arrangierten die anwesenden Personen zu gut komponierten Aufnahmen – Ähnliches taten auch die Amateure. Speziell für die Militärfotografie sind lediglich die Aufnahmen mi-

litärischer Bauten und die Demonstrationen militärischer Techniken durch Armeeangehörige, die extra für Fotoaufnahmen inszeniert wurden. Weiter gibt es einige Ikonen, die überall erscheinen und die aus der Kamera von Militärfotografen stammen. Dazu gehört beispielsweise die Aufnahme des Dreiländersteins bei Beurnevésin. Hier trafen die Staatsgebiete der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs aufeinander – ein symbolischer Ort für Fotoaufnahmen. Eine weit verbreitete Fotografie zeigt einen Schweizer Wachsoldaten mit zwei französischen Kollegen im Hintergrund. Sie stammt vom Armeefotografen Gottfried Kuratle und wurde in verschiedenen Publikationen verwendet, ebenso wie seine Fotos von Armeestellungen, Drahtverhauen und Beobachtungseinrichtungen im Jura.

## VERGLEICH MIT DEN KRIEG FÜHRENDEN STAATEN

---

Systematische oder vergleichende Analysen der Bildproduktion zum Ersten Weltkrieg gibt es bisher nicht. Gerhard Paul hat aus Einzelstudien immerhin einige übereinstimmende Merkmale in der Bildproduktion der Krieg führenden Länder zusammengestellt. Dazu gehört zunächst das Abbilden der «Modernität des weltweiten Völkerschlachtens» mit Bildern mitten aus dem Kampfgeschehen. Solche Bilder fehlen in der Schweizer Kriegsfotografie aus naheliegenden Gründen. Dokumentiert sind einzelne zerstörte Häuser auf der französischen Seite der Grenze oder ein durch Artilleriebeschuss zerstörtes Schweizer Haus im Grenzort Pruntrut. Dies ist aber alles, was an Schrecken des Kriegs sichtbar wird, einzelne Aufnahmen von internierten Armeeangehörigen aus Deutschland, Frankreich, England und Russland zeigen höchstens in deren Gesichtern die Spuren der Kriegserfahrung.

Damit lag die Schweiz keineswegs sehr weit entfernt von den Bildprogrammen der Krieg führenden Mächte. Gezeigt wurde das, was man als ästhetische Konvention gewohnt war: «Herkömmliche Bildmuster wurden mit dem Thema Krieg oft nur neu kombiniert.» Soldaten wurden als heroische Krieger dargestellt, der Kriegsalltag verkam in Genreszenen zum beschaulichen Ausflug, die Landschaft wurde – wenn auch arg mitgenommen – als Sujet neu interpretiert. Ebenfalls neu war die Inszenierung des industriellen Kriegs: moderne Waffen als Faszinosum und Symbol des technischen Fortschritts.<sup>11</sup>

In deutschen, britischen und französischen Illustrierten überwog der Anteil von Bildern zum «Soldatenleben», also Alltagsbildern aus der Etappe. In Deutschland publizierte man gerne auch touristische Aufnahmen der fremden Länder, in die man dank dem Kriegsdienst gelangte – zumindest zu Beginn des Kriegs. Zwar ging der Anteil an solchen friedlichen Bildern mit fortschreitender Dauer des Gemetzels zurück und wich zunehmend den Frontbildern.

Nach wie vor blieb aber nicht nur in Deutschland das Bildprogramm traditionell und inszenierte den Krieg als heroisches Abenteuer mutiger Soldaten.

In Frankreich gelangten mitunter auch Bilder von Gefallenen auf die Titelseiten, und der Krieg wurde näher an die Menschen herangebracht, doch auch hier überwog die romantische Verklärung des Schreckens. In der britischen Bildpresse gehörten neben den überall gern publizierten Etappenbildern von Beginn weg mehr Frontbilder zum Programm, darunter auch gestellte Fotos von angreifenden Truppen, eine Spezialität des kanadischen Fotografen William Ivor Castle. Man darf aber davon ausgehen, dass in der Presse der Krieg führenden Länder mit «lediglich graduellen nationalen Differenzierungen» ein realitätsfernes Bild des Kriegs vermittelt wurde.<sup>12</sup>

Auch in den Aargauer Erinnerungsschriften finden sich diese Bildprogramme – übersetzt auf die spezielle Situation einer Armee ohne Kampfeinsatz. Den Fotografen hatten es die weite Landschaft im Jura, romantische Kirchlein, Wegkreuze oder mittelalterliche Burgen durchaus angetan. Man komponierte gerne Landschaftsaufnahmen mit Soldaten im Vordergrund, am besten in Abendstimmung. In Erinnerungsschriften inszenierte man solche Bilder mitunter ganzseitig mit einem besinnlichen Spruch als Legende. Allerdings wurden Landschaftsbilder nur zurückhaltend verwendet. Die wertvollen, weil teuren Foto-Clichés widmete man lieber den Menschen und ihrem militärischen Tun. Zudem galt es, die Ernsthaftigkeit des Diensts zu betonen. Landschaft wurde so ins Bildprogramm eingebaut, dass sie eine kurze Verschnaufpause im ständigen militärischen Trott markierte und nicht etwa den Eindruck einer Ferienreise erweckte. In den privaten Sammlungen der Offiziere mit vielen eigenen Aufnahmen haben touristische Motive aber ihren festen Platz, man dokumentierte Land und Leute – eben wie in einem Ferienalbum.

Genrebilder sind in Schweizer Erinnerungsschriften weniger deutlich inszeniert als etwa in deutschen Bildprogrammen, kommen aber durchaus vor. Beliebte waren Aufnahmen vom Essen oder vom Wacheschieben, oft sind auch genrehaft arrangierte Gruppenaufnahmen zu finden, bisweilen mit humoristischem Anklang. Besonders gelungene Aufnahmen wurden als Postkarten verwendet, man druckte sie in grösseren Auflagen und versendete sie als Gruss aus dem Aktivdienst an Angehörige, Vorgesetzte und Kameraden.<sup>13</sup> Ein Beispiel dafür ist eine offensichtlich nach künstlerischen Vorgaben arrangierte Gruppe von Beobachtern aus der Sammlung Sauerländer, die als Fotopostkarte Verwendung fand, in der Erinnerungsschrift aber nicht abgedruckt wurde. Hingegen erfreuten sich essende Soldaten und Küchenmannschaften – zumindest in der Sammlung des Bataillons 46 – grosser Beliebtheit, und dies lag wohl auch im Interesse der Vorgesetzten. Denn damit konnte vermittelt werden, dass es den Soldaten im Feld an nichts mangelte. Tatsächlich assen die meisten Soldaten im Dienst reichlicher als zu Hause.<sup>14</sup>

Kampfhandlungen gibt es durchaus auch im Schweizer Bildprogramm – allerdings meist als gestellte Aufnahmen militärischer Übungen, seltener als Reporteraufnahmen von Gefechtsschiessen. Dabei ging es nach aussen um die Demonstration der Kriegstüchtigkeit, nach innen um die Selbstvergewisserung einer Truppe, die unter dem eintönigen Dienst litt. So erscheinen denn auch immer wieder Fotografien in den Erinnerungsschriften, die dem Tun Sinn verleihen – zum Beispiel eine inszenierte Aufnahme von Soldaten des Bataillons 46 mit einem Maschinengewehr, das zur Flugzeugbekämpfung eingerichtet ist. Dieses Bild zeigt stellvertretend wichtige Elemente solcher «Kampfbilder»: Es ist sorgfältig inszeniert, zeigt den Einsatz moderner Waffen und einen imaginären Gegner. Ob die Bildunterschrift: «Auf der Jagd nach dem Neutralitätsverletzer» ernst oder ironisch gemeint ist, lässt sich nicht eruieren.

Was im Bildprogramm der Krieg führenden Mächte stürmende, kämpfende und – selten – sterbende oder tote Soldaten sind, bilden im Schweizer Pendant marschierende und in der Erde wühlende Soldaten. Die anstrengenden Märsche und die körperliche Schwerstarbeit im Stellungsbau ersetzten nicht nur im physischen Sinn den Kampf – sie gehörten auch zum festen Programm im sonst eintönigen Dienst an der Grenze. «Die von der Dislokation nicht getrübe Dienstzeit bot eine Fülle von Abwechslungen in Ausmärschen, Gefechtsschiessen, Spielen etc.», heisst es denn auch in einer entsprechenden Textstelle.<sup>15</sup>

Die Schweizer Soldaten an der Grenze kannten keine Feinde, ihre Aufgabe galt dem Schutz des neutralen Territoriums. Die Soldaten Frankreichs und Deutschlands, die ihrerseits Wachtdienst an der Grenze verrichteten, sind denn auch im Bildprogramm als Kameraden und nicht als Gegner vertreten. In den Erinnerungsschriften wurde zudem darauf geachtet, dass Franzosen und Deutsche immer gleichberechtigt zum Zuge kamen. Dabei pflegte man durchaus einen ungezwungenen Umgang miteinander, viele Fotografien zeigen plaudernde Offiziere oder sorgfältig arrangierte Gruppenaufnahmen mit Schweizer Soldaten. Mitunter verwendete man auch viel Zeit auf fotografische Spielereien. So finden sich im Nachlass Sauerländer zwei Fotografien von französischen Grenzsoldaten, einmal mit präsentem Gewehr, einmal mit aufgesetzter Gasmaske. Die beiden Bilder sind damit eigentlich ins touristische Bildprogramm einzuordnen: Man fotografierte zwei Fremde, die mit ihrer Ausrüstung einen Hauch vom Ernst des Kriegs ins persönliche Fotoalbum brachten. Die Aufnahme mit den Gasmasken fand denn auch Eingang in die Erinnerungsschrift des Bataillons 46.

Der Ordnungsdienst während des Landesstreiks fand hingegen kaum Eingang in die Erinnerungsschriften – vielleicht weil die Erinnerung daran zu konfliktbeladen war. Einzig das Bataillon 46 widmet den Einsätzen



3



4



5



6

1918 im Aargau und 1919 in Basel zwei knappe Kapitel mit mehreren Fotos, die überwiegend marschierende Soldaten während des Basler Einsatzes zeigen. Dem Aargauer Dienst hingegen ist lediglich eine Fotografie gewidmet: Sie zeigt Oberleutnant Johann Huwyler – einen von 320 Angehörigen des Bataillons, die in diesem Einsatz an der spanischen Grippe erkrankten. Zwölf Männer starben. Sie sind auf einer seitenfüllenden «Ehrentafel» namentlich aufgeführt. Huwyler als einziger Offizier unter den Toten erhält zusätzlich ein Porträtbild. Im Text gibt die Redaktion dem Oltner Komitee explizit die Schuld am Tod der Soldaten: «Mögen [...] diejenigen zur Einsicht kommen, welche durch ihre verbrecherischen Unternehmungen das Truppenaufgebot während der Epidemiezeit verursacht hatten!»<sup>16</sup> Das Andenken an die Verstorbenen dürfte denn auch der Hauptgrund für die Berücksichtigung des Landesstreiks in der Erinnerungsschrift gewesen sein.

## DIE PRIVATEN FOTOSAMMLUNGEN

---

Im Staatsarchiv Aargau liegen vier Nachlässe, die Fotomaterial aus der Zeit des Ersten Weltkriegs enthalten. Drei Bildsammlungen dienten der privaten Erinnerung, die Fotos sind entweder in Alben eingeordnet oder in ein Tagebuch geklebt. Der vierte enthält das bereits vorgestellte Fotoarchiv der Redaktionskommission des Füsilierbataillons 46, die daraus ihre Erinnerungsschrift illustrierte. Im Folgenden werden die verbleibenden drei Privatsammlungen kurz charakterisiert und ihre Bildprogramme mit denjenigen in den publizierten Erinnerungsschriften verglichen.

Arnold Keller (1841–1934) aus Lenzburg war von 1890 bis 1905 erster Generalstabschef der Schweizer Armee. Während der Kriegsjahre 1914 bis

3 — Ein Gruppenbild aus der Sammlung Sauerländer, das auch als Postkarte im Umlauf war. Die Fotografie zeigt ein beliebtes Motiv: Essende Soldaten signalisieren den Lieben zu Hause, dass es ihnen an nichts mangelt. Viele Soldaten assen im Dienst reichlicher als zu Hause.

4 — Ein Bild, wie es in Erinnerungsschriften und Fotosammlungen hundertfach vorkommt: Offiziere zu Pferd inspizieren die Mannschaft bei der Arbeit, hier beim Bau von Schützengräben auf der Binninger Höhe. Offiziere wurden gerne hoch zu Pferd abgelichtet – es war das markanteste

Unterscheidungsmerkmal zur Mannschaft. Originalaufnahme aus der Sammlung Sauerländer, die auch in der Erinnerungsschrift des Füsilierbataillons 46 verwendet wurde.

5 — 6 — Zwei Fotos von französischen Grenzsoldaten aus der Bildersammlung von Hauptmann Sauerländer. In die Erinnerungsschrift gelangte nur das Bild mit den Gasmasken. Trotz der Bildunterschrift «Unsere Nachbarn im Largin» ging es weniger um die beiden Franzosen als vielmehr um die neu eingeführten Masken.

1918 führte der pensionierte Offizier ein Tagebuch, das auch Bilder enthält, die er aus Zeitungen und Zeitschriften ausschnitt und einklebte.<sup>17</sup> Den ersten Band beschliesst eine Postkarte mit dem ermordeten österreichischen Thronfolgerpaar. Keller hatte 1898 als Gast an den Kaisermanövern teilgenommen und den Kaiser wie den Thronfolger persönlich kennengelernt. Der zweite Band (März bis August 1918) beginnt mit verschiedenen Bilderseiten, die Porträts der wichtigsten deutschen Kommandeure zeigen. Das Frontispiz hingegen ziert eine Doppelseite, die wohl den Wunsch vieler Zeitgenossen abbildet: rechts eine Idylle mit Flötenspielerin als Allegorie auf den Frieden, rechts Hodlers Eidgenosse aus dem Marignano-Fries, der sich entschlossen, wenn auch auf verlorenem Posten, gegen eine feindliche Übermacht verteidigt.

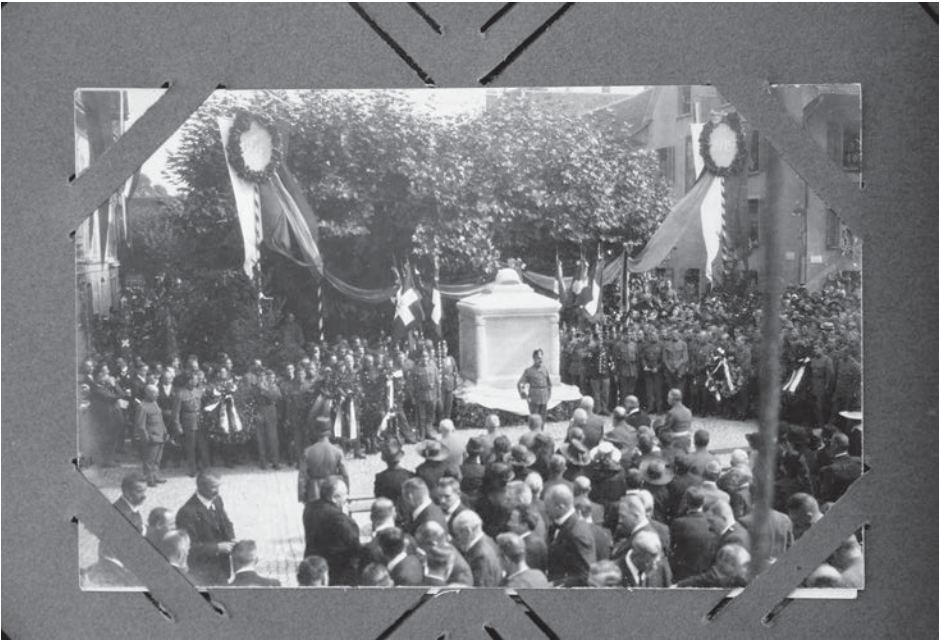
Die beiden letzten Seiten des zweiten Buchs zeigen rechts eine Karikatur des französischen Präsidenten Clemenceau vom Januar 1918, links die Porträts der beiden Schweizer Friedensaktivisten Dätwyler und Münzenberg, dazu die Notiz «An den Pranger mit diesen Janusseelen. Endlich fort mit den Verführern der Jugend, – fort über die Landesgrenze! Marsch, Marsch!».

Das Tagebuch zeigt die Gefühlslage Kellers recht unmittelbar, er formulierte frei und macht aus seinen Ansichten kein Geheimnis. Seine Qualifizierung der Sozialisten und Pazifisten steht stellvertretend für das ganze Offizierskorps. Keller neigte eher der deutschen Seite zu und machte das auch im Bildprogramm seines Tagebuchs klar.

Der Nachlass des Aargauer Regierungsrats Oskar Schibler (1862–1932) ist ausserordentlich reichhaltig. Schibler sammelte nicht nur Postkarten und Pressefotos, sondern auch Not- und Kriegsgeld aus den Jahren 1919 bis 1920. Er bekleidete während der ganzen Kriegsperiode das Amt des Justiz- und Polizeidirektors. In zwei Alben sammelte Schibler alle Fotos, die ihm zur Erinnerung an die Kriegsperiode wichtig schienen. Den grössten Teil nimmt eine umfangreiche Fotodokumentation der Mobilmachung von Aargauer Einheiten im Aarauer Schachen ein.<sup>18</sup> Die erste Fotografie im ersten Album zeigt Schiblers Amtskollegen Ringier stehend in einem Automobil, wie er die Ver-

7 — Einweihung des Denkmals für die im Dienst verstorbenen Aargauer Wehrmänner am 5. Oktober 1919 in Aarau. Die meisten waren Opfer der Grippeepidemie. Allein im Füsilierbataillon 46 erkrankten 320 Männer. Zwölf von ihnen starben. Die Einweihungsfeier fand in der Öffentlichkeit grosse Aufmerksamkeit und durfte auch im Privatalbum des Aargauer Regierungsrats Oskar Schibler nicht fehlen.

8 — Postkarten mit Schlüsselbildern im Album von Oskar Schibler. Das Denkmal für die im Dienst verstorbenen Wehrmänner und der Oberbefehlshaber Wille bilden zusammen ein symbolisches Ensemble – Ausdruck der patriotischen Gesinnung Schiblers.



7



8

2. Aus den Sauerstein-  
Manövern im Okt. 1915.



9



10

eidigung durchführt und dabei selbst die Schwurfinger hebt. Den Abschluss der Serie bilden verschiedene Aufnahmen der Einweihung des Denkmals für die im Dienst verstorbenen Aargauer Soldaten im Oktober 1919.

Eindrücklich und als Bildprogramm bürgerlich-patriotischer Gesinnung zu deuten, ist schliesslich die Albumseite mit einer Postkarte des Denkmals – ohnehin eine Ikone, die in keiner Aargauer Sammlung oder Erinnerungsschrift fehlen durfte – und ein Ganzkörperporträt des Oberbefehlshabers Wille.

Der Nachlass von August Heinrich Wieland (1871–1937) enthält zwei Alben mit kommentierten Fotografien zur Grenzbesetzung 1914–1918. Wieland verfügte wohl vorwiegend über Amateuraufnahmen. Er komponierte sie zusammen mit Legenden und Überschriften zu einer Bilderzählung seiner Dienstzeit als Kommandant eines Infanterieregiments. Der Offizier beginnt sein Album mit einem technischen Highlight: Ein Zweidecker-Beobachtungsflugzeug der improvisierten Flugwaffe wird 1915 anlässlich von Manövern am Hauenstein von einer grossen Menschenmenge bestaunt.

Generell zeigt sich, dass in den privaten Alben stärker technisches Interesse an modernem Kriegsgerät durchschimmert als in den publizierten Schriften. Abgelichtet wurden neben Armeeflugzeugen auch Soldaten und Offiziere in Gasmasken und immer wieder das neu eingeführte Maschinengewehr. Im Tagebuch von Arnold Keller nimmt die Pressefotografie eines deutschen Flammenwerfer-Angriffs eine ganze Doppelseite ein. «Dieses neue Kriegsmittel ermöglichte die grosse Offensive vom 24. Oktober 17 und 22. März 18», schreibt er dazu und macht damit klar, welchen Eindruck diese neue Waffe auf ihn machte.

Am Schluss des zweiten Albumbandes klebte August Friedrich Wieland Fotos ein, die ihn mit zwei Söhnen im Garten seines Hauses zeigen. Er selbst trägt Ausgehuniform, der jüngere Sohn ist ebenfalls in Uniform gekleidet – es handelt sich um eine speziell angefertigte Kinderuniform für den Kleinen, mit Tschako und Säbel. Sein älterer Bruder trägt als Sonntagsanzug die beliebte und grossbürgerlich anmutende Matrosentracht.

Im Album von Wieland schliesst die oben beschriebene Fotografie seinen Bildbericht ab – gleichsam als Übergabe der Offizierspflichten an

9 — Die Aufnahme eines Aufklärungsflugzeugs bildet den Auftakt der beiden Fotoalben des Regimentskommandanten August Friedrich Wieland. Ein Flugzeug aus nächster Nähe zu bestaunen, war nur selten möglich. So musste dieser Augenblick unbedingt festgehalten und dokumentiert werden.

10 — August Friedrich Wieland mit zwei Söhnen vor seinem Haus. Dieses Bild schliesst sein zweites Erinnerungsalbum an den Ersten Weltkrieg ab. Auffallend ist die Kinderuniform des jüngeren Sohnes.

seinen Sohn. Auch in der Schweizer Armee bekleideten die Offiziersränge vorwiegend Angehörige der bürgerlichen Eliten, während Handwerker und Bauern mit den Unteroffizierschergen Vorlieb nehmen mussten.

Offiziere wurden gerne hoch zu Pferd abgelichtet – es war das markanteste Unterscheidungsmerkmal zur Mannschaft. Bei Inspektionen scheinen zumindest die höheren Offiziere nicht abgesehen zu sein, auf den Fotografien zeigen sich immer wieder arbeitende oder marschierende Soldaten, die von berittenen Offizieren beobachtet werden. Dies ist auch ein Hinweis auf die Umstände der Entstehung solcher Bilder. Im Tross der inspizierenden Kommandanten befand sich wohl der eine oder andere Militärfotograf oder fotografierende Milizoffizier, der die Inspektionsreise dokumentierte.

Ansonsten achtete man darauf, als Offizier würdig zu erscheinen, zumindest auf den veröffentlichten Bildern. In privaten Alben findet sich aber durchaus auch einmal ein Offizier in Badehose oder in ausgelassener Runde – in gedruckten Schriften undenkbar, denn darin baden nur Mannschaften, allenfalls unter Aufsicht korrekt uniformierter Offiziere.

Insgesamt weichen die publizierten und die privaten Bildprogramme kaum voneinander ab – was auch nicht erstaunt, denn die publizierten Bilder wurden ja von Offizieren aus den eigenen Beständen ausgewählt. Eine Ausnahme macht natürlich das Tagebuch des Pensionisten Arnold Keller, der den Krieg als Zivilist erlebte. Dennoch ist sein Bildprogramm aufschlussreich, zeigt es doch seine politische Haltung, seine Sympathie mit der deutschen Seite, aber auch seine persönliche Befindlichkeit unmittelbar.

## SCHLUSS

---

Die Ablösedienste 1914 bis 1918 verliefen im Aargau nicht spannungsfrei, es kam zu Unmutsäusserungen und offener Meuterei. In den verschiedenen Erinnerungsschriften wurden aber solche Vorkommnisse nicht thematisiert – den vorwiegend aus Offizieren bestehenden Herausgeberschaften waren sie dafür zu umstritten und wohl auch zu peinlich. Vielmehr stand das gemeinschaftliche Erlebnis im Vordergrund und bestimmte auch das Bildprogramm. Dabei achteten die Redaktionskommissionen auf eine ausgewogene Berücksichtigung von Mannschaften und Offizieren. So erinnern manche Erinnerungsschriften zumindest im Bildprogramm an die Berichterstattung eines schulischen Klassenlagers. Sprachlich waren sie populär gehalten und grosszügig bebildert. Die zahlreichen Fotos stammten nicht nur von offiziellen Armeefotografen, sondern auch von Hobbyfotografen aus den Reihen der Offiziere.

Das Bildprogramm der publizierten Schriften unterschied sich kaum von demjenigen in privaten Alben. Da aber nur Bildersammlungen von Of-

fizieren untersucht werden konnten, können keine Aussagen zur privaten Ikonografie von Angehörigen der Mannschaft gemacht werden. Da wir aber davon ausgehen können, dass einfache Soldaten eher weniger fotografiert haben, sind hier keine grossen Unterschiede zu erwarten. Eine breitere Untersuchung von Privatalben von Armeeangehörigen aus verschiedenen sozialen Schichten und unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen wäre allerdings noch zu leisten. Es müsste sich dann zeigen, ob und allenfalls wie sich die fotografisch dokumentierte Erinnerung von Offizieren und Soldaten unterscheidet.

## Anmerkungen

---

- 1 Füsilier Bat. 46, Erinnerungen an die Aktivdienste 1914–1919, Aarau o. J. (etwa 1922), 130.
- 2 Gerhard Paul, Bilder des Krieges. Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges, Zürich 2004, 106f.
- 3 Hans Ulrich Jost, Bedrohung und Enge (1914–1945), in: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Basel 1986, 731–819, hier 766–769.
- 4 Füsilier Bat. 46, Bataillon 59 im Aktivdienst 1914–1919, Aarau 1920; Denkschrift über die Grenzbesetzung 1914–1918, Füsilierbataillon 60, Aarau 1923; Erinnerung an die Grenzbesetzung 1914/18, Artillerie-Regiment 8, Aarau 1920.
- 5 Staatsarchiv Aargau, NL.A-0185 (Wieland) und NL.A-0141 (Sauerländer), NL.A-0147.0015 und 0016 (Schibler), NL.A-0094.0005 (Keller).
- 6 Vgl. dazu auch den Beitrag von Christian Koller in diesem Band.
- 7 Vgl. Willi Gautschi, Geschichte des Kantons Aargau, Bd. 3, Baden 1978, 181–196.
- 8 Gautschi, Kanton Aargau, 191.
- 9 Paul, Bilder des Krieges, 116.
- 10 Der Bestand «Bildersammlung 1. Weltkrieg» des Bundesarchivs ist via Memobase Memoriariv online einsehbar: [http://de.memoriav.ch/memobase/Fotosammlung\\_WK1.aspx](http://de.memoriav.ch/memobase/Fotosammlung_WK1.aspx) (Stand 21. 7. 2013).
- 11 Paul, Bilder des Krieges, 117–118, Zitat 117.
- 12 Paul, Bilder des Krieges, 118–125, Zitat 125.
- 13 Vgl. dazu auch den Beitrag von Giuliano Bruhin in diesem Buch.
- 14 Gautschi, Kanton Aargau, 157.
- 15 Füsilier Bat. 46, 104.
- 16 Füsilier Bat. 46, 117.
- 17 Staatsarchiv Aargau, NL.A-0094.0009–0011.
- 18 Staatsarchiv Aargau, NL.A-0147/0015 und 0016.

## Bildnachweise

---

- 1 Aargauer Kantonsbibliothek AKB BrQ 1516.
- 2 Nachlass Remigius Sauerländer, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0141/0001.
- 3 Nachlass Remigius Sauerländer, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0141/0001.
- 4 Nachlass Remigius Sauerländer, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0141/0001.
- 5, 6 Nachlass Remigius Sauerländer, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0141/0001.
- 7 Nachlass Oskar Schibler, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0147/0015 und 0016.
- 8 Nachlass Oskar Schibler, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0147/0015 und 0016.
- 9 Nachlass August Wieland, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0185
- 10 Nachlass August Wieland, Staatsarchiv Aargau CH-000051-7 NL.A-0185.

# UMDEUTUNG UND AUSBLENDUNG. ENTPOLITISIERUNG DES ENGAGEMENTS VON FRAUEN IM ERSTEN WELTKRIEG IN ERINNE- RUNGSSCHRIFTEN

«Blutig-rot verschwand die Sonne am Horizont. [...] Da, im letzten Abendglühn – ein dumpfer Trommelwirbel, und «tapp-tapp» klapperte es durch die steinigen Gassen. Immer lauter wurde der dumpfe Schlag, immer herausfordernder der Trommel eintönige Melodie. Dann ward es mit einem Male grausam still und eine hohle, dumpfe Stimme durchschnitt die schwüle Luft, die zwischen den Mauern schwebte: «Mobilisation.»<sup>1</sup> Mit kaum zu übertreffendem Pathos evoziert eine Frau aus Ebnat-Kappel im 1934 herausgegebenen Erinnerungsband *Grenzdienst der Schweizerin 1914–18* den 1. August 1914. Andere Frauen standen ihr bezüglich Emotionalität und filmreifer Inszenierung des Kriegsausbruchs kaum nach.

Es geht im Folgenden um die Deutungen der von Frauen gemachten Erfahrungen im Ersten Weltkrieg, um die Frage also, wie sich diese Erfahrungen in Erinnerungsschriften und bei Gedenkanklässen ummodellieren und in die spezifischen gesellschaftspolitischen Erwartungen integrieren liessen. Der Fokus richtet sich dabei auf zeitspezifische Interpretationen der Leistungen von verschiedenen Frauenorganisationen. Gefragt wird insbesondere nach Formen und Ursachen der Einebnung von Ambivalenzen und von Differenzen zwischen den verschiedenen Strömungen der Frauenbewegung. Es geht darum zu zeigen, wie diese Anpassung an den gesellschaftlichen Konsens im Zuge der Geistigen Landesverteidigung durch Jubiläumsschriften erzeugt und an

die Frauenbewegung der Nachkriegsgeneration tradiert wurde, mit ein Grund, dass sich in den 1970er- und 1980er-Jahren junge Feministinnen von den sogenannten bürgerlichen Frauenorganisationen zum Teil scharf abgrenzten.

## DIE MOBILISATION ALS WECKRUF

---

Im Sommer 1914 weilte Hedwig Bleuler-Waser, Frauenrechtlerin und Gründerin des Schweizerischen Bunds abstinenten Frauen, mit ihrer Familie im Unterwallis in den Ferien. In ihren Lebenserinnerungen von 1929 erzählt sie, wie sie vom Kriegsausbruch überrascht wurde: «Da begann es zu läuten unten, fern aus dem dunkeln Tal empor, dumpf fordernd, mahnend. Aus der Berghütte hervor stürzte ein Weib in rotem flatterndem Rock, rannte zum Ausguck und klagte laut: «Quelle misère, quelle misère!» hinab in die dämmernde Tiefe, wo unser Landsturm sich sammelte zur Grenzwehr. – Die Schauer des Kriegsfiebers durchbebten nun auch unseren Volkskörper, ob schon er von Wunden verschont blieb.»<sup>2</sup> Ähnliche Töne schlägt Marta von Meyenburg, Mitgründerin der Zürcher Frauenzentrale, in ihrem Rückblick auf 25 Jahre Frauenzentrale Zürich vom 1. August 1939 an: «Bis ins kleinste Bergtal hinauf war im Juli 1914 das Horn gedungen, hatte alle wehrpflichtigen Männer zusammengerufen zum Schutze unserer Grenzen. Ohne Zögern waren sie gefolgt, zurückgelassen wurden die Grossbetriebe der Städte, die Werkstätten der Handwerker, die Bauernhöfe auf dem Lande, zurückgelassen Frauen, Kinder und Greise. Still und selbstverständlich traten die Landfrauen in die Lücken, taten im Stall und auf dem Felde ihr möglichstes. [...] In den komplizierteren städtischen Verhältnissen war es weit schwieriger für die Frauen, zu erkennen, wo das Gebot der Stunde für sie lag. Und doch auch hier tat Hilfe not, auch hier erwuchs den Frauen vielerlei Arbeit.»<sup>3</sup>

Glocken, Horn und Trommeln, der Schrei des Entsetzens kontrastiert mit dem selbstverständlichen Pflichtgefühl – der Männer als Soldaten einerseits, der Frauen im Zivilleben andererseits. Still und ohne Aufheben leisteten «Schweizerfrauen» die Arbeit, ein zentraler Topos der Erzählungen von und über Frauen zum Ersten Weltkrieg. Sie durchziehen das Erinnerungsbuch *Grenzdienst der Schweizerin* von 1934 wie ein roter Faden. Gleich dem Topos der Pflichterfüllung wird auch immer wieder die Trennung evoziert – vom Gatten, vom Sohn, vom Vater. Schmerzlich, aber unausweichlich erscheint diese Trennung 20 Jahre später. Angst paart sich mit Stolz. So in der Erinnerung an das Aufgebot des Vaters einer Bündner Familie: «In stummer Wehmut umkreisten unsere Mutter und wir acht Geschwister unsern teuren Vater.»<sup>4</sup> Ebenso in der Schilderung einer Zürcherin: «Ich habe meinen kostbarsten Besitz dem Vaterland gegeben. Ohne Fahne, ohne Uniform weiss ich, dass auch

ich meinem Vaterland diene. In der Stille, in täglicher Pflichterfüllung besteht unser Dienst, der Dienst der Soldatenfrauen, die am heimatlichen Herd verbleiben.»<sup>5</sup> Ähnlich auch die Erinnerungen einer Schaffhauserin: «Aber das Ergreifendste war der Fahneneid. Nicht ein Auge blieb tränenlos. Stolz sahen wir Frauen auf unsere an die Grenze ziehenden Wehrmänner!»<sup>6</sup>

Diese Erinnerungen sind gefärbt von den Erfahrungen der Verschontheit von einem mehr als vier Jahre dauernden Krieg. Dennoch spiegeln sie auch das Pathos von Verlautbarungen der Behörden und der Frauenbewegung vom Sommer 1914. Der Bundesrat wandte sich an die Frauen als «Schweizervolk, da du am häuslichen Herd zurückgeblieben bist, bewahre deine Ruhe und Besonnenheit».<sup>7</sup> Die Frauenorganisationen verschiedenster Richtungen deuteten ihrerseits die Rolle der Zurückgebliebenen als Auftrag. So verstand etwa Klara Honegger als Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine (BSF) ihren Aufruf «an die Schweizerfrauen»: «Wir stehen vor der Tatsache, dass unsere ganze Armee mobilisiert wurde. Damit ist der Augenblick für die Frauen gekommen, ihre Besonnenheit und Tüchtigkeit in ernster Zeit zu beweisen und ihre Kräfte für das Vaterland einzusetzen.»<sup>8</sup>

#### DIE STUNDE DER «STAUFFACHERIN»

---

Der Topos der strikten Trennung von Grenze/Front und Heim/Familie prägte die Erinnerungen von Frauen und von Exponentinnen der Frauenbewegung, selbst wenn der Titel des 1934 herausgegebenen Erinnerungsbands *Grenzdienst der Schweizerin* diese Trennung zu verwerfen scheint. Im Geleitwort verdeutlicht der Mitherausgeber und Schriftsteller Eugen Wyler diese Trennung durch die Konstruktion einer Analogie, welche die getrennten Bereiche Grenze und Heim zugleich miteinander verknüpft: «Die Frauen und Mütter sind gleichsam die zweite Armee unseres Landes, sie sind jener Geist, jene stille Macht, jene hingebende Liebe, die unsere Väter und Söhne und Bürger an die Grenze begleitet haben. [...] Still und ohne Lärm hat die Schweizerin 1914/18 eine Pflicht getan, die ihr selbstverständlich war. Die Männer, Brüder und Söhne standen wachend und schützend ums Haus, in der Stube aber sahen die Frauen und Mütter zum Rechten. Die Familie, sonst ein kleines, stilles Reich für sich innerhalb von Haus und Hof, hatte sich ausgedehnt bis an die Grenze, wo Vater und Bub gegen das Hereinfluten des Kriegs Wache standen; daheim aber überwand Mutter und Schwester schweigend und ohne Klage die vielfach bittere Not. Dieses Buch ist nicht nur ein Werk der Wehrmannsfrauen, es soll auch den bleibenden Dank der Soldaten an die Mütter des Landes vermitteln, es soll beitragen, die heranwachsenden Töchter zu Frauen und Müttern zu erziehen, zu wahren Stauffacherinnen.»<sup>9</sup> Der Begriff

«Grenzdienst» wird in diesem Konzept zum Synonym für Schutz von Hof und Haus, von Heimat und Familie, die zu einem Bild verschmelzen. Väter und Mütter sind in diese Vorstellung eingebunden, die Zurückgebliebenen den Wehrmännern ebenso zur Dankbarkeit verpflichtet wie diese den Frauen.

Das Pathos in den Erinnerungen an die Mobilisation im ersten Kapitel des *Grenzdienst der Schweizerin* kontrastieren die vielen individuellen Erzählungen von Arbeitsüberlastung und materieller Not in den nachfolgenden Kapiteln. Diese wurden vor allem ab 1916 wegen der galoppierenden Teuerung und der fehlenden und lange hinausgezögerten Planung sozialpolitischer Massnahmen als zunehmend gravierend erfahren. In diesen Bereichen sahen die Frauenorganisationen ihre Möglichkeit zur öffentlichen Übernahme gesellschaftlicher Aufgaben. Ihre Motivationen waren aber vielschichtig und gaben vor allem zu Beginn Anlass zu Kontroversen innerhalb der Frauenbewegung wie auch mit Exponenten öffentlicher Institutionen. Diese Spannungen wurden in den Erinnerungen der Beteiligten vor allem in den 1930er-Jahren mit der harmonisierenden Deutung der Leistung der Frauenorganisationen als selbstloser Einsatz «im Dienst des Vaterlandes» zunehmend eingegebenet. Diese eingegebnete Wahrnehmung wurde von der Generation von Exponentinnen der Frauenbewegung, die auf die Akteurinnen im Ersten Weltkrieg folgten, weiter tradiert. Unter dem Einfluss des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs sollte sie den gedenkenden Umgang mit Erinnerungskultur der Frauenbewegung bis Ende der 1960er-Jahre konturieren.

Die Figur der Gertrud Stauffacher aus Schillers *Wilhelm Tell* bot sich in der deutschsprachigen Schweiz als identitäre Klammer für die verschiedenen Strömungen der sogenannt bürgerlichen Frauenbewegung an. Sie verfügte über gesellschaftliches Verantwortungsgefühl und wollte die politischen Entscheidungen beeinflussen. Selbst wenn sie in Schillers Drama im Hintergrund agierte, so diente sie als Figur unterschiedlichen Möglichkeiten der Interpretation, wie die öffentliche Einflussnahme von Frauen 1914 rechtlich und gesellschaftlich zu umschreiben wäre. Doch mit dem Rekurs auf die «Stauffacherin» wurden in den Erinnerungsschriften zunehmend konsequenter alle Gegensätze zwischen den verschiedenen Ausrichtungen der Frauenbewegung zum Verschwinden gebracht.<sup>10</sup> Ein konsensuales Bild dieser Figur setzte sich durch. Zunehmend verblassten auch die Unterschiede in der Gewichtung der beruflichen, rechtlichen, gemeinnützigen und sittlich-moralischen Positionierungen zwischen der Frauenbewegung in der Deutschschweiz und der Romandie, ebenso zwischen den ledigen, auf ein Einkommen angewiesenen berufstätigen und den verheirateten Frauen. Kaum erinnert wurde an das Abseitsstehen des Schweizerischen Katholischen Frauenbunds (SKF) als nationaler Frauenverband; wenig thematisiert wurden auch die Differenzen zu den Arbeiterinnenvereinen. Die Ersteren verstanden sich als Teil der katholischen, Letztere

als Teil der sozialistischen Bewegung. Aufgelöst wurden in den Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg in den 1930er-Jahren auch zunehmend alle Spannungen zwischen Frauenbewegung und Staat, Frauenbewegung und Rotem Kreuz (SRK), Frauenbewegung und Armee.

Das Widersprüche einmittende Bild selbstlosen Pflichtbewusstseins prägte noch das Vorwort von Eugen Lüthy, Generalstabschef und Korpskommandant der Schweizer Armee, zum 1989 veröffentlichten Buch *Helvetias Töchter* über Frauen in der Schweizer Militärgeschichte: Nicht als einzelne Heldinnen wie Jeanne d'Arc, sondern als «Stauffacherinnen» sah er die vielen «unbekannten» Frauen, die sich «während der beiden Weltkriege als Krankenschwestern, Leiterinnen von Soldatenstuben und später als Angehörige des Frauenhilfsdienstes zum Wohle unseres Landes einsetzten».<sup>11</sup> So verschmolzen aus der Sicht dieses Repräsentanten der Schweizer Armee noch 1989 unterschiedliche Motive von Frauen zum Engagement im Ersten Weltkrieg zu einer Einheit. Im Kontext der – damals bereits höchst umstrittenen – «Jubiläen» zum 50-jährigen Gedenken an den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs einerseits und zu 700 Jahre Eidgenossenschaft andererseits fügten sich seine Worte fast nahtlos in die traditionelle Deutung der Funktion der Frauen im Krieg ein, auch wenn das Buch selbst sich weit vielschichtiger zeigt und auf Widersprüche verweist. Ebenso verschleiert diese sich frauenfreundlich gebende Aussage das für die Geschichte der Frauen in der Schweiz brisante Verhältnis von Pflichten und Rechten. Die diskursive Verknüpfung von Wehrpflicht und Staatsbürgerrechten erwies sich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die jüngere Vergangenheit als ein Kernelement der Auseinandersetzung um die Gleichstellung von Frauen und Männern.<sup>12</sup>

## PFLICHTEN UND RECHTE

---

Was die Frauenbewegung über die beiden Weltkriege hinaus fast ein Jahrhundert über alle Differenzen hinweg verband, war die Vorstellung, dass Kriegsführung den Frauen als «Schützerinnen des Lebens»<sup>13</sup> im Grund fremd sei. Aber bei Weitem nicht alle Exponentinnen der verschiedenen Strömungen der Frauenbewegung teilten die Meinung der Pazifistin und Sozialdemokratin Clara Ragaz, dass für einen wirksamen Einsatz für den Frieden und zur Linderung der Not das Frauenstimmrecht unabdingbar sei. Die Mitglieder gemeinnütziger Frauenvereine verstanden mehrheitlich den Einsatz für die unter der Kriegsnot Leidenden als Ausdruck des «Frauseins» an sich ganz im Sinn der dominierenden Vorstellungen von Weiblichkeit als per se uneigennützig.<sup>14</sup> Doch nicht wenige von ihnen wechselten gerade der Notlage breiter Bevölkerungsschichten wegen bezüglich des Frauenstimmrechts ihre Haltung. Eine

effektive Einflussnahme der Frauen dränge sich auf, um nachhaltig Abhilfe zu schaffen.

Ein Teil der Frauenrechtlerinnen begründeten nach Kriegsausbruch ihr gemeinnütziges Engagement mit dem Anspruch nach Gleichstellung. Sie deuteten ihre Pflichterfüllung als Vorleistung für die Gewährung von Rechten. Im Ausbruch des Kriegs sahen sie sogar eine Chance: «Durch den Krieg erhält unsere Sache einen kräftigen Impuls. Jetzt, wo unsere vielgepriesene Kultur in sich zusammenbricht, wo die Diplomatie und Politik des Männerstaates zu dem Fiasko des europäischen und Weltkriegs geführt haben, drängt sich nicht nur bei uns Frauen, sondern allgemein der kritische Gedanke auf, ob ein grösseres Chaos, ein grösserer Zusammenbruch überhaupt möglich gewesen wäre, auch bei einer paritätischen Vertretung der Geschlechter in den leitenden Organen unserer Staatswesen.»<sup>15</sup> So Elisa Strub in ihrer Chronik von 1914 bis 1915 im – ersten – *Jahrbuch der Schweizer Frauen*. Das von der prominenten Berner Frauenrechtlerin und Präsidentin des schweizerischen Lehrerinnenverbands, Emma Graf, kurz nach Kriegsausbruch initiierte *Jahrbuch* sollte bis 1963 jährlich eine Chronik der Aktivitäten der Schweizer und internationalen Frauenbewegung veröffentlichen. Graf war eine starke Verfechterin der Position, dass weibliche Pflichterfüllung im Dienst des Volkes als Vorleistung für das Frauenstimmrecht zu verstehen sei. Doch die Genferin Emilie Gourd, die ebenso prominente und langjährige Präsidentin des schweizerischen Frauenstimmrechtsverbands, verweigerte gleich vielen anderen Frauenrechtlerinnen – vornehmlich, wenn auch nicht nur aus der Westschweiz – die von Graf propagierte Position. Es sind diese unterschiedlichen Positionierungen, die sich in den veröffentlichten Erinnerungen an den Krieg aus den 1930er-Jahren im harmonischen Bild des Einsatzes der «Schweizer Frauen» auflösten. Die damit einhergehende Vorstellung, dass die Frauenbewegung den Behörden jederzeit bedingungslos Unterstützung bietet, mündete in einen immer rascheren Prozess der Entpolitisierung der Frauenbewegung.

Tatsächlich war die Haltung der Behörden und implizit auch die Haltung der Frauenbewegung bei Ausbruch des Kriegs eine hochpolitische. Die Vorkehrungen der Behörden für die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und der Abdämpfung der sozialen Folgen der Mobilisation waren beinahe inexistent. Die dadurch bedingte Notlage wurde anfänglich fast ausschliesslich durch den von Frauenvereinen organisierten Einsatz einiger-massen aufgefangen.<sup>16</sup> Die gemeinnützigen Frauenvereine verfügten bezüglich des rationellen Umgangs mit Nahrungsmitteln, der direkten Unterstützung von Bedürftigen sowie des Sammeln von Sachgütern und Hilfsgeldern über ein über Jahre entwickeltes Know-how und Beziehungsnetz.<sup>17</sup> Ebenso waren die Beziehungen zur Armee durch ihre bereits vorgängig eingegangenen Verpflichtungen – vornehmlich zum Stricken von Militärsocken – und

die Zusammenarbeit mit dem Roten Kreuz vorstrukturiert. Laut Vertrag zwischen dem Roten Kreuz und dem EMD von 1903 war der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein unter anderem verpflichtet, im Kriegsfall Bett- und Krankenwäsche anfertigen zu lassen, beim Transport von Kranken und Verwundeten sowie deren Unterbringung Hilfe zu leisten, ebenso bei der Aufnahme von Frauen und Kindern, die vor dem Krieg flüchteten.<sup>18</sup> So ist es auch nicht erstaunlich, dass vorwiegend die in den Städten verankerten Frauenrechtlerinnen die formale Koordination der Zusammenarbeit aller Frauenorganisationen vorantrieben, um sich in die bestehenden Strukturen gemeinnütziger Arbeit einzubinden und so gleichzeitig ihre Forderung nach rechtlicher Gleichstellung zu begründen.<sup>19</sup>

In Lausanne und Genf war diese formale Zusammenarbeit über die «Union des femmes» bereits seit längerem Usus. Die Gründung der Frauenzentrale (bis 1916 Zentrale Frauenhilfe) in Zürich und St. Gallen, nach deren Muster 1916 die Frauenzentrale Basel gegründet wurde, sollte dieser Verbindung von Pflichten und Rechten Nachdruck verleihen. In Winterthur erfolgte der formale Zusammenschluss erst kurz nach Kriegsende, ebenso in Bern unter dem Namen «Bernischer Frauenbund».<sup>20</sup> Doch auch in diesen Städten hatte die Zusammenarbeit bereits während der Kriegsjahre Gestalt angenommen. Nach den Statuten der Zürcher Frauenzentrale von 1916 diente der Zusammenschluss der Frauenvereine einem doppelten Zweck: «zur gegenseitigen Förderung und Hilfe und zum Dienste an der Gemeinschaft».<sup>21</sup> Die gegenseitige Unterstützung in der Wahrnehmung der rechtlichen und beruflichen Interessen figurierte also noch vor dem Dienst an der Gemeinschaft.

## SPANNUNGSGELADENE AMBIVALENZEN

---

Im Laufe der Zwischenkriegszeit verschwand diese Zielsetzung jedoch weitgehend aus dem kollektiven Gedächtnis. Während die Jubiläumsschrift zum zehnjährigen Bestehen der Zürcher Frauenzentrale von 1926<sup>22</sup> die Einsätze der Frauenzentrale noch relativ nüchtern auflistete, deutete die Publikation von 1939 zum 25-Jahre-Jubiläum im Kontext von Geistiger Landesverteidigung, patriotisch aufgeladener Landesausstellung und drohendem Kriegsausbruch die Gründung der Frauenzentrale fast nur noch als uneigennütziges Tun der Zürcher «Stauffacherinnen».<sup>23</sup> Die Frage nach der politischen Verantwortung für die prekäre Lage breiter Bevölkerungsschichten thematisierte sie nicht. «Die Z. F. nahm sich mehr der Zivilbevölkerung an und suchte in verschiedenster Weise den schweren Folgen der immer zunehmenden Lebensmittelverteuerung und der Verknappung der Stoffe entgegenzuarbeiten.»<sup>24</sup> Nicht explizit angesprochen wird damit auch die steigende Zahl von Demonstra-

tionen und Protestaktionen, was in verschiedenen Städten zum informellen Zusammenarbeiten der Arbeiterinnenvereine und der Frauenzentrale führte, um Einsitz in die ab 1916 gegründeten Kommissionen zur Sicherung der Lebensmittelversorgung der städtischen Bevölkerung zu nehmen.<sup>25</sup>

Die Mitteilung der Präsidentin des Schweizerischen Arbeiterinnen-Verbandes Rosa Bloch-Bollag zum Verständnis der in Frauenzentralen zusammengeschlossenen Frauenvereine für die Proteste der städtischen Unterschichten wurde von Elisa Strub allerdings mit Interesse zur Kenntnis genommen und in ihrer Chronik im *Jahrbuch der Schweizer Frauen* veröffentlicht: «Der nun ins vierte Jahr gehende ungeheure Weltkrieg [...] brachte dem Verband [der Arbeiterinnen] und den angeschlossenen Vereinen erhöhte Arbeit. Es galt Vertreterinnen in die verschiedenen Notstandskommissionen abzuordnen, keine sehr einfache Arbeit, denn die zum grössten Teil aus Vertretern der besitzenden Klasse zusammengesetzten Kommissionen begreifen leicht, dass etwa eine Frau Pfarrer, oder sonst eine mehr oder weniger sozial veranlagte Dame zur Mitarbeit heranzuziehen sei, nicht aber eine Vertreterin der Arbeiterschaft.»<sup>26</sup> Die Genferin Emilie Gourd zeigte im selben *Jahrbuch* selbst Verständnis für den Streik von Tabakarbeiterinnen, nachdem die Direktion des Unternehmens auf die Forderung von Lohnerhöhungen mit der Schliessung einer ihrer Fabriken reagiert hatte: «Alors, un magnifique vent de révolte et de solidarité souffla sur toutes les cigarières; celles qui avaient du travail l'abandonnèrent, et à l'unanimité des 500 ouvrières des deux fabriques la grève fut votée. Grève d'autant plus remarquable qu'elle bouleversait de fond en comble toutes les notions d'obéissance passive et d'inerte résignation dans lesquelles avaient jusque là vécu ces femmes.»<sup>27</sup>

1 — Im 1934 veröffentlichten Buch «Grenzdienst der Schweizerin 1914–18» zeigen sich vor allem in den Erinnerungen von Frauen, die von der arbeitsmässigen Überlastung und finanzieller Notlage erzählen, Risse im bereits damals tradierten hehren Bild der selbstlosen und opferwilligen Frauen. So auch in dieser Erinnerung einer alleinstehenden Bäuerin, die drohte, «die Kühe zum Melken nach Bern zu bringen», wenn ihr Melker nicht sofort vom Dienst beurlaubt würde. Sie hatte mit ihrer Drohung Erfolg.

2 — Die 1939 im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs zum 25-Jahre-Jubiläum der Zürcher Frauenzentrale herausgegebene Schrift hebt den vielseitigen gemeinnützigen Einsatz im Ersten Weltkrieg hervor. Die beiden Zeichnungen verweisen jedoch lediglich auf die Militärsocken strickenden Frauen und die Organisation eines Lazaretts für die Zivilbevölkerung während der Grippeepidemie im Herbst 1918: mit dem Bild einer älteren Frau und einer Diakonisse oder Krankenschwester. Die mit ihrem Einsatz verknüpften Erwartungen der Frauenrechtlerinnen in Bezug auf politische Mitbestimmung lassen sich darin nicht erkennen.

Zagen nur auch der Herzensgenossenrad da. Ob fragte mich das Kind, warum ich nicht besser habe wie andere Mütter, lockern aber locke wie eine Ostmutter. Denn sonst es den Eltern, und ich glaube, es wird es mir nicht lockern, daß ich ihm Öfen und guten Kamer in schöner Zeit erhalten habe.

Fran W. R.

**Man muß aus Stahl und Eisen sein . . .**

1914 verließ mein Mann eine Metzgerei in einem kleinen Dorf bei Zug. Er warbe, wie so viele andere, im Haushalt unter die Fußstapfen. Da aber haben ihn der Metzger und der Bäcker ebenfalls einladen müssen, nur er in höherer Lage um die armen Rinde, die er nicht gerne einer unzulänglichen Quasi unverschämte mochte. Trotzdem ich erst von einer höheren Festigkeit aufgegeben war, erbot ich mich, die 16 Rinde an seinen Platz zu stellen. Mein Mann war ja zufrieden und der Metzger auch. Er traf mich denn bei Zug, der mich vor seinem Einrücken nochmals besuchen wollte, mußten unter einer Puh. Er lobte seinen Magen kaum zu trauen und gab seiner Mühseligkeit beständiges Handwerk mit der Frage, ob ich denn aus Stahl und Eisen sei. Ich aber entspannte ruhig, daß man in Zeiten der Not wohl aus Eisen sein müßte, wozu er Stolz machte und sich nicht mehr bilden ließ. Sein Schwelmerer ermittelte dann jedoch für meinen Mann einen: doch wurde ich erst nach sechs Wochen von der höheren Arbeit entlassen.

Wie Jahr später riefte mein Mann unter nicht weniger unglücklichen Umständen an. Ich brachte im Staatsdienst Ereignisse zur Welt; er hatte kaum Zeit, sich die Veränderung anzusehen, bevor er sein Mühseligem empfing. Doch mit Gottes Hilfe wurden auch die bitteren Tage überwunden, und mich heißt heute manchmal, daß die Zeiten sehr sehr und früher sein als damals, wo ich seinen Anteil genau sah, während ich nun nicht nur meinen Mann, sondern auch die beiden Öfen arbeiten zu Hause habe.

Fran W. R., Ostermünchen.



**„Geh ich die Rinde nach Dem bringen?“**

Eine alleinstehende Kammerfrau Maria hatte 15 Rinde im Obel und konnte für ihren in den Obelstübchen einberufenen Metzger beim besten Willen keinen Erfolg haben. Einige befragte sie die höhere Arbeit an, die alle — und die unglücklichen, von ihrer Geschichte — Unabgabegabe ohne Erfolg blieben. Eins Tages aber ist sie die Welt. Sie setzte sich an den Schreibtisch und konnte folgenden Schreiben an die feststehende Mühseligkeiten:

„Ich bitte Sie gebeten werden, wenn bei der zweiten Kompanie des Ostallens 41 beidenden Metzger R. E. jetzt fertig geben, da es mir mit meinen kranken Kindern ganz unmöglich ist, 15 Rinde zu stellen. . . Es wird so viel geschrieben darüber, daß den Weibchen in der Unabgabegabe Mühseligkeiten verloren werden sollte. Warum können denn die Metzger ihren Dienst nicht im Winter versehen? Es geben Quabette und Quabette von Übrigem Mühseligkeiten, und nicht Rinde leben können, wenn der tüchtigste Metzger fehlt. Ich



Demonstrationen für richtige Verwertung der vorhandenen Vorräte, durch Anleitung zur rationellen Ausnützung auch der anscheinend wertlosesten Gegenstände, durch Sammlungen von Obst und Gemüse bei der Landbevölkerung für die unbemittelten Städte, durch Veranstaltung von Verkäufen verbilligter Lebensmittel, Stoffe, Wolle u. a. m., durch Anregung zur eigenen Bebauung von Gartenland, durch Hauswirtschafts- und Gartenbauberatungen suchte sie der drohenden Unterernährung zu begegnen und die Selbsthilfe weiter Kreise zu aktivieren.

Große, schwierige Aufgaben stellte die Grippeepidemie 1918, wo in wenigen Tagen ein Schulhaus in ein Spital mit 300 Betten für die Zivilbevölkerung umzuwandeln war. Kurz darauf galt es mitzuhelfen, Krankenstuben und Notspitäler für die in Zürich während des Generalstreiks erkrankten Wehrmänner zu errichten. Diese furchtbaren Epidemiezeiten werden allen an der Nothilfe Beteiligten in unvergesslicher Erinnerung bleiben. Die damals gemachten schweren Erfahrungen werden sich heute auswirken müssen in vorsorglichen Maßnahmen der Behörden und der von ihnen berufenen Frauenorganisationen.

Die nach Friedensschluß anhebende Periode der wirt-



Lange ging auch vergessen, dass selbst die Zürcher Frauenzentrale ein gewisses Verständnis für den Generalstreik zeigte, wie auch noch der Beitrag zu ihrem 75-Jahre-Jubiläum bezeugt: «Als der Generalstreik 1918 unser Volk in einen Bürgerkrieg zu stürzen drohte, verteilte die ZF 40000 Flugblätter: «Ganz anders als bisher müssen wir dafür eintreten, dass jeder Schweizer sich in seinem Lande wohl fühlen kann. Mit Rat und Tat, mit treuer Arbeit und finanziellen Opfern, mit dem Stimmzettel und unserem persönlichen Einfluss müssen wir für die gerechten Forderungen der Arbeiterschaft eintreten.» 2000 Zürcherinnen aller Stände erklärten sich unterschriftlich bereit, das Ihre beizutragen zu besseren Beziehungen der Frauen verschiedener Volksschichten.»<sup>28</sup> Während der in dieser Erinnerungsschrift zitierte Aufruf implizit auf die sozialen Missstände und die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts zu deren Behebung verweist, sieht die Autorin dieses Jubiläumsbeitrags auch 1989 noch den Generalstreik als Vorboten eines Bürgerkriegs. Die Ambivalenz in der Einschätzung des Generalstreiks wird in den Erinnerungsschriften kaum reflektiert. So empfahl Emilie Gourd als Präsidentin des Frauenstimmrechtsverbands dem Bundesrat im November 1918 per Telegramm die zweite der neun Forderungen des Oltener Aktionskomitees, das aktive und passive Frauenstimmrecht, wärmstens zur Annahme, auch wenn der Verband entschieden jegliche Gewalt ablehne und sich ausschliesslich auf dem «terrain de la plus scrupuleuse constitutionalité, conformément à l'appel du Conseil Fédéral au peuple suisse du 11 novembre» bewege.<sup>29</sup> Obwohl das Telegramm nachträglich vom Zentralvorstand abgesegnet worden war, hagelte es insbesondere aus Kreisen der Deutschschweizer Frauenrechtlerinnen Kritik. Doch auch diese Kontroverse blieb in Jubiläumsschriften der Frauenbewegung bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg ausgeblendet.

#### ELSE SPILLERS ERFOLGREICHES AGIEREN

---

Ausgespart bleibt in Erinnerungs- und Jubiläumsschriften ebenso, dass zentrale Akteurinnen aus dem Umfeld der Frauenbewegung während des Ersten Weltkriegs Männern als Mitgliedern von Behörden und von Institutionen wie des SRK das Heft verschiedentlich aus den Händen nahmen und eigenmächtig die als notwendig erachteten Massnahmen definierten und durchführten. Von nachhaltiger Bedeutung erwiesen sich dabei die von sittlicher und fortschrittlicher Haltung gleichermaßen wie von strategischem Denken geprägten Entscheidungen der Journalistin Else Spiller (ab 1920 Züblin-Spiller). Nach geschicktem Verhandeln mit hohen Offizieren gelang es Spiller in kürzester Zeit, im Rahmen des von ihr gegründeten und geleiteten Verbands «Soldatenwohl» den Soldaten fast flächendeckend Verpflegungs- und Erholungsräume

zu bieten.<sup>30</sup> In den ebenfalls im *Grenzdienst der Schweizerin* von 1934 aufgenommenen Erinnerungen inszeniert sie effektiv den raschen Erfolg. Die Trostlosigkeit des Soldatenalltags an einem feuchten Novembertag überträgt sie dabei auf die trostlose Situation der Soldaten nach Dienstende. «Delsberg! Ein feuchtkalter Novembertag! Durch die Strassen des jurassischen Städtchens ziehen Soldaten, Kompagnie an Kompagnie, Küchenmannschaften, Train.» Abhilfe leistet weibliche Anteilnahme und Entschlossenheit. «Ende April 1915, also in 5 Monaten, schon 90 Soldatenstuben eingerichtet [...] Wir haben 100 Soldatenstuben eingerichtet, gezügelt, haben Sommer und Winter ausgehalten.»<sup>31</sup> Sich selbst und vielen Frauen, ob als Freiwillige oder Erwerbstätige, verschaffte sie damit ein Betätigungsfeld, das den Geschlechtervorstellungen nicht zuwiderlief. In den Erinnerungsschriften wird denn auch vor allem die warmherzige Wirkung der Soldatenstuben hervorgehoben. Als «Soldatenmütter» brachten Frauen das Heim an die Front.<sup>32</sup>

Spiller weitete ihre Unternehmungen auf weitere Bereiche der Soldatenfürsorge aus. Sie ging zwar Kooperationen ein, vorwiegend mit gemeinnützigen Frauenorganisationen. Die Leitung der dem Verband angegliederten Fürsorgeunternehmen behielt sie aber und verschaffte sich damit grösste Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. Den «Soldatenstuben» gliederte sie die Versorgung mit Wäsche an, ohne sich um die Haltung des Roten Kreuzes zu scheren, dem diese Aufgabe aufgrund des Vertrags mit dem EMD eigentlich zustand. Sie wusste sich für ihr eigenständiges Tun die Unterstützung der Armeeführung einzuholen. In enger Zusammenarbeit mit lokalen Damenkomitees sollte die Wäsche alleinstehender Soldaten gewaschen und geflickt werden, nach Vorbild der bestehenden Kriegswäschereien. Bereits 1914 hatten gemeinnützige Frauenorganisationen in grösseren Städten Kriegswäschereien eingerichtet, wo neben wenigen bezahlten Arbeitskräften Hunderte freiwilliger Helferinnen mitarbeiteten. Die finanziellen und materiellen Aufwendungen wurden zu einem grossen Teil durch Spenden und Naturalabgaben gedeckt. Auch dieser Einsatz wurde in den Erinnerungen als rein patriotisch motiviert interpretiert, von Frauen wie von Männern.

Über das Wohl der aufgebotenen Soldaten hinaus organisierte Else Spiller mit der von ihr angeregten «Wehrmannsfürsorge» die Unterstützung von Familien. Von 1916 bis 1920 flossen an rund 35 000 Familien, die unter dem Erwerbsausfall der mobilisierten Soldaten litten, rund 5 Millionen Franken zu, die vorwiegend aus der nationalen Frauenspende und der daraus erwachsenen Nationalspende stammten. Schliesslich übernahm sie von der Armeeführung die Verantwortung, für die im Herbst 1918 an Grippe erkrankten Soldaten in kürzester Zeit Notspitäler einzurichten, mehrheitlich wieder in enger Kooperation mit lokalen Frauenvereinen beziehungsweise Frauenzentralen.<sup>33</sup>



3



4

Die mündlichen und schriftlichen Erinnerungen Else Spillers an ihre erfolgreiche Verbandsgründung flossen über Jahre in verschiedene Darstellungen über ihr Leben und Werk ein. Sie wurden weit über ihren Tod hinaus in zahlreichen Versionen, die alle Unstimmigkeiten und Spannungen über-tünchten, variantenreich rezykliert. Fritz Heberlein band in seinem Nachruf in der *Nationalzeitung* die Erinnerungen Else Züblin-Spillers in die Deutung ihres Wirkens ein: «Das Schönste war doch, fand sie später rückerinnernd, das Helfenkönnen und beglückend das grosse Verständnis, welches Armeeleitung (besonders der Generalstabschef) und Behörden ihren neuen Ideen entgegenbrachten. Das Werk wuchs rasch und wurzelte fest in den Herzen der Soldaten, so tief, dass ein Vierteljahrhundert später, in der Mobilisationszeit des zweiten Weltkriegs, die Soldatenstuben zu einer Selbstverständlichkeit wurden. [...] Frauenhände tragen das Werk. Sie bauten es auf, sie retteten es mit der Summe wertvoller Erfahrungen hinüber in die erste Nachkriegszeit, es umgestaltend, fortentwickelnd und den Bedürfnissen anpassend.»<sup>34</sup> Die Abstinenzlerin Anna Kull-Oettli attestierte ihr, sie habe «Gutes und Unsterbliches» geleistet, nicht nur mit den alkoholfreien Soldatenstuben, sondern auch mit der Wehrmannsfürsorge, die im Zweiten Weltkrieg als Lohn- und Ersatzordnung verallgemeinert und institutionalisiert werden sollte: «Das Erdreich, auf das ihre Anregungen fielen, war durch die bitteren Erfahrungen des Generalstreiks aufgeschlossen wie nie zuvor.»<sup>35</sup> Kull-Oettli bekräftigte damit implizit, dass die Forderungen der Frauenbewegung weit weniger Gewicht hatten als die der Arbeiterbewegung, da im Gegensatz zum Ausbau der Sozialgesetzgebung die Einforderung des Frauenstimmrechts schubladisiert wurde – eine Interpretation, die sich in den gedruckten Erinnerungen an die nationale Frauenspende spiegeln. Die Intention der Initiantinnen, mit der gross angelegten Sammlungsaktion die rechtliche Gleichstellung voranzutreiben, kommt darin nicht vor.

3 — 4 — In den 1929 veröffentlichten Lebenserinnerungen schildert Else Züblin-Spiller höchst ausführlich ihren Erfolg bei den Vertretern der obersten Armeeleitung, die ihr gleich nach den ersten Treffen im November 1914 jegliche Unterstützung für die Einrichtung von Soldatenstuben zubilligten. Damit avancierten die zum Teil schon früher veröffentlichten Bilder der von Offizieren begleiteten Rekognoszierungsfahrten durch den Jura im Stabsauto zum Symbol ihrer engen Kooperation mit der Armee, aber auch ihrer Unerschrockenheit und Tatkraft,

wie hier die Fahrt – sie in militärischen Outfit – mit Oberst Jegerlehner vom Reg. 17. Diese Fahrten gerieten in vielen Berichten zum zentralen Element der Gründungsgeschichte der Soldatenstuben. Im Kontext des Zweiten Weltkriegs wurden der Verdienste der «Soldatenmütter der Grenzbesetzung 1914–1918» mit einem Gruppenbild mit Else Züblin-Spiller (vorne links) wieder gedacht.



5



6

## DIE VEREINNAHMUNG DER NATIONALEN FRAUENSPENDE

---

«Auf die Idee zweier weiblicher Geschäftsangestellten hin, hatte Emma Graf nicht geruht, bis die gesamte Frauenwelt der Schweiz, dafür entzündet war, ein finanzielles Opfer für das Vaterland zu bringen.»<sup>36</sup> Elisa Strub übergang in ihrem 1929 veröffentlichten Porträt der inzwischen verstorbenen Frauenrechtlerin Emma Graf den politischen Aspekt der Frauenspende im Sinn einer Vorleistung für das Frauenstimmrecht. Hervorgehoben wurde dagegen – wie in den meisten Erinnerungen an die nationale Frauenspende – die von Patriotismus beseelte Opferbereitschaft der Schweizerinnen. Während der Schweizerische Frauenstimmrechtsverband den Antrag von Graf, mit einer freiwilligen Frauensteuer zu den Mobilisationskosten beizutragen, abgelehnt hatte, fand ihr Vorschlag beim Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein (SGF) breiteste Unterstützung.<sup>37</sup>

Auch in der Jubiläumsschrift zum 50-jährigen Bestehen des SGF von 1939 wurde am Beispiel der nationalen Frauenspende das patriotische Selbstverständnis der Schweizer Bürgerin unabhängig von ihrem rechtlichen Status zelebriert: «Und als an der Generalversammlung unseres Vereins 1915 in Lausanne vom bernischen Frauenstimmrechtsverein die Anregung einer

5 — In ihrem Plakat listet die im Dezember 1914 gegründete Kriegswäscherei grafisch und bildlich die Leistungen in den vorangegangenen Kriegsjahren auf. Auch wenn der schon im 19. Jahrhundert politisch aufgeladene Titel «Un pour tous, tous pour un» nicht auf Frauen verweist, evoziert er doch eine enge Verknüpfung des Einsatzes von Frauen mit jenem der Soldaten, die sich uneigennützig in den Dienst aller stellen, eine Verbindung, die im Zweiten Weltkrieg von Frauenorganisationen wie auch von den Bundesbehörden reaktiviert werden sollte.

6 — Anlässlich der grossen Friedensdemonstration von 1980 in Bern stellte sich die feministische Frauenbewegung klar gegen den nach Einführung des Frauenstimmrechts immer wieder diskutierten Einbezug der Frauen in die Gesamtverteidigung. Sie knüpften dabei an die Haltung der «Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit», der bekannte Pazifistinnen wie die US-Amerikanerin Jane Addams, die Deutsche Anita Augspurg oder die Schweizerin Gertrud Woker angehörten und die sich im konstituierenden Kongress in Den Haag von 1915 gegen den Krieg stellten. In ihrem zweiten Kongress in Zürich von 1919 hatten die Pazifistinnen als erste internationale Organisation die in Versailles ausgehandelten Friedensbedingungen aufs Schärfste kritisiert. Im Quellenband «Frauengeschichte(n)» von 1986 wird diese Einschreibung der Frauenbewegung in die Friedensbewegung fortgeschrieben.

Nationalen Frauenspende als freiwilliger Beitrag der Frauen an die Kosten der Mobilisation gemacht wurde, da flammten alle Herzen in Begeisterung auf, und getragen von dieser Begeisterung führten unsere Sektionen mit andern Frauen das Werk der Sammlung für die Nationale Frauenspende durch [...]. Fr. 1,118,243.52 konnten dem hohen Bundesrat von den Schweizerfrauen übergeben werden als Beweis dafür, dass sie sich als Bürgerinnen fühlten und teilnehmen wollten an allem, was das Vaterland bewegte, dass sie sich hinwegsetzten über alles Trennende, sich gegenseitig kennen und lieben lernten und einsahen, dass nur mit vereinten Kräften Grosses geleistet werden kann.»<sup>38</sup> Der dem Bundesrat ohne Vorbedingung übergebene Betrag von über einer Million Franken diente dann in erster Linie der Finanzierung der von Spiller begründeten Wehrmannsfürsorge. In Umkehrung der ursprünglichen Idee der Initiantinnen, die freiwillige Frauensteuer als Pendant zur Dienstersatzsteuer der Männer und als Exempel der Gleichstellung von Bürgerin und Bürger zu verstehen, wurde die Spende im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs einseitig zum Ausdruck weiblicher Opferbereitschaft, Vaterlandsliebe und nationalen Zusammenhalts stilisiert und damit auch politisch vereinnahmt. Von einer Korrelation von Pflichten und Rechten war keine Rede, das traditionelle Geschlechterbild obsiegte selbst in den Erinnerungsschriften der Frauenorganisationen.

### WIDERSTÄNDIGKEIT STATT NEUER PFLICHTEN

---

Gegen den Versuch von Armee und Bundesrat, die Frauen im Kontext des Kalten Kriegs der 1950er-Jahre und der inzwischen fast unangefochtenen gesellschaftlichen Akzeptanz des Militärs per Gesetz zum obligatorischen Zivilschutz zu verpflichten, wehrten sich die Frauenstimmrechtlerinnen mit dem Verweis auf die bereits im Ersten Weltkrieg herausgegebene Devise «keine neuen Pflichten ohne Rechte». Nach Annahme des Frauenstimmrechts 1971 und des Gleichstellungsartikels in der Verfassung 1981 flammte die Auseinandersetzung allerdings in den Frauenverbänden erneut auf. So sprach der Bund Schweizerischer Frauenvereine einer noch auszuformulierenden weiblichen Dienstpflicht das Wort. Der Studie von Andrée Weitzel von 1979 folgte 1983 der Bericht «Meyer I» und 1987 der «Bericht Meyer II». Alle drei Schriften dienten der Evaluation eines Einbezugs der Frauen in die militärische Verteidigung.<sup>39</sup> Diese Intentionen stiessen jedoch auf die vehemente Ablehnung der neuen Frauenbewegung. Diese widersetzte sich kategorisch den alten Argumentationsmustern von gleichen Rechten und Pflichten. Aufgrund einer kritischen Haltung dem bürgerlichen Staat und insbesondere der Armee gegenüber lehnte sie den Einbezug der Frauen in die Gesamtverteidigungspläne

grundsätzlich ab, eine Ablehnung, die sich in der grossen Friedensdemonstration von 1980 zur Parole «Wir passen unter keinen Helm!» verdichtete.<sup>40</sup>

Die neue Frauenbewegung lehnte nicht nur den von den Frauenverbänden kultivierten Diskurs der Partnerschaft von Frauen und Männern ab, sondern prangerte auch deren Anpassungspolitik an, die Frauen weder gleiche Rechte noch gleichen Lohn gebracht habe. Dass diese Anpassung keine einheitliche gewesen war, sondern weitgehend durch Jubiläumsschriften erzeugt und als solche an die Frauenbewegung der Nachkriegsgeneration tradiert worden war, fiel dabei aus dem Blickfeld der aufbegehrenden jüngeren Generation. Statt auf die Korrelation von Pflichten und Rechten beriefen sich die Feministinnen nun auf linke und pazifistische Aktivistinnen des Ersten Weltkriegs und schufen damit auch eine Gedenkkultur, die sich an frauenspezifischer Widerständigkeit orientierte.

Als Orientierung galten den Pazifistinnen unter den neuen Feministinnen dabei die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, die sich 1915 in Den Haag als Organisation formiert hatte. Nach dem Zürcher Kongress von 1919 etablierte diese ihr Büro in Genf, wo sie unter dem Namen «Women's International League for Peace and Freedom» (WILPF) bis heute residiert.<sup>41</sup> Mit dem Gedenken an Getrud Woker und Clara Ragaz, die der Bewegung seit den Anfängen angehörten, erneuerte die feministische Friedensbewegung die Verbindung mit zwei früheren Exponentinnen des Pazifismus. Diese hatten allerdings über ideologische Grenzen hinweg auch während des Ersten Weltkriegs enge Beziehungen zu Frauenrechtlerinnen gepflegt, die ihren kompromisslosen Pazifismus nicht teilten.

Neu belebt wurde von Aktivistinnen auch das Gedenken an die Aktionen auf den Gemüsemärkten von Biel, Bern und Zürich. Mit der eigenmächtigen Festsetzung der Preise und dem Umkippen von Marktständen hatten Frauen im Sommer 1916 gegen die Teuerung protestiert. Diese agitatorischen Interventionen entsprachen den Protestformen der Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung, die ihre Widerständigkeit provokativ auf die Strasse zu tragen suchten. Allerdings wäre diese Rückbesinnung nicht ohne die Forschung feministischer Historikerinnen möglich gewesen, die sich 1983 mit der Initiierung regelmässig stattfindender Historikerinnentreffen einen Ort für den forschungsrelevanten Austausch geschaffen haben.<sup>42</sup> Diese Forschung hat seitdem eine ganze Reihe von Untersuchungen zum Engagement von Frauen während des Ersten Weltkriegs geleistet, die einfache Zuordnungen und Urteile unterlaufen.<sup>43</sup> Sie hinterfragen nicht nur alte Umdeutungen und Ausblendungen, sondern ebenso die von jüngeren Feministinnen.

## Anmerkungen

- 1 Marie Schmid-Itten, Rosa Meili-Lüthi, Eugen Wyler (Hg.), *Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt*, Bern 1934, 11.
- 2 Hedwig Bleuler-Waser, *Aus meinem Leben*, in: *Schweizer Frauen der Tat III, 1855–1885*, Zürich, Leipzig, Stuttgart 1929, 173–223, hier 205.
- 3 Marta von Meyenburg, *Zürcher Frauenzentrale. 1914–1939*, Zürich 1. August 1939, 1f.
- 4 Itten-Schmid, *Grenzdienst*, 14.
- 5 Itten-Schmid, *Grenzdienst*, 18.
- 6 Itten-Schmid, *Grenzdienst*, 25.
- 7 Zit. in: Regula Stämpfli, *Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945*, Zürich 2002, 62.
- 8 Zit. in: Stämpfli, *Mit der Schürze*, 60.
- 9 Itten-Schmid, *Grenzdienst*, 9f.
- 10 Beatrix Mesmer, *Jubiläen und Geschichtsbilder. Einige Bemerkungen zur Selbstdarstellung der Frauenzentralen*, in: Katharina Belser, Elisabeth Ryter, Brigitte Schnegg, Marianne Ulmi (Hg.), *Solidarität – Streit – Widerspruch. Festschrift für Judith Jánoska*, Zürich 1991, 41–52, hier 42.
- 11 Jürg Stüssi-Lauterburg, *Rosy Gysler-Schöni, Helvetias Töchter. Frauen in der Schweizer Militärgeschichte von 1291 bis 1939*, Frauenfeld 1989, 9.
- 12 Vgl. Stämpfli, *Mit der Schürze*, 21–50; Rudolf Jaun, *Militär, Krieg und Geschlecht. Europäische Entwicklungslinien und schweizerische Besonderheiten*, in: Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.), *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945*, Zürich 2003, 83–97; Beatrix Mesmer, *Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971*, Zürich 2007, 25–70; Sibylle Hardmeier, *Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890–1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung*, Zürich 1997, 113–138, 155–174; Christof Dejung, *Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz, 1939–1945*, Zürich 2006.
- 13 Clara Ragaz, in: *Zweiter schweizerischer Kongress für Fraueninteressen*, Bern, 2.–6. Oktober 1921, Bern 1921, 458–467, hier 460.
- 14 Mesmer, *Staatsbürgerinnen*, 25–33; Hardmeier, *Frauenstimmrechtsbewegung*, 164–167.
- 15 *Jahrbuch der Schweizer Frauen, 1914/15 bis 1920*, Bern 2000, 27f.
- 16 Gabi Neuhaus, *Die Schweizerinnen im ersten Weltkrieg – Grosseinsatz der bürgerlichen Frauenorganisationen*, in: *Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit, Itinera*, Fasc. 2/3, 1985, 22–42.
- 17 Mesmer, *Staatsbürgerinnen*, 32.
- 18 Beatrix Mesmer, *Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts*, Basel 1988, 191.
- 19 Mesmer, *Jubiläen*, 45.
- 20 *25 Jahre Bernischer Frauenbund, 1920–1945*, Bern 1945; *50 Jahre Zürcher Frauenzentrale. 1914–1964*, Zürich 1964; Gertrud Haemmerli-Schindler, *Zürcherfrauen erleben den Zivilen Frauenhilfsdienst, 1939–1945*, 147. *Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1947*, Zürich 1947.
- 21 *Zehn Jahre Zürcher Frauenzentrale, 1916–1926, Separat-Abdruck aus der Schweiz. Zeitschr. für Gemeinnützigkeit*, 1926 Heft 6/7, 1.
- 22 In späteren Jubiläumschriften galt dann immer das Jahr 1914 als Gründungsjahr der Zürcher Frauenzentrale, auch wenn sie bis 1916 nicht unter diesem Namen agierte.
- 23 *Zehn Jahre Zürcher Frauenzentrale*; Marta von Meyenburg, *Zürcher Frauenzentrale. 1914–1939*, Zürich 1. August 1939.
- 24 Von Meyenburg, *Zürcher Frauenzentrale*, 7.
- 25 Stämpfli, *Mit der Schürze*, 68f.; Mesmer, *Jubiläen*, 47f.; Regula Pfeifer, *Frauen und Protest. Marktdemonstrationen in der deutschen Schweiz im Kriegsjahr 1916*, in: Anne-Lise Head-König, Albert Tanner (Hg.), *Frauen in der Stadt*, Zürich 1993, 93–109; Beatrice Ziegler, *Arbeit – Körper – Öffentlichkeit. Berner und Bieler Frauen zwischen Diskurs und Alltag (1919–1945)*, Zürich 2007, 328–331.
- 26 *Jahrbuch 1916/17*, 168f.
- 27 *Jahrbuch 1916/17*, 193.
- 28 Mildred Bohren-Stiner, *75 Jahre Zürcher Frauenzentrale 1914–1989*, in: *75 Jahre Zürcher Frauenzentrale, Bulletin, Jubiläumsausgabe*, Nr. 2, Mai 1989, 1–10, hier 6.
- 29 Zit. in: Hardmeier, *Frauenstimmrechtsbewegung*, 194.
- 30 Vgl. Jakob Tanner, *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890–1950*, Zürich 1999, 273–309; Stämpfli, *Mit der Schürze*, 40–50.
- 31 Else Züblin-Spiller, *Erinnerungen an die Grenzbesetzung*, in: Schmid-Itten, 236–242, hier 236f.
- 32 Else Spiller, *Aus unseren Soldatenstuben*, Zürich 1915; dies., *Aus meinem Leben*, Zürich 1928.
- 33 Paul Keller, *Der Schweizer Verband Volksdienst-Soldatenwohl, Ansprache anlässlich der Feier des 10jährigen Bestandes am 10. Januar 1925, Separat-Abdruck aus der «Schweizer. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit»*, Heft 3/4, 1925; Hans Georg Wirz, *Zehn Jahre Schweizerische Soldatenfürsorge 1914–1924*, in: *Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich, Sonderausgabe 1925*, 218–225; Anna Kull-Oettli, in: *In Memo-*

riam Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, 1881–1948, Zürich 1949, 7–19; Anna Kull-Oettli, Else Züblin-Spiller. Soldatenmutter und Fürsorgerin, o. O, etwa 1953, 6–19; Suzanne Oswald, Else Züblin-Spiller, Schweizer Heimatbücher, Bern 1968; SV-Service. Schweizer Verband Volksdienst. 70 Jahre, 1914–1984, Zürich 1984.

34 Fritz Heberlein, Nachruf auf Else Züblin-Spiller, Nationalzeitung 1948, Nr. 167, abgedruckt in: In Memoriam Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, 1881–1948, Zürich 1949, 73f.

35 Kull-Oettli, In Memoriam, 7 und 15.

36 Elisa Strub, Emma Graf, in: Schweizer Frauen der Tat. 1855–1885, Zürich, Leipzig, Stuttgart 1929, 132–151, hier 146f.

37 Mesmer, Staatsbürgerinnen, 51–55.

38 Agnes Fries, II. Teil der Geschichte des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins von 1914–1938 zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins. Geschichte des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins: 1888–1938. Zur Feier des 50-jährigen Bestehens des Vereins, Zürich 1939, 59–91, hier 61f.

39 André Weitzel, Die Mitwirkung der Frau in der Gesamtverteidigung, Bern 1979.

40 Frauenstelle für Friedensarbeit des cfd, Kein Ort für Frauen. Wider den Einbezug der Frauen in die Gesamtverteidigung, Zürich 1983; Frauenstelle für Friedensarbeit des cfd, Kein Ort für Frauen – immer weniger. Wider den Einbezug der Frauen in die Gesamtverteidigung, Zürich 1989.

41 Annika Wilmers, Pazifismus in der internationalen Frauenbewegung 1914–1920. Handlungsspielräume, politische Konzeptionen und gesellschaftliche Auseinandersetzungen, Essen 2008; Sibylle Benz, Frauenfriedensarbeit in der Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkriegs, in: Regula Ludi, Ruth Lüthi, Regula Rytz (Hg.),

Frauen zwischen Anpassung und Widerstand. Beiträge der 5. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1990, 69–84.

42 Pfeifer, Frauen und Protest.

43 Regula Argast, Von Dörräpfeln und Netzwerken.

80 Jahre Frauenzentrale Basel 1916–1996, Basel 1997; Ziegler, Arbeit – Körper – Öffentlichkeit, 322–371.

## Bildnachweise

- 1 M. Schmid-Itten u. a., Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–18 von Frauen erzählt, Bern 1934, 69f.
- 2 Marta von Meyenburg, Zürcher Frauenzentrale, 1914–1939, Zürich 1939, 8.
- 3, 4 Gosteli-Stiftung, Archiv: 605-04, Fotos Else Züblin-Spiller im SV Service 1914–1945, Schachtel 428; 605-39, Elise Züblin mit Soldatenmüttern des Ersten Weltkriegs, Schachtel 438.
- 5 Fotografie Erling Mandelmann, in: Jürg Stüssi-Lauterburg, Helvetias Töchter. Frauen in der Schweizer Militärgeschichte von der Entstehung der Eidgenossenschaft bis zur Gründung des Frauenhilfsdienstes 1291–1939, Seite XXIV, Abbildung 66.
- 6 Elisabeth Joris/Heidi Witzi, Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich 1986, 283/Keystone.



# VERDRÄNGTES GEDENKEN. DER ERSTE WELTKRIEG IN SCHWEIZER TAGESZEITUNGEN

Der Erste Weltkrieg fand und findet im öffentlichen Gedenken kaum statt. Was Konrad Kuhn und Beatrice Ziegler für die Schweizer Geschichtswissenschaft festgestellt haben, gilt noch stärker für die mediale Öffentlichkeit.<sup>1</sup> Die Gründe für diesen Sachverhalt lassen sich in drei Hypothesen fassen: Die erste Hypothese zielt darauf, dass wegen der sozialen Einbettung der Medien deren Inhalte dem sozialen Wandel unterworfen sind. Das würde voraussetzen, dass der Erste Weltkrieg in unterschiedlichen sozialen Gruppen keine nachhaltig herausragende Bedeutung erlangte und dadurch in Vergessenheit geriet. Eine zweite besagt, dass es während des Kriegs nur wenige einschneidende Ereignisse gab, an welche sich Erinnerungen hätten knüpfen lassen: Der Kriegsbeginn hatte sich zwar schon mehrere Wochen im Voraus angekündigt, der faktische Kriegsbeginn fiel jedoch mit dem Nationalfeiertag am 1. August zusammen. Das Kriegsende im November 1918 schliesslich wurde vom Landesstreik überlagert. Eine dritte Hypothese zielt auf konkurrierende Medienereignisse, die die Erinnerung an das Kriegsende in den Schatten stellten. Zum einen wurde der Kriegsbeginn jeweils vom schweizerischen Nationalfeiertag überdeckt, und die Leitartikel bezogen sich kaum auf den zurückliegenden Weltkrieg. Zum anderen wurde das Kriegsende ab 1938 durch einschneidende Ereignisse überdeckt, was sich auf das Gedenken in den folgenden Jahrzehnten auswirkte: Am 10. November 1938 starb Kemal Atatürk, einer der wichtigsten Staatsmänner seiner Zeit. Vor allem aber sass der Schock über die Reichskristallnacht in Deutschland vom 9. November 1938 so tief, dass er beinahe alle mediale Aufmerksamkeit auf sich zog. Obschon nicht jede Hypothese bei allen untersuchten Gedenktagen gleich stark zur Geltung kommt,

scheint der entscheidende Faktor für das Vergessen des Ersten Weltkriegs das erwähnte Zusammenfallen von Kriegsende und Landesstreik zu sein. Dies lässt sich am besten mit der Analyse des Gedenkens in Leitmedien einzelner gesellschaftlicher Gruppen zeigen, nämlich der freisinnigen *Neuen Zürcher Zeitung*, dem freisinnigen *Journal de Genève*, der sozialdemokratischen *Berner Tagwacht*, dem katholisch-konservativen *Vaterland* und dem kommerziellen *Tages-Anzeiger*, der keine enge Milieubindung aufweist.

Die Schweizer Presselandschaft war bis weit in die 1960er-Jahre geprägt von einer Parteipresse, die wiederum in spezifischen Milieus verankert war.<sup>2</sup> Die drei dominierenden Milieus waren das liberal-reformierte Bürgertum, das katholische Milieu und die Arbeiterschaft. Liberal-reformierte und Katholisch-konservative unterschieden sich sowohl in Konfession als auch in politischer Denkrichtung. Hinzu kamen kantonale Unterschiede. Die Arbeiterschaft wiederum bildete die Basis der Sozialdemokraten sowie der Kommunisten. Schliesslich existierte auch der Unterschied zwischen deutscher und romanischer Schweiz. Jedes dieser Milieus verfügte über seine eigenen Tageszeitungen. Diese einzelnen Tageszeitungen wiesen gerade wegen ihrer Einbettung in Milieus spezifische Aufmerksamkeitsstrukturen auf. Da jede Tageszeitung von den anderen beobachtet wurde, entstand eine gemeinsame Medienarena, eine politische Öffentlichkeit. Über die jeweiligen Tageszeitungen werden die Meinungsbildung in den Milieus beobachtbar. Für diesen Beitrag wurden die Jahrestage des Waffenstillstands am 11. November 1918 und des Landesstreiks im November des gleichen Jahres in Abständen von zehn Jahren mit dem ersten Stichjahr 1928 und dem letzten 2008 verglichen. Die Analyse der Berichterstattung an den Jahrestagen zum Waffenstillstand zeigt nicht nur, dass sie sich in den einzelnen Leitmedien unterscheidet, sondern dass es oft auch keine Erwähnung gibt.

## ERINNERUNG STATT GEDÄCHTNIS

---

Voraussetzung aller drei Hypothesen ist die Annahme, dass Erinnerung ein Prozess ist, welcher fortwährend neu ausgehandelt werden muss. Erinnerungsprozesse sind demnach Fortsetzungen von Narrativen, die auch als Mythen bezeichnet werden können.<sup>3</sup> Da die Moderne auf einem rationalen Weltbild aufbaut, wurde die religiöse Orientierung, die das Weltbild in der Vormoderne dominiert hatte, durch Ideologien mit kürzerer Halbwertszeit ersetzt.<sup>4</sup> Diese Ideologien sind innerhalb des kulturellen Horizonts der Gesellschaft zu verorten. Mythen unterliegen also den Mechanismen der kulturellen Tradition, legitimieren aber auch neue Ideologien. Durch neue Deutungen erfinden diese im Rückblick oft eine Kultur, sogenannte *invented traditions*, die dann ein

Eigenleben entwickeln.<sup>5</sup> Mythen unterstützen einzelne Ideologien, indem sie die Erzählung liefern zu spezifischen Werten, die durch die Ideologien vermittelt werden. Im Endeffekt sind Mythen die Kombination von Erinnerung und Werten. Ebenfalls essenziell ist, wer der Erzähler dieser Mythen ist: Jede politisch gefärbte Geschichte hat das Potenzial, zum Mythos zu werden, falls ein geeigneter Erzähler sie einem geeigneten Publikum unter geeigneten Umständen erzählt.<sup>6</sup> Damit wird Erinnerungsleistung an einen kommunikativen Prozess gekoppelt und so dem sozialen Wandel unterworfen. Dies erklärt, weshalb Ereignisse beispielsweise in unterschiedlichen Milieus unterschiedlich gedeutet werden.

## DIE NEUE ZÜRCHER ZEITUNG

---

Das vielleicht gewichtigste Leitmedium der Schweiz mit internationaler Ausstrahlung war die *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*. Sie war während des gesamten 20. Jahrhunderts die Parteizeitung der Freisinnigen Partei und damit das Leitmedium des liberal-reformierten Bürgertums. Dies zeigt sich bereits bei der Rückbesinnung auf den Waffenstillstand im November 1928. Die Zeitung veröffentlichte zum zehnten Jahrestag des Waffenstillstands Gastkommentare ausländischer Staatsmänner. Benito Mussolini plädierte für mehr Rüstungsgerechtigkeit und berichtete von gewaltigen industriellen Fortschritten in seinem Land. Der ehemalige britische Premierminister David Lloyd George hob die Verbesserung des Lebens von Frauen und Arbeitern hervor. Die Redaktion der *NZZ* selbst hingegen hob den für sie einzig wichtigen schweizerischen Fokus heraus, den Landesstreik: «Zum Glück waren die Besorgnisse, die damals mancher hegte, nicht alle begründet. Auf europäischem Boden ist seit dem 11. November 1918 kein Kampf zwischen regulären Heeren verschiedener Staaten mehr gefochten worden und die Macht der Finsternis, die eine zeitlang vom Osten her drohte, wurde bald wirksam beschworen.» Die *NZZ* betonte am zehnten Jahrestag, dass der Waffenstillstand zwar im Ausland begangen werde. «Dem nüchternen Geist unseres Volkes widerstrebt selbst eine so einfache Zeremonie und es soll niemand bei uns durch äusseren Zwang genötigt werden, sich eine innere Sammlung aufzuerlegen, und sei es auch nur auf wenige Augenblicke, wenn nicht sein eigenes Herz sie fordert.»<sup>7</sup> Die Freisinnig-demokratische Partei verstand sich nach wie vor als Staatspartei.<sup>8</sup> Der Kampf gegen den Sozialismus und Kommunismus, gerade in den Zeiten der «Lex Häberlin», einem vom freisinnigen Bundesrat Heinrich Häberlin eingebrachten Gesetz, welches den inneren Staatsschutz vor allem gegen linke Agitation verstärken sollte, stand bis zum sogenannten Burgfrieden im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs weit oben auf der Agenda der bürgerlichen Presse:

«Opportunismus hat unsere Sozialdemokratie wieder zurück zur Demokratie geführt; es biete sich eine Gelegenheit, und die Sozialdemokratie wird die Demokratie mit derselben Kaltblütigkeit wieder zur Seite schieben versuchen wie im denkwürdigen Jahr 1918. Ihr Ziel bleibt die Diktatur des Proletariats; der Weg hiezu wird von der augenblicklichen Lage abhängen. Dem wird die schweizerische Bürgerschaft eingedenk bleiben müssen.»<sup>9</sup>

Auch 1938 bezog sich die Erinnerung an den Weltkrieg am Jahrestag des Waffenstillstandes ausschliesslich auf den Landesstreik. In ganzer Breite wurden die Vorgänge in Zürich erzählt und die Gefahren eines roten Umsturzes heraufbeschworen. Der Landesstreik wurde als Kampf zwischen der «roten Gefahr» einerseits und «der Ordnung und des Vaterlandes» andererseits gedeutet. Für diesen Kampf rechtfertigte die *Neue Zürcher Zeitung* selbst den Armeebefehl zum Gebrauch von Handgranaten gegen die Zivilbevölkerung: «Der Befehl klingt rücksichtslos [...]; er ist aber begreiflich, wenn man weiss, dass tags zuvor ein Soldat bei der Ausübung seiner Pflicht von einem Demonstranten erschossen wurde.» Der Bericht schliesst mit den Worten des Schweizer Staats- und Völkerrechtlers Walther Burckhardt: «Die beste Politik nützt nichts, wenn im entscheidenden Augenblick die Armee versagt.» Das sei, so der Kommentar der *Neuen Zürcher Zeitung*, «zu unserem Glück in den Novembertagen 1918 nicht der Fall gewesen».<sup>10</sup>

1938 fand der letzte Rundumschlag gegen die Sozialdemokratie statt. Danach schwor man sich auf einen Burgfrieden ein. Nach der neuerlichen Katastrophe des Zweiten Weltkriegs verblasste die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und den Landesstreik zusehends. Weder 1948 noch 1958 findet man am 11. November auch nur eine Zeile des Gedenkens. Dies änderte sich erst mit dem 50. Jahrestag des Waffenstillstandes 1968. Betont wurde zum einen der Verlust einer «stabilen, einigermaßen überblickbaren, allenfalls zu meisternden Welt» und der Beginn der Unbeständigkeit der Ordnungen.<sup>11</sup> Zum anderen wurde auf den «Aktivdienst» Wert gelegt. Der Kasernenton der damaligen Zeit wurde zwar kritisiert, die Beständigkeit des Heeres gegenüber den Streikenden jedoch hervorgehoben: «Das Heer hielt, zur unangenehmen Überraschung der Streikleitung, stand.» Es fällt auf, dass die Streikenden zwar noch immer als Gefahr dargestellt wurden, der Fokus jedoch auf der Armee als nationaler Institution lag.<sup>12</sup> An den folgenden Stichdaten sucht man vergeblich nach Thematisierungen des Ersten Weltkriegs. Erst 2008 erschien zum Jahrestag wieder ein Beitrag, jedoch handelte es sich dabei um einen pressegeschichtlichen Artikel zur Herausgabe der *Bürgerlichen Presse Zürichs*, einer aus bürgerlichen Redaktionen im November 1918 zusammengestellten Notredaktion im Haus der NZZ, die unter militärischer Bewachung eine bürgerliche Zeitung produzierte.<sup>13</sup> Für das bürgerliche Lager waren 2008 weder Waffenstillstand noch Landesstreik identitätsstiftend.

Die zweite bürgerliche Zeitung, die in diesem Rahmen untersucht wurde, ist das *Journal de Genève*. 1928 wurde der zehnte Jahrestag des Waffenstillstands auf mehreren Seiten behandelt. Im Leitartikel «Dix ans de paix» wurde die Notwendigkeit der Etablierung des Völkerbunds hervorgehoben. Gedacht wurde vor allem der Staatsmänner und Generäle der Siegermächte. Lediglich erwähnt, jedoch nicht näher behandelt, wurde der sogenannte Röschtigraben – also der immer tiefere Graben zwischen der Welsch- und der Deutschschweiz. Noch war der Waffenstillstand zeitlich zu nahe, um die historische Bedeutung der Kriegsjahre zu ermessen: «Nous sommes trop rapprochés, encore, des événements qui bouleversèrent la Suisse de 1914 à 1918 pour en faire le récit avec la sérénité et l'impartialité qui doivent demeurer l'apanage de l'historien.»<sup>14</sup> Im Gegensatz zur *NZZ* hob das *Journal de Genève* in den Gedenkartikeln vor allem alliierte Sichtweisen hervor. Des Landesstreiks wurde nicht gedacht. Das hat möglicherweise damit zu tun, dass dieser vor allem als Deutschschweizer Ereignis wahrgenommen wurde. Die Westschweizer hatten dem als «germanophil verschrienen Oltener Komitee» ihre Sympathien von Anfang an versagt.<sup>15</sup> Das Gedenken an den Waffenstillstand scheint im *Journal de Genève* im Vergleich zur *NZZ* leidenschaftlicher. Hatte die *NZZ* geschrieben, die Schweizer sollten keine Gedenkminute einlegen, wenn sie nicht mögen, da der Schweizer ja nüchtern sei, so forderte das *Journal de Genève* die Leser auf: «le 11 novembre à midi, consacrez au souvenir de l'armistice deux minutes de silence.»<sup>16</sup> Doch schon 1938 erlahmte auch hier die Leidenschaft bezüglich des Gedenkens an den Krieg. Die nationale Einheit war wichtiger als die Erinnerung an einen Krieg, der die Unterschiede zwischen den einzelnen Landesteilen betont hatte. Sowohl Weltkrieg als auch Landesstreik wurden am 11. November der folgenden Jahrzehnte vergessen.

## DIE SOZIALDEMOKRATISCHE BERNER TAGWACHT

---

Auf der linken Seite des politischen Spektrums befand sich die Sozialdemokratie. Eines ihrer wichtigsten Leitmedien war die 1893 gegründete *Berner Tagwacht*. 1928 begann sie ihre Gedenkreihe bereits am 8. November, im Fokus stand fast ausschliesslich der Landesstreik. Im Leitartikel «Nach zehn Jahren» hiess es etwa: «In dem Augenblick, da auf den Schlachtfeldern Frankreichs die Waffen niedergelegt wurden, begann das schweizerische Bürgertum den Krieg gegen den innern Feind.»<sup>17</sup> Vor allem wurde auf das Truppenaufgebot in Zürich fokussiert: «Die Zürcher Regierung hat damals leichtfertig sich und dem Bundesrat eine heillose Blamage bereitet, leichtfertig das Land in schwere Un-

ruhen gestürzt, leichtfertig die Truppen dem Grippetod ausgesetzt. Das ist die Wahrheit.»<sup>18</sup> Die bolschewistischen Umsturzpläne hingegen, «[...] mit denen das Truppenaufgebot motiviert wurde, sind niemals bekannt geworden, nie gefunden worden. Sie haben nie existiert.» Einen Tag später setzte die *Berner Tagwacht* fort: «und wenn wir aus all dem Geschehen in diesen zehn Jahren seit dem Generalstreik etwas lernen konnten, wenn wir angesichts des neuen Herrenübermuts der herrschenden Klasse, die sich [...] zu neuen reaktionären Heldentaten anschickt, angesichts der neuen Irreführung des Volkes mit sozialen Phrasen, angesichts der neuesten Herausforderung des Bundespersonals, angesichts der neuerlichen Verschärfung der Klassengegensätze auf der ganzen Linie eine lehrreiche Schlussfolgerung aus dieser zehnjährigen Bilanz ziehen, so ist es die Bestätigung der alten Lehre, dass die Arbeiterschaft vorwärts kommt nur dank der eigenen Kraft und dass noch immer das grosse Wort gilt: Die Arbeiterschaft befreit sich selbst, oder überhaupt nicht!»<sup>19</sup> Auch noch am 13. November 1928 titelte die *Tagwacht*: «Alle Räder stehen still ...» und berichtete über die grosse Erinnerungsfeier im Zürcher Volkshaus mit allen ehemaligen Protagonisten des Landesstreiks.<sup>20</sup> Und am 14. November hiess es im Leitartikel «Daher die ganze Wut»: «Sie hatten geglaubt, die Arbeiterschaft würde sich in die Löcher verkriechen [...] und irrten sich.»<sup>21</sup> Das Gedenken an den Landesstreik diente der *Berner Tagwacht* dazu, die Reihen der Sozialdemokraten im Kampf gegen die antisozialistische bürgerliche Politik jener Tage zu schliessen.

Zehn Jahre später war der Elan etwas abgeschwächt, doch auch dann setzte die *Berner Tagwacht* fort: Die Zürcher Regierung «und der Bundesrat erlagen ganz einfach der Revolutionsfurcht, welche damals die durch die Weltereignisse – die russische Revolution, der Zusammenbruch der Zentralmächte, die Flucht des deutschen Kaisers, die Ausrufung der Republik in Berlin und Wien – aufs tiefste erschreckte herrschende Klasse auch bei uns erfasst hatte. Die Furcht war der Ausfluss des schlechten Gewissens. Die schamlose Bereicherungswut während des Kriegs einerseits, die wachsende Teuerung und Not andererseits hatten die Klassengegensätze rapid verschärft, die lange Mobilisationszeit mit ihren mannigfachen, nicht immer erhebenden Erscheinungen, die furchtbar wütende Grippe, welche ein beispielloses Versagen der Armeesantität offenbarte, alles das fiel jetzt dem Bürgertum, da jenseits der Grenzen die Revolution aufstand, bleischwer ins Gewissen.»<sup>22</sup> Im selben Artikel gab die *Berner Tagwacht* aber auch bekannt, dass nun andere Zeiten aufzogen: «Zwanzig Jahre später [...] steht die Arbeiterschaft in schwerstem Abwehrkampf um die Erhaltung des Landes, der schweizerischen Demokratie. Dieser Kampf gegen den Faschismus, der grössere und mächtigere Bruderparteien geschlagen hat, zwingt zu mancherlei Konzessionen, manchem Opfer der Gesinnung, wenn auch nicht der Überzeugung. Denn nie waren wir

mehr überzeugt von der Richtigkeit unserer Ideen und der Grösse der sozialistischen Gedanken als heute, nach diesen zwanzig Jahren, während denen die Sozialdemokratie Schritt für Schritt zurückweichen, Niederlage auf Niederlage hinnehmen musste. Wo ist die Welt hingekommen in diesen zwanzig Jahren, die mit beispiellosen Triumphen des Nationalsozialismus enden? Sie steht heute vor Abgründen, die schrecklicher sind als jene, die sich im Jahre 1914 auftaten [...]» Im Angesicht eines drohenden neuen Kriegs schwor auch die *Berner Tagwacht* ihre Leser auf die Einhaltung des Burgfriedens ein und verzichtete weitgehend auf kämpferische Töne.

Das Gedenken an den Landesstreik blieb in der sozialdemokratischen Presse auch nach dem Krieg noch wach. Im Artikel «Novemberstürme 1918 fegten das alte Europa hinweg!» vom November 1948 gedachte man der grossen Umwälzungen in den Nachbarländern und der sozialen Missstände in der Schweiz: «Unser Land war zwar von den direkten Kriegswirren verschont geblieben, doch bekam Helvetien immerhin diese Novemberstürme zu spüren. Besondern Grund dazu boten die in unserm heutigen Leitartikel erwähnten sozialen Missstände.»<sup>23</sup> Der vergleichsweise zahme Ton hatte auch mit dem gerade überstandenen Zweiten Weltkrieg zu tun. Der Leitartikel der *Berner Tagwacht* setzte die Teuerung und die Kriegsgewinnler des Ersten Weltkriegs mit den sozialen Massnahmen des Zweiten Weltkriegs in Beziehung: «Im Zweiten Weltkrieg wurden rasch Massnahmen ergriffen, um die einsetzende Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. [...] Die Bewegungen um Ausrichtung von Teuerungszulagen hatten wenigstens teilweisen Erfolg. [...] Der Reallohn sank zwar, doch bei weitem nicht in dem Umfange wie im ersten Krieg.»

Erst zum 50. Jahrestag des Kriegsendes befasste sich die *Berner Tagwacht* wieder mit dem Landesstreik. Als Ursachen wurden genannt: die Bedrängnis der Arbeiterbevölkerung infolge der starken Teuerung, der lang andauernde Militärdienst mit Lohnausfall, die stagnierende Sozialpolitik, die Provokation durch die Militäraufgebote.<sup>24</sup> Damit hatte eine Historisierung der Ereignisse stattgefunden, welche fortan das Gedenken bestimmen sollte. Für die Sozialdemokraten hatte der Landesstreik seine identitätsstiftende Rolle weitgehend verloren, was sich erst in jüngster Zeit wieder zu ändern beginnt.

## DAS KATHOLISCH-KONSERVATIVE VATERLAND

---

Erstaunlich ist der Befund bezüglich Erinnerung an den Weltkrieg im Leitmedium des katholisch-konservativen Milieus, dem *Vaterland* aus Luzern. Zehn Jahre nach Kriegsende widmete es weder dem Kriegsende noch dem Landesstreik auch nur eine Zeile. Der Katholizismus befand sich noch geraume Zeit sowohl in einer Allianz als auch in Opposition zum Freisinn. In der Zwi-

schenkriegszeit, den «goldenen Jahren des Milieukatholizismus»,<sup>25</sup> hatte der Katholizismus staatserhaltenden Status erreicht. Er lehnte den Landesstreik deutlich ab, baute aber seinerseits ein vielschichtiges Geflecht von Arbeitervereinen, Gewerkschaften und Genossenschaften auf.<sup>26</sup> Der Erste Weltkrieg und der Landesstreik spielten in der katholischen Wahrnehmung daher zwar eine wichtige emanzipatorische Rolle, ein Graben zur Arbeiterschaft sollte aber nicht entstehen. Dies ist möglicherweise der Grund dafür, dass ein eindeutiges abgrenzendes Erinnerungsnarrativ kaum möglich war.

Wenn der Erste Weltkrieg überhaupt angesprochen wurde, dann nur in Zusammenhang mit anderen Kriegen, beziehungsweise den Kriegsvorbereitungen, wie im November 1938: «Jetzt bauen sogar wir Schweizer, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Drange, Luftschutzkeller, so wie die primitivsten Ureinwohner unseres Landes in der Erde Refugien hatten, um im Notfall hineinzuflüchten.»<sup>27</sup> Über die Schweiz im vergangenen Krieg erschien keine Zeile. Auch 1948 wurde nur ein Bericht über lokale Verhältnisse publiziert, nämlich über Unterwaldner Soldaten, die in Luzern den Streik verhindern sollten und der Grippe zum Opfer fielen. Die Revolution in Deutschland habe damals beinahe auf die Schweiz übergegriffen. Auch in den folgenden Jahren erschien keine nennenswerte Zeile. Erst 1988 folgte ein ganzseitiger Artikel des Historikers Markus Hodel, der den Landesstreik als «Revanche für den Sonderbundskrieg» deutete.<sup>28</sup> Die Tatsache, dass katholische Truppen in den Städten Bern und Zürich gegen die protestierende Arbeiterschaft eingesetzt wurden, sah Hodel als eine Art Rehabilitierung an. Die katholischen Bürgerlichen hätten dadurch ihre staatstragende Gesinnung unter Beweis gestellt.

## DER KOMMERZIELLE TAGES-ANZEIGER

---

Nicht einem Milieu zugeordnet, sondern als eine rein kommerzielle Zeitung konzipiert war der Zürcher *Tages-Anzeiger*.<sup>29</sup> 1928, als fast alle anderen Zeitungen aus unterschiedlichen Blickwinkeln Gedenkartikel publizierten, gab es im *Tages-Anzeiger* keinen einzigen Leitartikel zum Gedenken. Die österreichische Neutralität oder der Zusammenbruch der Westfront der Mittelmächte wurden gewürdigt, jedoch erschienen weder politische Betrachtungen bezüglich der Auswirkungen auf die Schweiz, noch wurde der Generalstreik eingehend behandelt. 1938 wich der *Tages-Anzeiger* inhaltlich kaum von anderen Zeitungen ab: Die Reichskristallnacht und der Tod Atatürks besetzten die Frontseite, auch auf den weiteren Seiten war nichts zum Ersten Weltkrieg zu finden. Erst am 50. Jahrestag begann der *Tages-Anzeiger* zurückzublicken. Dabei fokussierte er in einer sechsteiligen Serie, geschrieben vom Journalisten Kurt Emmenegger, ausschliesslich auf den Landesstreik. Aus der Distanz

von 50 Jahren konnte der *Tages-Anzeiger* eine historische Perspektive einnehmen, die sowohl die Arbeiterschaft als auch die Bürgerlichen mit Kritik nicht verschonte. Darin wurde der Landesstreik als «halber Generalstreik» beschrieben und als «Rebellion der Hungrigen», die die Schweiz an den «Rand des Bürgerkriegs» gebracht hatte.<sup>30</sup>

## DER KRIEG FINDET NICHT STATT

---

Die Analyse der Gedenktage hat gezeigt, dass das Gedenken an den Jahrestagen des Waffenstillstands am 11. November mit dem Gedenken an den Landesstreik besonders in der Deutschschweiz weitestgehend zusammenfiel. Insofern belebte das Gedenken vor allem die Ideologien der damaligen Widersacher – der Bürgerlichen und der Sozialdemokraten. Der Landesstreik, so Thomas Maissen, führte zu «anhaltendem Misstrauen, ja Hass nicht nur zwischen Bürgerlichen und Sozialdemokraten, sondern auch zwischen Bauern und Arbeiterschaft. Mit ihrem Parteiprogramm, das die Diktatur des Proletariats vorsah und die Armee als Werkzeug des Klassenfeinds grundsätzlich ablehnte, galt die SP ihren Gegnern als Fünfte Kolonne der Weltrevolution.»<sup>31</sup> Gestützt wird diese Aussage dadurch, dass der Zürcher *Tages-Anzeiger*, der keinem Milieu zugerechnet werden kann, des Weltkriegs und des Landesstreiks kaum gedachte. Das Fehlen der Erinnerung zum Jahrestag 1938 hatte nicht nur mit aktuellen Meldungen zu tun, sondern auch damit, dass am Vorabend der Botschaft des Bundesrats zur Geistigen Landesverteidigung die bis dahin verfeindeten Parteien zusammenfanden. Angesichts der faschistischen Gefahr aus Deutschland und Italien unterstützten die Sozialdemokraten die Landesverteidigung, während in der Metall- und Maschinenindustrie 1937 eine Art «Friedensabkommen» geschlossen wurde. Die Erinnerung an den Landesstreik hätte die gerade zugeschütteten Gräben wieder aufgebrochen. Und so blieb das Gedenken an Krieg und Landesstreik auch während des Kalten Kriegs aus.

So geriet der Erste Weltkrieg in der medialen Öffentlichkeit der Schweiz aus sehr unterschiedlichen Beweggründen, stets aber mit dem Ziel, den nationalen Zusammenhalt angesichts der faschistischen Gefahr nicht zu gefährden, nach 1938 in Vergessenheit. Der damals geschmiedete Burgfrieden hielt auch während des Kalten Kriegs weiter an. Erst zum 50. Gedenktage, am 11. November 1968, befassten sich alle Zeitungen mit dem Landesstreik, wobei die Feindschaft zwischen Bürgerlichen und Sozialdemokraten in der Zwischenzeit der Konkordanz gewichen war. Der Waffenstillstand spielte, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle. Die Schweizer Identität war während des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs auf eine Haltung ein-

geschwenkt, in der der Erzählung des Landesstreiks auf keiner Seite eine identitätsstiftende Funktion zugewiesen wurde. Die «geeigneten Erzähler» verschwanden genauso wie das «geeignete Publikum». Nun lieferte der Zweite Weltkrieg jene identitätsstiftende Erzählung, die geeignet war, die Schweizer Identität in der Geschichte zu verankern. Der Erste Weltkrieg geriet weitgehend in Vergessenheit.

## Anmerkungen

---

- 1 Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: *Traverse – Zeitschrift für Geschichte* 3 (2011), 123–141.
- 2 Kurt Imhof, «Öffentlichkeit» als historische Kategorie und als Kategorie der Historie, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 46 (1996), 3–25, hier: 15.
- 3 Aleida Assmann, Jan Assmann, «Mythos», in: Hubert Cancik et al. (Hg.), *Handwörterbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe IV*, Stuttgart 1998, 179–200.
- 4 Kurt Imhof, *Die Diskontinuität der Moderne. Zur Theorie des sozialen Wandels*, Frankfurt 2006.
- 5 Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.
- 6 Christopher Flood, *Political Myth. A Theoretical Introduction*, New York/London 1996, 26.
- 7 NZZ, 11. 11. 1928, Nr. 2058, Blatt 1.
- 8 Heinz Kleger, *Demokratiekonflikte und Staatssemantik. Von der Verteidigung nach innen zur Verteidigung nach aussen: Das Staatsverständnis in den Nationalratswahlen der Zwischenkriegszeit*, in: Kurt Imhof, Heinz Kleger, Gaetano Romano (Hg.), *Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit*, Zürich 1993, 173–246, hier: 208.
- 9 NZZ, 11. 11. 1928, Nr. 2064, Blatt 7.
- 10 NZZ, 11. 11. 1938, Nr. 1987, Blatt 5.
- 11 NZZ, 11. 11. 1968, Nr. 698, 1.
- 12 NZZ, 10. 11. 1968, Nr. 695, 58f.
- 13 NZZ, 11. 11. 2008, Nr. 264, 49.
- 14 JdG, 11. 11. 1928, Nr. 310, 1.
- 15 Willi Gautschi, *Der Landesstreik 1918*, Zürich 1968, 289.
- 16 JdG, 11. 11. 1928, Nr. 310, 2.
- 17 TW, 8. 11. 1928, Nr. 263, 1.
- 18 TW, 8. 11. 1928, Nr. 263, 1.
- 19 TW, 9. 11. 1928, Nr. 264, 1.
- 20 TW, 13. 11. 1928, Nr. 267, 1.
- 21 TW, 14. 11. 1928, Nr. 268, 1.
- 22 TW, 9. 11. 1938, Nr. 264, 1.
- 23 TW, 11. 11. 1948, Nr. 265, ohne Seite.
- 24 TW, 11. 11. 1968, Nr. 265, 1.
- 25 Urs Altermatt, *Das historische Drama der CVP. Zwischen katholischem Milieu und bürgerlicher Mittepartei*, Baden 2012, 118.
- 26 Altermatt, CVP, 122, siehe Anm. 25.
- 27 Vaterland, 12. 11. 1938, Nr. 266, 1.
- 28 Vaterland, 12. 11. 1988, Nr. 46, 3.
- 29 Roger Blum, *Gesellschaftswandel und Medienwandel um 1893*, in: Werner Catrina, Roger Blum, Toni Lienhard (Hg.), *Medien zwischen Geld und Geist, 100 Jahre Tages-Anzeiger*, Zürich 1993, 189–197, hier: 190–192.
- 30 TA 9. 11. 1968, Nr. 265, 7.
- 31 Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010, 245.



# «HIER FÄLLT DIE SCHWEIZ EINST ODER SIEGT». MILITÄRISCHE GEDENK- LANDSCHAFTEN DES ERSTEN WELTKRIEGS IN DER SCHWEIZ

## EINLEITUNG

Während die Festungsanlagen des Zweiten Weltkriegs als Réduit in der Schweiz einen festen Platz als Erinnerungsort<sup>1</sup> haben und geschichtskulturell stark verankert sind, gilt dies für die Verteidigungsanlagen des Ersten Weltkriegs kaum. Ein Teil dieser Anlagen, vor allem die «nur» als Feldbefestigung ausgeführten Stellungen, existieren kaum mehr sichtbar, entweder weil sie durch die Witterung und Pflanzenbewuchs verschwunden sind oder weil sie durch neue Verteidigungsstellungen überbaut worden sind. Neben diesen baulichen Gründen gibt es aber auch historiografische. Während die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg früh grosses militärgeschichtliches Interesse auf sich zog, war dies beim Ersten Weltkrieg weit weniger der Fall. Zudem wurde durch die Geistige Landesverteidigung das Réduit quasi in den Status eines Mythos erhoben. In der schweizerischen Historiografie zum Ersten Weltkrieg dagegen dominieren die sozialen Gegensätze, die im Landesstreik kulminierten, sowie die Gegensätze zwischen der Deutschschweiz und der Romandie – beides wenig geeignet, um sich mit den Befestigungsanlagen auseinanderzusetzen.<sup>2</sup>

In diesem Beitrag wollen wir anhand von drei Orten mit geschichtskulturellem Hintergrund der Frage nachgehen, wie in den noch bestehenden Verteidigungsanlagen an den Ersten Weltkrieg «erinnert wird» und wer die Träger dieser geschichtskulturellen Setzungen sind. Der Blick richtet sich auf

die Feldbefestigungsanlagen mit oftmals provisorischem Charakter, nämlich die Fortifikationen Murten und Hauenstein sowie das Stellungssystem Stelvio-Umbrail.<sup>3</sup> Dies deshalb, weil die permanenten Anlagen, wie beispielsweise in St.-Maurice und am Gotthard, in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vielfältig erweitert wurden, sodass heute kaum noch etwas vom Zustand im Ersten Weltkrieg sichtbar ist.

#### FORTIFIKATION MURTEN: FESTUNGSKONTINUITÄT IM WESTEN

---

Nach dem Kriegausbruch 1914 befürchtete die schweizerische Armeeführung einen französischen Umfassungsangriff durch die Schweiz in Richtung der unbefestigten deutschen Südgrenze. Damit hätten die Franzosen die seit Herbst 1914 erstarrte Front im Gebiet Elsass-Lothringen umgehen können. Um einem allfälligen Angriff entgegenzuwirken, wurde 1914 der Bau der Fortifikation Murten befohlen. Diese hatte die Linie Zihlkanal–Mont Vully–Murten–Laupen zu sperren und die Bundesstadt Bern vor Angriffen aus dem Gebiet der Westschweiz zu schützen. 1914 bis 1918 entstanden im Seeland und Murtenbiet in der Folge Infanteriestützpunkte (Schützengrabensysteme), eingegrabene Artilleriestellungen, Bunker für Maschinengewehre und Geschütze, unterirdische Mannschaftsunterkünfte und Munitionslager sowie in Fels gehauene Infanteriekampfstände mit Stollenanlagen.<sup>4</sup>

Im September 1914 leisteten etwa 16000 Mann Dienst in der Fortifikation Murten. Bereits im Oktober desselben Jahres ging dieser Bestand massiv zurück. Von Oktober 1914 bis Ende 1917 war die Fortifikation mit durchschnittlich 2000 Mann besetzt.<sup>5</sup> Rund zwei Drittel aller schweizerischen Truppen leisteten mindestens einmal Dienst in einer der Fortifikationen.<sup>6</sup> Wie diese Zahlen zeigen, ist der oft verwendete Topos der «Grenzbesetzung» somit nur bedingt richtig. Viele Dienstage wurden nicht nur an der Grenze, sondern auch in den nördlichen operativen Schlüsselräumen wie Murten und Olten-Hauenstein geleistet.<sup>7</sup> Für die Zivilbevölkerung waren die Anlagen der Fortifikation Murten gesperrt. Wer sich in Fortifikationsgebieten bewegen wollte, benötigte einen Passierschein.<sup>8</sup>

Die Sperrstellungen der Fortifikation Murten lagen auf historischem Boden. Die Benennung der Fortifikation war wohl bewusst gewählt. Der Stabschef der Fortifikation Murten, Oberst Eugen Bircher (1882–1956), liefert in seinen Erinnerungen das Motiv: «Wem schlägt in der Schweiz das Herz nicht höher, wenn er von einem verwunschenen, romantischen Städtchen in der schönen Westschweiz, in wunderbarer Gegend gelegen, von Murten spricht. Zahlreiche historische Erinnerungen hängen mit dieser kleinen Stadt zusam-

men, die nicht nur in der Geschichte unseres Landes eine Rolle gespielt hat; es haben sich dort Entscheidungen abgespielt, die weltgeschichtlicher Natur waren.»<sup>9</sup> Murten war für Bircher demnach eine Art Erinnerungsort. Hier hatten während der Burgunderkriege die Eidgenossen 1476 das Heer des burgundischen Herzogs Karl des Kühnen zerschlagen.<sup>10</sup> Das 1477 erbaute Beinhaus zur Schlacht bei Murten hatte offenbar früh Denkmalcharakter. Es verwundert nicht, dass es beim Einmarsch der Franzosen 1798 gezielt zerstört wurde.<sup>11</sup>

Insbesondere in den ersten Kriegsjahren erschienen verschiedene von Soldaten herausgegebene Erinnerungsbändchen, die auch das Leben in der Fortifikation Murten zum Thema hatten.<sup>12</sup> In einer Gedichtsammlung zum Thema «Wacht am Jolimont» dichteten mehrere Soldaten gemeinsam beispielsweise die folgenden Zeilen:

«Man glaubte kaum noch an den Krieg;  
Nun hat der Schlachtengott den Sieg.  
Bringt es uns grösse' res Menschenglück?  
Lässt er Zerstörung nur zurück?  
Sei's wie es will, dem Vaterland  
Hab' ich gelobet Herz und Hand.  
Ich fasse fester das Gewehr  
Und schaue scharf ins Nebelmeer.  
Mein Schweizerland, mein Heimatland,  
Sei mir gegrüsst vom See'strand,  
Der an des Juras Füssen liegt –  
Hier fällt die Schweiz einst oder siegt.»<sup>13</sup>

Nach Kriegsende wurden die Feldbefestigungen der Fortifikation Murten liquidiert. Bauunternehmen und Insassen der Seeländer Gefängnisse übernahmen den Rückbau. Werke auf Kulturland wurden aufgelöst, Stellungen im Wald geräumt und zugeschüttet. Einige Anlagen nutzte die Armee 1939–1945 ein zweites Mal und integrierte sie in die neuen Sperrstellen. Grundsätzlich genügten die Bauten aber den Ansprüchen der Militärs nicht länger, weil sie etwa gegen Fliegerbomben zu wenig Schutz boten. In Waldgebieten sind viele Bunker, Unterstände und Stollen allerdings bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Vielerorts ist im Gelände auch noch der Verlauf der einstigen Schützengräben nachvollziehbar.<sup>14</sup>

Offenbar wurde die Fortifikation Murten nach Kriegsende ziemlich schnell vergessen. Kein grösseres Denkmal erinnert im ehemaligen Fortifikationsgebiet an die Zeit 1914–1918. Auch die eigentlichen Anlagen gerieten in Vergessenheit. So waren der Armeeführung kurz vor Kriegsausbruch 1939 weder Standorte noch Zustand der Anlagen bekannt. Angehörige der Abteilung für Genie mussten die Befestigungsbauten im Gelände aufsuchen und über deren Zustand Bericht nach Bern erstatten.<sup>15</sup> Auch wurde bis zum Ende des



1



2

Kalten Kriegs zum Thema Fortifikation Murten praktisch nichts publiziert.<sup>16</sup> Mit dazu beigetragen haben mag der Umstand, dass viele Stellungen bis in die 1990er-Jahre als geheim eingestuft waren. Einen ersten Aufsatz zur Fortifikation Murten lieferte Günther D. Reiss erst im Jahr 1991.<sup>17</sup> 1992 beschrieb der Militärhistoriker Hans Rudolf Fuhrer die Fortifikationen Hauenstein und Murten in einem längeren Artikel. Beide Autoren gingen hauptsächlich auf die Baugeschichte, die Verteidigungskonzeption sowie auf die Bewaffnung ein.<sup>18</sup> 1999 griff Fuhrer das Thema nochmals auf. Anhand der Fortifikation Hauenstein untersuchte er auch Themen wie den Soldatenalltag und das Zusammenleben der ansässigen Bevölkerung mit dem Militär.<sup>19</sup> Die Schrift Schlüsselraum West<sup>20</sup> untersucht schliesslich die militärhistorische Vergangenheit der Drei-Seen-Region. Die Entstehung der Fortifikation Murten wird darin zusammenfassend dargestellt.

Die besprochene Literatur sieht die Fortifikation Murten jedoch nicht als Wegmarke in der schweizerischen Gedenklandschaft. Bis anhin wurde in Bezug auf die Fortifikation Murten denn auch nicht auf das Konzept der «lieux de mémoire» eingegangen. Einzig von denkmalpflegerischer Seite sind einige entsprechende Überlegungen angestellt worden, als der Bund ab den 1990er-Jahren die Kampf- und Führungsbauten der Schweizer Armee inventarisierte. So sind die hauptsächlich im Zweiten Weltkrieg erbauten Sperrstellen Gampelen und Mühle-Biberenächer als «von nationaler Bedeutung» eingestuft. Beide Sperrstellen enthalten Werke der Fortifikation Murten aus dem Ersten Weltkrieg, wodurch eine speziell schützenswerte Festungskontinuität besteht. 2006 attestierte Jürg Schweizer, damaliger Denkmalpfleger des Kantons Bern, auch militärischen Bunkern den Wert und die Qualität eines Baudenkmals: «Ja, die bernische Gesetzgebung kann einer ‹herausragenden› Auswahl aus den militärischen Kampf- und Führungsbauten Denkmalwert zuerkennen. Mit Recht: die durch zwei Kriege geprägte Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spricht nirgends und mit keinem Zeugnis

1 — In der Hügelkante des Jolimonts wurden im Jahr 1916 solche Maschinengewehrstellungen gebaut und mit einem Stollen- und Schützengrabensystem verbunden. Das Gros dieser Anlagen der Fortifikation Murten ist heute weitgehend vergessen und nur bedingt zugänglich. Bunker und Sperrstellen aus dem Zweiten Weltkrieg sind in der schweizerischen Kulturlandschaft präsenter und überblenden entsprechend die Erinnerung an die bescheidenen baulichen Relikte aus der Zeit 1914–1918.

2 — Ein italienischer Beobachtungsposten unterhalb des Piz Umbrail, der vom Verein «Stelvio Umbrail 14/18» wieder zugänglich gemacht wurde. Erst um die Jahrtausendwende wurden die Feldbefestigungen der Umbrailregion wieder zum Erinnerungsort, nachdem sie rund 80 Jahre in Vergessenheit geraten waren. Dies nicht zuletzt deshalb, weil der in der Erinnerungskultur viel stärker verankerte Aktivdienst des Zweiten Weltkriegs auf dem Umbrail keine Spuren hinterliess.

besser, direkter, verständlicher und unübersehbarer als durch diese Bauten und Anlagen.»<sup>21</sup>

Ab Mitte der 1990er-Jahre wurden Teile der Fortifikation Murten erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Auf dem Jolimont entstand 1993 ein Wanderweg, der durch die Geschichte und Gegenwart des Waldes führt, und eine in den Fels gehauene Stellung aus dem Jahr 1916 wurde für Besucher geöffnet. Die zum Wanderweg herausgegebene Broschüre geht allerdings nur sehr rudimentär auf den Ersten Weltkrieg ein.<sup>22</sup> Die Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen (GMS) veranstaltete in den 1990er-Jahren erste Gruppenreisen ins ehemalige Fortifikationsgebiet. Der Fokus dieser Reisen lag auf der klassischen Militärgeschichte.<sup>23</sup> Im Vorfeld der Expo.02 wurde auf dem Murtener Hausberg der «Sentier Historique du Vully» eröffnet. Neben anderen Sehenswürdigkeiten wurden dabei auch acht Standorte der Fortifikation Murten erschlossen. Tafeln mit Illustrationen und Text informieren seither über die zugänglichen Anlagen. Sie konzentrieren sich auf die Baugeschichte der Anlagen und auf deren Zweck als Teil einer Verteidigungslinie. Ähnlich wie beim Jolimont-Wanderweg und bei den GMS-Studienreisen wird beim vermittelten Geschichtsbild kaum auf den Soldatenalltag, auf Spannungen oder gar auf die sozialen Gegensätze im Dienst eingegangen.<sup>24</sup>

Im Jahr 2007 erfolgte die Gründung des Vereins historische Militäranlagen Freiburg/Bern (VH+MA). Der Verein bezweckt die Erarbeitung und Dokumentierung des militärgeschichtlichen Hintergrunds von Verteidigungsbauten sowie deren langfristigen Erhalt und die Möglichkeit der Besichtigung dieser Militäranlagen als kulturelle Zeugen. Bei Führungen können auch Anlagen der Fortifikation Murten besichtigt werden. Der Verein macht neben den Anlagen aus dem Ersten Weltkrieg auch Bunker von Sperrstellen aus dem Zweiten Weltkrieg sowie einen Centurion-Bunker aus dem Kalten Krieg zugänglich.<sup>25</sup>

Die Relikte aus der Zeit nach 1939 fallen dabei deutlich grösser, auffallender und technischer aus als die bescheidenen Feldbefestigungen aus dem Ersten Weltkrieg. Entsprechend manifestiert sich eine Überblendung der Erinnerung an die meist im Wald liegenden und verwachsenen Bauten der Fortifikation Murten durch die mittlerweile zum Landschaftsbild gehörenden Sperrstellen des Zweiten Weltkriegs. In diesem Sinn würde also der Zweite den Ersten Weltkrieg geschichtskulturell dominieren.

## FORTIFIKATION HAUENSTEIN: FRÜHES GEDENKEN

---

Auch der Bau der Fortifikation Hauenstein wurde zu Kriegsbeginn befohlen. Dieser Brückenkopf nördlich der Aare sollte einerseits einen Basisraum für

eine offensive Verteidigung im Jura bilden. Andererseits sollte er im Fall einer Niederlage im Grenzraum günstige Voraussetzungen für einen Rückzug über die Aare schaffen. «Die Fortifikation Hauenstein diente auch als seitliche Verankerung verschiedener Armeelinien, sei es einer Sperrstellung im Jura, einer Flussverteidigung längs der Aare oder einer mächtigen Verteidigungsfront quer durch das Mittelland bis zum Napf oder nach Luzern. In jedem Fall musste sie gegen einen feindlichen Durchbruchversuch durch den Jura das Schlüsselgelände zum Mittelland behaupten und den Verkehrsknotenpunkt Olten sowie die Aarebrücken schützen.»<sup>26</sup>

Ähnlich wie im Raum Murten entstanden nördlich von Olten 1914–1918 zahlreiche Feldbefestigungen. Um im Gelände zwischen der Ajoie – mit den Schauplätzen der «Grenzbesetzung» Pruntrut-Zipfel und dem Pass von Les Rangiers – und Olten schnell militärisch operieren zu können, liess die Armeeführung die Scheltenstrasse zwischen Balsthal und Moutier neu bauen. Innerhalb der Fortifikation Hauenstein wurden Verbindungsstrassen von insgesamt rund 25 Kilometer Länge errichtet. Speziell erwähnt sei die Belchensüdstrasse. Es handelt sich um die einzige handwerklich erstellte Gebirgsstrasse des Deutschschweizer Juras, die heute noch praktisch unverändert existiert. Die an vielen Stellen in den Fels gebrochene Strasse weist mehrere Inschriften und farbige Kantonswappen auf, die an deren uniformierte Erbauer erinnern.<sup>27</sup>

Nach Kriegsende wurde auch die Fortifikation Hauenstein liquidiert. Die gebauten Strassen wurden an die Grundbesitzer und Gemeinden übergeben, indem der Bund die Baurechtsverträge auflöste und sich so der Unterhaltungspflicht entzog. Im Zweiten Weltkrieg wurden die noch vorhandenen Bauten nicht mehr aktiviert, weil sich der Schutz der Aareübergänge aus dem Ersten Weltkrieg als inkompatibel mit dem operativen Konzept von 1939 erwies.<sup>28</sup>

Da – anders als teilweise in Murten – die Bauten der Fortifikation Hauenstein bereits früh militärisch wertlos wurden, setzt zu diesen die Geschichtsschreibung etwas früher ein. 1965 ist ein erster Aufsatz greifbar.<sup>29</sup> 1983 folgt ein weiterer Artikel, der auch bereits grobe Stellungspläne beinhaltet. Während beide Texte sich hauptsächlich auf die Baugeschichte der Fortifikation konzentrieren,<sup>30</sup> arbeitete in den 1990er-Jahren der Militärhistoriker Hans Rudolf Fuhrer die Geschichte der Fortifikation Hauenstein ausführlich auf.<sup>31</sup>

Bereits in den 1960er-Jahren schien man den Inschriften und Wappen an der Belchensüdstrasse einen gewissen Denkmalcharakter einzuräumen. Die bemalten Wappen und Bildhauerarbeiten wurden auf Initiative eines Obersten restauriert und leuchteten danach «in alter Farbenfrische dem Wanderer zu».<sup>32</sup>

Ein anderes Schicksal erlitt das im Krieg von Schweizern in Brasilien gestiftete «General-Wille-Haus», welches als Erholungs- und Zufluchtsstätte für die Truppe gedient hatte. Das Haus fiel im Jahr 1950 einer Brandstiftung zum Opfer. Über das Motiv der Tat ist bis heute nichts bekannt.<sup>33</sup>

Seit dem Jahr 2002 hat sich der in Basel beheimatete Uniformen- und Militaria-Verein «Rost und Grünspan» eines gemauerten Hauenstein-Schützengrabens mit dem Flurnamen «Spitzenflüeli» angenommen. Der Verein befreit den Grabenabschnitt regelmässig von Laub und Humus und führt kleinere Unterhaltsarbeiten durch. Das Projekt ist mit dem Gemeinderat Langenbruck abgesprochen. «Rost und Grünspan» schreibt dazu: «Man darf dieses Bauwerk nicht überbewerten. Mit dem Kloster Schöntal hat Langenbruck ein kulturhistorisches Juwel zu bieten, neben dem ein altes Stück Schützengraben kaum bestehen kann. Der Graben am Spitzenflüeli wurde eilig gebaut und war nie für die Ewigkeit gedacht. Nach einem Jahr war er veraltet und nach zehn Jahren aufgegeben – eine Militärruine im Wald. Aber er hat eine Geschichte zu erzählen, der man zuhören sollte. [...] Wenige Kilometer südlich probte die 3. Division in einer grossangelegten Übung den Ernstfall am westlichen Ende der Fortifikation. Im Norden erklang zugleich dumpf das deutsche und französische Geschützfeuer an der Vogesenfront. Dieser Schützengraben ist ein Zeitzeuge jener Tage. Er verdient es erhalten zu werden und mahnt an den August 1914, als die Völker Europas berauscht in einen Krieg zogen, der das Grab einer Epoche werden sollte.»<sup>34</sup>

3 — Diese Militärpostkarte aus dem Jahr 1914 zeigt eine Artillerie-Batterie der Fortifikation Murten. Die heilige Barbara, die Schutzpatronin der Artillerie, wacht über die friedlich wirkende Szenerie. Der Alltag der schweizerischen Soldaten entsprach oft nicht dieser Postkartenidylle. Drill, der Führungsstil der Offiziere, fehlende Verdienstausfallentschädigung und so weiter führten verbreitet zu Dienstverdrossenheit. Liegt in diesen negativen Aspekten des Aktivdienstes der Schlüssel zum Verständnis für die lange Zeit, während der die Befestigungsanlagen aus der Zeit 1914–1918 weitgehend vergessen waren?

4 — Die Militärpostkarte aus dem Ersten Weltkrieg zeigt im Vordergrund die Stadtmauer von Murten. Das Bildmotiv spielt wohl indirekt auf Murten als Erinnerungsort an: Vor Murten schlü-

gen die Eidgenossen 1476 das Heer des burgundischen Herrschers Karl der Kühne. Im Hintergrund ist der im Ersten Weltkrieg stark befestigte Mont Vully zu sehen. Die Bauten der Fortifikation Murten sollten Bern vor einem weiteren Angriff aus Westen schützen.

5 — Eine Militärpostkarte von August Bächtiger, einem Angehörigen des auf dem Umbrail Dienst leistenden Füsiliert-Bataillons 82. Im Hintergrund ist ein italienischer Alpini-Soldat zu sehen, im Vordergrund ein Soldat der k.u.k.-Monarchie. Im Zentrum und zwischen den beiden steht ein schweizerischer Soldat, der die Wache am Umbrail zwischen den sich bekämpfenden Nationen symbolisiert. Mit solchen Darstellungen sollte den Soldaten und der Bevölkerung zu Hause der Sinn des belastenden und eintönigen Grenzdienstes veranschaulicht werden.



3



4



5

## STELLUNGSSYSTEM STELVIO-UMBRAIL: INTERNATIONALES GEDENKEN IM HOCHGEBIRGE

---

«Am Stilfserjoch in Feld und Schnee  
Haben Schanzen wir gebaut  
Die heiligen Gipfel Rätians  
Hat man uns anvertraut.»<sup>35</sup>

Wenn der weitverbreitete geschichtskulturelle Topos der Grenzbesetzung<sup>36</sup> irgendwo passt, dann für die noch vorhandenen Anlagen auf dem Umbrailpass. Die dortige Schützengrabenlinie, die noch sehr gut sichtbar ist, liegt teilweise nur wenige Meter abseits der schweizerisch-italienischen Grenze. Neben dieser Schützengrabenlinie kann der Besucher des Gebiets die Fundamente von Unterkünften, Stallungen und Magazinen aufsuchen, die im Umfeld der Passstrasse übers Gelände verstreut sind.

Erst eineinhalb Monate nach der Mobilisation besetzten Mitte September 1914 Einheiten des Gebirgs-Bataillons 92 die Grenze im Val Müstair und dabei auch die Positionen am Umbrailpass. Eile bestand ja vorerst keine, da Italien neutral geblieben war. Von diesem Zeitpunkt an waren die Stellungen dann aber den ganzen Krieg hindurch besetzt. Rasch begann der Ausbau einer Grenzstellung mit Beobachtungsposten, einer durchgehenden Grabenlinie und – wegen der Abgelegenheit der Position – allerlei Unterkünften, Stallungen, Magazinen und Lagern sowie zwei Küchen. Nahezu alles Baumaterial musste dafür von weit her herangeführt werden, sodass sich der Ausbau mühsam und aufwendig gestaltete. Wahrscheinlich war dies mit ein Grund dafür, dass keine grössere permanente Anlage gebaut wurde. Dagegen wurde ein durchgehendes Drahthindernis vom Piz Cotschen über die Dreisprachenspitze bis zum Piz Umbrail gezogen. Im Verlauf des Kriegs folgten einander mindestens 13 Bataillone beim Schutz der Grenzen in dieser Region, darunter neben Bündner Truppen solche aus St. Gallen und 1916 auch ein Glarner Bataillon. Sie waren zwischen einem und vier Monaten vor Ort, wobei insbesondere die Wintermonate wegen des Hochgebirgscharakters der Region hart waren.<sup>37</sup> Als Italien am 23. Mai 1915 in den Krieg eintrat, wurde der Grenzschutz im Val Müstair auf ein Bataillon verstärkt. Die schweizerische Militärführung rechnete mit italienischen Versuchen, durch das Val Müstair in den Rücken der österreichischen Grenzverteidigung zu gelangen und diese damit zu Fall zu bringen. Dies insbesondere, als der italienische Angriff gegen die eilig zusammengezogenen österreichisch-ungarischen Miliz- und Reserveverbände stockte, ja diese sogar zu Offensiven übergingen.<sup>38</sup> Zu einem Angriff über schweizerisches Territorium kam es bekanntlich nicht, wohl aber zu diversen Grenzverletzungen in Form von Beschuss schweizerischen Territoriums, da beide Seiten ihre Stellung bewusst nahe an die Grenze legten.<sup>39</sup>

Zu den frühesten Erinnerungsschriften gehören diejenigen beteiligter Einheiten. Noch im Krieg erschien eine des Gebirgs-Infanterie-Bataillons 82, illustriert mit Zeichnungen von August Bächtiger.<sup>40</sup> Sehr viel umfangreicher und im Sommer des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs folgten jene des Gebirgs-Infanterie-Bataillons 76, das 1914 und 1915 die Umbrail-Position besetzte.<sup>41</sup> Beide sind typische Truppenerinnerungswerke, die vor allem eine Ansammlung von Anekdoten und Alltagserlebnissen der Truppe umfassen.<sup>42</sup> Sie geben dadurch einen guten Einblick in die Alltagsgeschichte, wenn auch in einer geschönten Weise, und stellen in ihrem deutlichen Bezug auf den anbrechenden Zweiten Weltkrieg eine klare geschichtspolitische Instrumentalisierung der Grenzbesetzung dar.

Nach Beendigung der Kämpfe wurde noch 1918 mit dem Rückbau der Gebäude begonnen, sodass bereits nach kurzer Zeit die Standorte der Bauten nur noch an ihren Fundamenten ersichtlich waren.<sup>43</sup> Da das Val Müstair im Zweiten Weltkrieg aufgrund der strategischen Lage als nicht zu verteidigen galt, wurde die Stellung nicht erneut besetzt oder gar weiter ausgebaut. Gleiches gilt für die Zeit des Kalten Kriegs. Insofern liegt hier keine Überlagerung der Erinnerung durch die Bauten des Zweiten Weltkriegs oder des Kalten Kriegs vor. Seitens der kantonalen Denkmalpflege bestand vorerst kein Interesse an diesen Objekten, die einem langsamen, aber stetigen Verfall unterlagen. Erst 1997 inventarisierte der Lions Club Val Müstair die verschiedenen Relikte und bezeichnete diese mit den in den Truppen gebräuchlichen Namen. Dieser ersten privaten Initiative folgte die Gründung des Vereins «Stelvio Umbrail 14/18», der die heutige Gedenkkultur massgeblich prägt und auch Auswirkungen auf offizielle Stellen zeitigte. Erst dadurch nämlich wurden die verschiedenen Spuren 2002 unter der Bezeichnung «Ehemaliges Truppenlager Umbrail-Mitte des 1. Weltkriegs, Schützengräben» von der Denkmalpflege ins Bauverzeichnis aufgenommen.<sup>44</sup>

Das Gedenken an die Grenzbesetzung im Gebiet des Umbrailpasses durch den Verein «Stelvio-Umbrail 14/18» wird mit vier geschichtskulturellen Manifestationen hergestellt: einem Wanderwegnetz mit Orientierungstafeln, einem Museum, mehreren Publikationen und einer Website.

Das Wanderwegnetz umfasst vier gesonderte Wanderwege auf schweizerischem und italienischem Territorium, die den Grenzstellungen und Kampfschauplätzen im damaligen Länderdreieck folgen. Die Orte des Geschehens sind durch umfangreiche Orientierungstafeln ergänzt, die Auskunft über die Baugeschichte der Stellungen, den Stellungsverlauf, den Kampfverlauf und in einigen Fällen auch über den Alltag der Soldaten geben. Besonders auffällig ist im ganzen Erinnerungsraum die betont internationale Komponente, die auf Völkerverständigung und transnationalen Austausch ausgerichtet ist.

Die Eröffnung des Wanderwegnetzes wurde begleitet durch zwei Publikationen, die beide von David Accola, dem Vereinspräsidenten und Obersten im Berufsoffizierskorps der Schweizer Armee, stammen.<sup>45</sup> Während sich die Broschüre *Stilfserjoch-Umbrail 1914–1918* vor allem an Militärhistoriker wendet, richtet sich ein Reiseführer an ein breiteres Publikum, selbst wenn auch hier die militärhistorischen Komponenten im Zentrum stehen.

Vorläufiger Höhepunkt der Gedenkaktivitäten war 2007, als in Santa Maria ein Museum eröffnet wurde, das sich der schweizerischen Grenzbesetzung 1914–1918 im Val Müstair widmet. Dort werden Panoramabilder der Region aus der Kriegszeit, ein riesiges, sich noch in der Fertigstellung befindliches Relief sowie die Rekonstruktion einer Inneneinrichtung eines Truppenlagers ausgestellt. Zudem umfasst das Museum ein umfangreiches Archiv, das von den Vereinsmitgliedern zusammengetragen worden ist und Dokumente sowie kopierte Quellen aus unterschiedlichsten Archiven enthält. Diese Öffentlichkeitsarbeit wurde frühzeitig durch eine Homepage unterstützt, auf der sich alle notwendigen Informationen zu den Wanderwegen und dem Museum befinden.<sup>46</sup>

## FAZIT

---

In diesem Artikel wurden die drei militärischen Festungskomplexe Murten, Hauenstein und Stelvio-Umbrail unter dem Aspekt ihrer Funktion als Erinnerungsort beleuchtet. Die mitten im schweizerischen Territorium gelegenen Befestigungsanlagen Murten und Hauenstein relativieren dabei das Verständnis der militärischen Verteidigung von der «Grenzbesetzung». Dies gilt nicht für Stelvio-Umbrail, dessen Besonderheit darin liegt, dass dort die Spuren des Ersten Weltkriegs nicht überlagert worden sind von Erweiterungen aus dem Zweiten Weltkrieg und dem Kalten Krieg, da zu dieser Zeit eine Verteidigung dieses Raumes nicht vorgesehen war. An allen drei Erinnerungsorten überwiegt – wie bei militärischen Anlagen dieser Art auch im Ausland üblich – die Bau- und Einsatzgeschichte, ergänzt um alltagsgeschichtliche Aspekte. Allerdings ist auffällig, wie gerade im Bereich der Alltagsgeschichte negative Elemente (Drill, unzureichende Ausrüstung, Langeweile, ausgeprägte Hierarchien) kaum thematisiert werden. Eine Auseinandersetzung mit sozialen Fragen oder im Fall der Fortifikation Murten mit Gegensätzen zwischen der Romandie und der Deutschschweiz fehlt ebenfalls. Vielleicht liegt aber gerade in diesen unbequemen Aspekten der Schlüssel zum Verständnis für die lange Zeit, während der diese Orte weitgehend vergessen waren.

Deutlich wird auch der verhältnismässig geringe Stellenwert dieser Anlagen im Vergleich mit jenen des Zweiten Weltkriegs und des Kalten

Kriegs, was sich teilweise durch die Überbauung mit neueren Anlagen sowie durch den provisorischen Charakter erklären lässt, aber eben auch mit der Auseinandersetzung der schweizerischen Geschichtswissenschaften mit dem Ersten Weltkrieg grundsätzlich zu tun hat. Es tritt aber noch ein anderer Faktor hinzu: Das Gedenken in den Anlagen des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs wird wesentlich durch die beteiligte Generation getragen – und diejenige des Ersten Weltkriegs ist bereits verstorben. So scheint der Umgang mit der Geschichte in den Anlagen des Ersten Weltkriegs etwas entspannter, gilt es doch nicht mehr, sich zu rechtfertigen. Schliesslich ist der internationale Charakter des Gedenkens an der Grenze gegenüber der eher introvertierten Perspektive der Fortifikationen im Landesinnern hervorzuheben, wobei es sich auch bei Ersteren letztlich um lokale Gedenklandschaften handelt.

## Anmerkungen

1 Zum Konzept der Erinnerungsorte: Georg Kreis, Schweizer Erinnerungsorte. Aus dem Speicher der Swissness, Zürich 2010, 313–347. Zum Réduit:

Hans Senn, Réduit, 2010, in: [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8696.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8696.php), Zugriff 29. 8. 2013.

2 Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: *Traverse* 3 (2011), 123–141.

3 Dabei handelt es sich um eine Auswahl. Der 1914–1918 beispielsweise ebenfalls befestigte Raum Bellinzona wird in diesem Artikel nicht diskutiert. Siehe dazu: Walter Lüem, Die Befestigungen im Südtessin, in: Max Mittler (Hg.), *Die Geschichte der Schweizerischen Landesbefestigung*, Zürich 1992, 99–106.

4 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer, Jürg Keller, Schlüsselraum West, Bern 2005, 8–17.

5 Eugen Bircher, Erinnerungen eines alten Soldaten. Die Entstehung einer befestigten Gegend, in: *Aargauer Tagblatt*, Nr. 177 (Separat-Druck), 1953, 7.

6 Hans Rudolf Fuhrer, Die Fortifikationen Hauenstein und Murten im Ersten Weltkrieg, in: Max Mittler (Hg.), *Die Geschichte der Schweizerischen Landesbefestigung*, Zürich 1992, 145.

7 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer, *Weltkrieg, Erster. Militärische Lage*, 2012, in: [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8926.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8926.php), Zugriff 15. 2. 2013.

8 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer, *Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung*, Zürich 2003, 286.

9 Eugen Bircher, *Erinnerungen eines alten Soldaten. Die Entstehung einer befestigten Gegend*, in: *Aargauer Tagblatt*, Nr. 177 (Separat-Druck), 1953, 1.

10 Christian Folini, *Schlacht bei Murten*, 2010, in: [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8884.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8884.php), Zugriff 10. 2. 2013.

11 Georg Kreis, *Schlachtjahrenzeiten*, 2011, in: [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24627.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24627.php), Zugriff 10. 2. 2013. Siehe auch ders., *Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie*, Zürich 2008, 259f.

12 Vgl. Paul von Sury, *Grenzbesetzung 1914. Erinnerungen eines Landwehrmannes vom Bataillon 133/IV, Solothurn 1914*, Heinrich Bolli (Geleitwort), *Album der Fortifications de Morat 1914–1916*, Genf 1916.

13 *Infanterie-Regiment Nr. 41* (Hg.), *Grenzbesetzung 1914. Gedichte über die Wacht am Jolimont*, Bern 1914, 8f.

14 Juri Jaquemet, «Wenn durch des Jura's Pforten der Feind in Massen dringt». Die Landesbefestigung gegen Westen im Seeland, Murtenbiet und am angrenzenden Jurasüdfuss 1815–1918 (Master-Arbeit Historisches Institut der Universität Bern), Bern 2008, 95f.

15 Hans Rudolf Fuhrer, Jürg Keller, *Schlüsselraum West*, Bern 2005, 31.

16 Wichtigste Ausnahme: Eugen Bircher, *Erinnerungen eines alten Soldaten. Die Entstehung einer befestigten Gegend*, in: *Aargauer Tagblatt*, Nr. 177 (Separat-Druck), 1953, 1.

17 Günther D. Reiss, *Die Fortifikation Murten 1914–1918. Eine behelfsmässig befestigte Stellung*, in: Volker Schmidtchen (Hg.), *Forschen Erhalten Pflegen Nutzen. Vom Umgang mit Wehrarchitektur*, Schriftenreihe Festungsforschung, Bd. 10. Wesel 1991, 79–98.

18 Hans Rudolf Fuhrer, *Die Fortifikationen Hauenstein und Murten im Ersten Weltkrieg*, in: Max Mittler (Hg.), *Die Geschichte der Schweizerischen Landesbefestigung*, Zürich 1992, 141–154.

19 Vgl.: Hans Rudolf Fuhrer, *Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung*, Zürich 2003.

20 Hans Rudolf Fuhrer, Jürg Keller, *Schlüsselraum West*, Bern 2005.

21 Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport VBS (Hg.), *Militärische Denkmäler in den Kantonen Bern und Freiburg. Inventar der Kampf- und Führungsbauten*, Bern 2006, 10.

22 Walter Glauser, Bernd Oestreich, *Jolimont. Eine Wanderung durch Geschichte und Gegenwart*, Bern 1993, 14f.

23 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer, *Schlüsselraum West. Murten / Jolimont – Von der Fortifikation zur Armeestellung*. Dokumentation zur GSM-Reise Nr. 6, Zürich 1992.

24 Vgl. [www.murtenourismus.ch/de/aktivitaeten/wandern/thematische-wanderungen/historischer-pfad.html](http://www.murtenourismus.ch/de/aktivitaeten/wandern/thematische-wanderungen/historischer-pfad.html), Zugriff 15. 2. 2013.

25 Vgl. Homepage des Vereins: [www.fort-fribe.ch](http://www.fort-fribe.ch), Zugriff 10. 2. 2013.

26 Hans Rudolf Fuhrer, *Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung*. Zürich 2003, 524.

27 Bundesamt für Strassen ASTA (Hg.), *Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS). Historische Verkehrswege im Kanton Solothurn*, Bern 2006, 22f.

28 Hans Rudolf Fuhrer, *Die Fortifikationen Hauenstein und Murten im Ersten Weltkrieg*, in: Max Mittler (Hg.), *Die Geschichte der Schweizerischen Landesbefestigung*, Zürich 1992, 151f.

29 Adolf Merz, *Die Fortifikation Hauenstein 1914–1918*, in: *Oltener Neujahrsblätter*, 1965, 71–75.

30 Adolf Merz, Paul Suter, *Die Fortifikation Hauenstein zur Zeit des 1. Weltkrieges 1914/18*, in: *Baselbieter Heimatblätter*,

Nr. 4, 1983, 382–389.

31 Vgl. Hans Rudolf Fuhrer, Die Fortifikationen Hauenstein und Murten im Ersten Weltkrieg, in: Max Mittler (Hg.), Die Geschichte der Schweizerischen Landesbefestigung, Zürich 1992, 141–154; Hans Rudolf Fuhrer, Die Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg. Bedrohung, Landesverteidigung und Landesbefestigung, Zürich <sup>3</sup>2003.

32 Adolf Merz, Die Fortifikation Hauenstein 1914–1918, in: Oltener Neujaahrsblätter, 1965, 75.

33 Adolf Merz, Paul Suter, Die Fortifikation Hauenstein zur Zeit des 1. Weltkrieges 1914/18, in: Baselbieter Heimatblätter, Nr. 4, 1983, 386.

34 Zitat von der Homepage des Vereins: [www.rost-und-gruenspan.ch/archiv/spitzenflueli\\_intro.html](http://www.rost-und-gruenspan.ch/archiv/spitzenflueli_intro.html), Zugriff 16. 2. 2013.

35 Walter Küng, Grenz wacht in Feld und Schnee. Erinnerungen an den Grenz wachtdienst des Geb. Inf. Bat. 76 auf dem Umbrail 1915, Ragaz 1939, 4.

36 Christian Koller, «Die schweizerische (Grenzbesetzung 1914/18) als Erinnerungsort der (Geistigen Landesverteidigung)», in: Kuprian, Hermann J. W., Überegger, Oswald (Hg.), Der Erste Weltkrieg im Alpenraum: Erfahrung, Deutung, Erinnerung. La Grande Guerra nell'arco alpino: Esperienze e memoria, Innsbruck 2006, 441–462.

37 Vgl. die Zusammenstellung bei David Accola, Hans Rudolf Fuhrer, Stifserjoch-Umbrail 1914–1918. Kampf in Fels, Schnee und Eis nahe der Schweizergrenze, Au 2000, 56.

38 Zu den Kampfhandlungen vgl. die Zusammenstellung bei Accola/Fuhrer, Stifserjoch-Umbrail, 6–29.

39 Siehe hierzu: David Accola, Der militärhistorische Wanderweg Stelvio-Umbrail. Ein Begleiter zu drei Schauplätzen des Ersten Weltkrieges, Flims 2002, 48–51.

40 Otto Frehner, Bat. IV/82 am Umbrail, o. O. 1918.

41 Küng, Grenz wacht in Feld und Schnee.

42 Vgl. dazu den Beitrag von Dominik Sauerländer in diesem Band.

43 Die einzige Ausnahme war eine als Alphütte umgebaute Unterkunft. Accola: Der militärhistorische Wanderweg, 36.

44 [www.denkmalpflege.gr.ch/fileadmin/user\\_upload/Dokumente/\\_B\\_NDNER\\_BAUTENVERZ.pdf](http://www.denkmalpflege.gr.ch/fileadmin/user_upload/Dokumente/_B_NDNER_BAUTENVERZ.pdf), eingesehen am 12. 3. 2013.

45 David Accola, Hans Rudolf Fuhrer, Stifserjoch-Umbrail 1914–1918. Kampf in Fels, Schnee und Eis nahe der Schweizergrenze, Au 2000, und David Accola, Der militärhistorische Wanderweg Stelvio-Umbrail. Ein Begleiter zu drei Schauplätzen des Ersten Weltkrieges, Flims 2002.

46 [www.stelvio-umbrail.ch/index.html](http://www.stelvio-umbrail.ch/index.html), eingesehen am 13. 3. 2013.

## Bildnachweise

---

1 Fotografie: Juri Jaquemet, 2008.

2 Fotografie: David Accola.

3 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_0850.

4 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_0852.

5 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_1545.



# DIGITALER SEISMOGRAF KOLLEKTIVEN GEDENKENS? DIE SCHWEIZ, DER ERSTE WELTKRIEG UND DAS INTERNET

Am 3. Januar 2013, um 0 Uhr 58, erhebt ein anonymen Nutzer oder eine anonyme Nutzerin auf der Diskussionsseite<sup>1</sup> zum Wikipedia-Artikel «Erster Weltkrieg» mit einiger Erregung schwere Vorwürfe gegen die inhaltliche Ausgestaltung des Textes. Die vorgebrachten Einwände würde man aber kaum auf Anhieb mit dem Titel «einseitiger Artikel» in Verbindung bringen, der ihnen vorangestellt wird. Der Nutzer – oder die Nutzerin – hält zunächst fest, dass die «deutsche Wikipedia [...] in erster Linie deutschsprachigen Lesern» diene. «Es gibt mindestens Drei [sic!] Länder mit offizieller [sic!] Landessprache Deutsch. mit [sic!] grosser Enttäuschung muss ich feststellen, dass in diesem riesigen Artikel kein einziger Abschnitt die Situation in der Schweiz würdigt. Eine unfassbare Unterlassung.» Der Nutzer fährt fort mit Ansätzen zu einer Erklärung und einer Einschätzung dieser Unterlassung. «Es scheint, dass offenbar niemand in Deutsch-österreich [sic!, Vermutlich: Deutschland und Österreich] auch nur ansatzweise Interesse [sic!] daran findet, das einzige nicht beteiligte Land in diesem Krieg zu würdigen resp. deren [sic!] Situation zu analysieren. Selbstzentrierte deutsche Nabelschau halt, anstatt aus den abscheulichen Greuelthaten zu lernen und alternative Modelle im Sinne der Friedensforschung wenigstens mit einem Abschnitt zu würdigen[...]»<sup>2</sup>

Die Reaktionen auf diese Vorwürfe erfolgen schnell und in unangeregtem Ton. Nutzer «Otberg» antwortet sechs Minuten später «Siehe *Schweiz im Ersten Weltkrieg*, dort kannst Du mitarbeiten» und verlinkt auf den entsprechend benannten Wikipedia-Eintrag.<sup>3</sup> Am darauffolgenden frühen Morgen (um 6 Uhr 24) reagiert, etwas ausführlicher, aber nicht weniger bestimmt, der Nutzer «Barnos»: «Die Schweizer und die schwedische Neutralität habe ich in

der Artikeleinleitung nunmehr ergänzt, jeweils mit einschlägiger Verlinkung. Zu darauf gerichteten Aspekten der Friedensforschung liesse sich vielleicht im Rezeptionsabschnitt noch etwas beitragen. Zu allgemeiner Schelte besteht aber wenig Anlass:

1. Die Schweiz stand – zum Glück für die Schweizer – nun einmal ausserhalb des hier zu referierenden Geschehens.

2. Was in Wikipedia-Artikeln behandelt wird, hängt von Interessen und Wahrnehmung der Artikelbearbeiter ab. Das ist die durchgängige, für Korrekturen aber bekanntlich offene Normalität.

3. Die deutschsprachige Wikipedia wird auch von Schweizern gleichberechtigt bearbeitet. Man sollte sich also über «deutsche Nabelschau» nicht künstlich erregen wollen, wenn es da und dort im WP-Artikelpark Lücken in der Berücksichtigung von Schweizer Belangen gibt.»<sup>4</sup>

Damit war diese Diskussion abgeschlossen. Im rund 44000 Wörter langen, als «lesenswert» ausgezeichneten<sup>5</sup> Wikipedia-Artikel zum Ersten Weltkrieg<sup>6</sup> kommt das Wort «Schweiz» nun exakt fünf Mal vor: zweimal bei der Erläuterung des Frontverlaufs, zweimal bei der Darstellung der Rückkehr Lenins nach Russland aus dem Schweizer Exil und einmal eben auch – wie von User «Barnos» angekündigt und im Archiv nachvollziehbar<sup>7</sup> – neu in der Einleitung als Land, das neben Spanien und Schweden während des Ersten Weltkriegs neutral geblieben ist.

Diese kleine Episode aus dem Wikipedia-Universum legt recht deutlich dar, dass die schweizerische Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg im Internet sich nicht nur im Schatten des Gedenkens an den Zweiten Weltkrieg, sondern auch im Schatten einer von Deutschland geprägten Geschichtskultur befindet. Das Problem, dass sich in der an Sprachen ausgerichteten Wikipedia nationale Befindlichkeiten nicht dergestalt abbilden lassen, dass sie allen betroffenen beziehungsweise teilnahmewilligen Nutzerinnen und Nutzern der jeweiligen Nationalitäten angemessen erscheinen, ist beileibe nicht nur ein Problem schweizerischer Wikipedia-Nutzenden. Auch in der französischen<sup>8</sup> und erst recht in der englischsprachigen Wikipedia werden solche Dispute ausgetragen.

Diese Episode beleuchtet vielmehr den Umstand, dass es in der öffentlichen Wahrnehmung Europas (wenn man Wikipedia dafür als Massstab heranzieht) keine «Schweiz im Ersten Weltkrieg» gibt. Denn auch in der französischsprachigen<sup>9</sup> und der englischsprachigen<sup>10</sup> Version des Wikipedia-Artikels zum Ersten Weltkrieg ist die Schweiz bestenfalls eine Randnotiz. So erstaunt es kaum, dass nur in der deutschsprachigen Wikipedia ein Artikel zur Geschichte der «Schweiz im Ersten Weltkrieg»<sup>11</sup> zu finden ist. Dieser ist erst im Mai 2012 angelegt<sup>12</sup> und seither kaum weiterentwickelt worden. Dabei vermag dieser Eintrag den Eindruck, die Schweiz sei bei der Betrachtung des

Ersten Weltkriegs bedeutungslos, kaum zu widerlegen. Vielmehr invertiert er diese Wahrnehmung und bestätigt sie gleichsam *ex negativo*. So lauten die ersten drei Sätze dieses Wikipedia-Eintrags: «Die Schweiz wurde im Ersten Weltkrieg – obwohl ab 1915 vollständig von kriegsführenden Nachbarstaaten umgeben – nicht durch eine Invasion in Mitleidenschaft gezogen. Der Erste Weltkrieg wird in der Schweiz auch als Grenzbesetzung 1914–1918 bezeichnet. Die Kriegsjahre stellten Volk und Armee vor schwere innere Probleme.»<sup>13</sup> Die etwas holprig formulierten Sätze legen den Schluss nahe: Es gab keinen «Ersten Weltkrieg in der Schweiz» und folglich – in einem sehr konventionell militärhistorischen Verständnis – auch keine «Schweiz im Ersten Weltkrieg», also keine Schweiz, die am Kriegsgeschehen des Ersten Weltkriegs teilnahm.

### DAS INTERNET ALS SEISMOGRAF KOLLEKTIVEN GEDENKENS

---

Diese erste, oberflächliche Analyse eines passenden Artikels im populären Online-Nachschlagewerk Wikipedia lässt zwar keine abschliessenden Aussagen darüber zu, ob und in welcher Form die geschichtskulturelle Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Schweizer Geschichte im Internet stattfindet. Und Aussagen über die geschichtskulturelle Situation im Internet sind – erst recht so kurz vor einem Gedenkjahr – reichlich gewagt. Sowohl das Informationsangebot wie auch die interessensbasierten Netzwerke können sich in digitalen Netzmedien äusserst schnell verändern.

Als ersten Eindruck wird man jedoch festhalten müssen, dass das Thema «Schweiz im Ersten Weltkrieg» in den digitalen Netzmedien noch wenig Resonanz erzeugt hat. Dieser vorläufige Befund lässt sich nun anhand verschiedener Fragestellungen weiter untersuchen. Im Folgenden interessieren dabei die folgenden Fragen: Ist der Erste Weltkrieg als Thema generell nicht geeignet, um geschichtskulturelle Auseinandersetzungen im Internet hervorzurufen? Oder sind die digitalen Netzmedien für solche Auseinandersetzungen nicht geeignet? Oder handelt es sich doch eher um ein Problem spezifisch schweizerischer Ausprägung?

Das Internet oder präziser: die digitalen Netzmedien<sup>14</sup> zeichnen sich aus durch die Vernetzung von Empfangs- und Sendergeräten, die digitale Daten erstellen, speichern, verarbeiten und übertragen können. Damit kann das Internet als Speicher-, Übertragungs- oder interaktives Kommunikationsmedium eingesetzt werden. Somit kann das Internet, in Aleida Assmanns Terminologie,<sup>15</sup> flexibel sowohl Aufgaben als Speicher- wie auch als Funktionsgedächtnis erfüllen. Es kann die Grundlagen geschichtskultureller Auseinandersetzung mit Sachverhalten der Vergangenheit (in der Form von

Quellen oder von Narrationen) in bisher nie gekannter Menge und Diversität bereithalten und bei Bedarf einer breiten Öffentlichkeit rund um die Uhr zur Verfügung stellen. Walter Benjamin folgend, wonach «das Gedächtnis nicht ein Instrument zur Erkundung der Vergangenheit [...], sondern deren Schauplatz»<sup>16</sup> sei, kann das Internet aber auch selbst zum Ort des kollektiven Gedenkens werden, an dem sich unterschiedliche Interessen und Erinnerungen, Deutungen und Zeugnisse vorstellen und erörtern lassen.

Das Internet kann folglich als Seismograf eines kollektiven Gedenkens verstanden werden, der die Entwicklungen erinnerungskultureller Praktiken einer Gesellschaft dokumentiert. Es kann somit auch zeigen, welche Akteure mit welchen Interessen sich mit dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen und ihm dabei unterschiedliche Bedeutung zuweisen wollen.

Die folgenden Ausführungen behandeln primär Ausprägungen des kollektiven Gedenkens an Vorgänge und Sachverhalte der Vergangenheit. Das kollektive Gedenken wird dabei als soziale Praxis verstanden, bei der die Gemeinschaft Sachverhalte der Vergangenheit behandelt und verhandelt und ihnen dabei eine Identität stiftende Bedeutung zuspricht. Dies vollzieht sich, indem die Gemeinschaft vergangenes menschliches Handeln und Leiden dergestalt ehrt, dass daraus Legitimität für die gegenwärtig geltenden Grundwerte in Gesellschaft und Politik abgeleitet wird. Diese spezifische Fokussierung der Auseinandersetzung mit Vergangenheit, die Jörn Rüsen als politische Dimension der Geschichtskultur bezeichnet hat,<sup>17</sup> soll hier als Teilbereich der Geschichtskultur verstanden werden, wobei dieser Teilbereich auch als *Erinnerungskultur* oder – in einem etwas weiteren Verständnis, das im Gegensatz zum *Gedenken* die Wertelegitimierung nicht ganz so stark gewichtet – als *kollektives Erinnern* bezeichnet werden kann.<sup>18</sup> Das Internet als Medium mit geringer Beteiligungsschwelle ermöglicht einer breiteren Öffentlichkeit, sich an solchen erinnerungskulturellen Praktiken und Diskursen zu beteiligen. Dies gilt in erster Linie für die Verhandlung jener Zeitabschnitte der Vergangenheit, bei der sich kulturelles und kommunikatives Gedächtnis,<sup>19</sup> also offizielle und informell-private Formen der Erinnerungen, überschneiden und die unter dem Begriff «Zeitgeschichte» subsumiert werden.

## KOLLEKTIVES GEDENKEN AN DEN ERSTEN WELTKRIEG IM INTERNET

---

Doch gerade «Zeitgeschichte» als Begriff deutschsprachiger Geschichtskultur weist in vielfältiger Hinsicht eine problematische Verbindung zum Ersten Weltkrieg auf. Denn einerseits ist nach der Definition von Hans Rothfels mit Zeitgeschichte die «Epoche der Mitlebenden» gemeint. Damit prägte Rothfels

eine Bezeichnung, die noch 1953, als er diesen Begriff einführte,<sup>20</sup> durchaus auch Menschen umfasste, die den Ersten Weltkrieg bewusst erlebt hatten – nicht zuletzt Rothfels selbst. Rothfels war, wie Klaus Grosse Kracht darlegt,<sup>21</sup> einer jener nationalkonservativen Historiker, die in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die deutsche Schuldfrage zu klären beziehungsweise zu entkräften versuchten. In seinen Vorstellungen zur Zeitgeschichte setzte Rothfels deren Beginn auf den Kriegseintritt der USA gegen Ende des Ersten Weltkriegs an. Er koppelte damit einen grossen Teil des Kriegsgeschehens, vor allem aber die Vorgeschichte und damit auch die Schuldfrage, von der Behandlung eines Teils der Zeitgeschichte ab.

Unbesehen der Tatsache, dass die «Epoche der Mitlebenden» sich laufend verschiebt, ist der Erste Weltkrieg im deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Diskurs nie als Teil der Zeitgeschichte begriffen worden. Vielmehr werden im deutschsprachigen Raum unter *Zeitgeschichte* die historischen Themenbereiche Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Holocaust, allenfalls der Kalte Krieg und das geteilte Deutschland subsumiert. Diese Themen überlagern im erinnerungskulturellen Diskurs deutscher Sprache die kollektive Erinnerung an den Ersten Weltkrieg.<sup>22</sup> Sie erhalten entsprechend in den digitalen Netzmedien unter dem Schlagwort «Erinnerungskultur 2.0»<sup>23</sup> ausführliche Aufmerksamkeit, die sich auf die Möglichkeiten des Internets zur Interaktion und Partizipation mit und durch interessierte Zeitgenossen und Zeitgenossen ausrichtet.<sup>24</sup>

Dagegen nehmen Diskussionen über und das Gedenken an den Ersten Weltkrieg im deutschsprachigen Internet eine weitaus geringere Bedeutung ein. So finden sich in der einschlägigen, 2008 erschienenen Publikation von Barbara Korte, Sylvia Paletschek und Wolfgang Hochbruck zu Ausprägungen der populären Erinnerungskultur, die sich mit dem Ersten Weltkrieg befassen, keinerlei Hinweise auf die Bedeutung von digitalen Netzmedien. Die darin vorgestellte Erinnerungskultur prägt sich nur in Museen, Ausstellungen, Literatur, Fernsehbeiträgen oder Reisen an die Schlachtorte aus.<sup>25</sup>

Andererseits zeigt gerade ein Blick auf den englischsprachigen Eintrag in Wikipedia zum Ersten Weltkrieg nicht nur, welche Bedeutung die kollektive Erinnerung an diesen Krieg in der angelsächsischen Gesellschaft einnimmt, sondern auch, wie bedeutsam das Internet für die Pflege dieser Erinnerung geworden ist. Der Beitrag umfasst eigene Abschnitte zu «Cultural memory» und zu «Memorials» (Gedenkstätten und Denkmäler).<sup>26</sup> Und über die «Memorials» zum Ersten Weltkrieg<sup>27</sup> gibt es, wie auch über den «Remembrance Day»,<sup>28</sup> ausführliche separate Einträge. Welche Möglichkeiten der Selbstdarstellung, Vernetzung und Selbstorganisation die digitalen Netzmedien für die verschiedenen Gruppierungen bieten, die sich auf unterschiedliche Art und Weise mit dem Ersten Weltkrieg auseinandersetzen möchten,

bringen auch Suchabfragen in Google oder in Facebook zutage. Während im Web sowohl Institutionen wie auch unterschiedlich grosse Gruppierungen sich und ihre Aktivitäten vorstellen, die zwischen Forschung, Gedenken<sup>29</sup> und Reenactment<sup>30</sup> oszillieren, haben sich im Hinblick auf das bevorstehende 100-Jahre-Jubiläum private Initiativen in Facebook etabliert, die auf reges Interesse und grosse Beteiligung stossen. Auf dem Facebook-Profil «The Great War 100»<sup>31</sup> werden zum Beispiel täglich Hinweise auf Web-Inhalte zum Ersten Weltkrieg geteilt und kommentiert. Daran beteiligen sich Dutzende von Personen. Dies erscheint angesichts der Bedeutsamkeit des historischen Ereignisses und der grossen Menge an Personen, die sich dafür interessieren, sowie der grossen Anzahl an Facebook-Nutzerinnen und -Nutzern als recht geringes Interesse. Das Beispiel belegt, dass Facebook noch keine zentrale Bedeutung für das kollektive Gedenken spielt.

Auch in Belgien, Frankreich und den Niederlanden ist das Gedenken an den Ersten Weltkrieg ähnlich bedeutsam wie in den angelsächsischen Nationen. Dies schlägt sich jedoch nicht in gleicher Deutlichkeit im Internet nieder. Auf Facebook findet sich beispielsweise nur ein Profil zu «Première Guerre Mondiale», das zudem weniger Einträge (viele davon in Englisch) und weniger Interaktionen aufweist.<sup>32</sup> Auch die französischen und holländischen<sup>33</sup> Wikipedia-Einträge zum Ersten Weltkrieg sind kürzer und weniger vielfältig als das englische Pendant. Der Schluss liegt nahe, dass selbst in diesen Sprachgemeinschaften, die (wie im Deutschen auch) mehrere Nationen umfassen (Frankreich samt Kolonien und Belgien für Französisch, Niederlande und Belgien für Holländisch/Flämisch), das Internet für das kollektive Gedenken und für die geschichtskulturelle Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg noch keine zentrale Bedeutsamkeit aufweist.

Diese Situation könnte sich im französisch- und holländisch-, aber auch im deutschsprachigen Internet in Kürze ändern. Die Gedenkfeierlichkeiten anlässlich des 100 Jahre zurückliegenden Kriegsbeginns dürften 2014 zu einer grossen Zahl von Internet-Angeboten führen, die der Erinnerung und dem Gedenken an den Ersten Weltkrieg gewidmet werden. Dazu gehört das grosse, europaweit angelegte Projekt «Europeana 14–18»,<sup>34</sup> das von der Universität Oxford angeregt wurde und von der gesamteuropäisch aktiven holländischen Stiftung «Europeana»<sup>35</sup> getragen wird. Darin werden Menschen in ganz Europa aufgefordert, aus ihrem Familienbesitz «Briefe, Postkarten, Fotos und Geschichten»<sup>36</sup> aus dem Ersten Weltkrieg (beziehungsweise Digitalisate davon) zur Verfügung zu stellen. Diese werden dann auf der Website präsentiert und ermöglichen der interessierten Öffentlichkeit, quer durch Europa an den persönlichen und individuellen Beiträgen verschiedener Menschen zur kollektiven Erinnerung an den Ersten Weltkrieg teilzuhaben. Zusätzlich koordiniert die «Europeana»-Stiftung unter dem Titel Europeana Collections

14–18<sup>37</sup> auch die Erstellung einer Website mit relevanten Dokumenten zum Ersten Weltkrieg, die verschiedene europäische Bibliotheken<sup>38</sup> zusammentragen werden. «Europeana» bildet mit diesen Projekten gleichsam exemplarisch die Verbindung von kommunikativem (Europeana 14–18) und kulturellem (Europeana Collections 14–18) Gedächtnis ab. Zu Letzterem wäre (gleichsam als Gegengewicht zu den zahlreichen einschlägigen Einträgen in Wikipedia) auch das Projekt «1914–1918online»<sup>39</sup> zu zählen, bei dem verschiedene wissenschaftliche Institutionen<sup>40</sup> in Europa eine Online-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg aufbauen. Diese Projekte stehen für eine Reihe wissenschaftlich ausgerichteter Internet-Unterfangen, die sich der Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs widmen. Erwähnung verdienen nebst dem thematisch breit angelegten und sehr gut gegliederten Online-Angebot der Bundeszentrale für Politische Bildung<sup>41</sup> auch zwei geschichtswissenschaftliche Projekte: das Themenportal von Clio Online,<sup>42</sup> das bereits 2004 anlässlich des 90. Jahrestags des Kriegsausbruchs entstanden ist, oder das mehrsprachige Blogprojekt «La Grande Guerre»,<sup>43</sup> das die Vorbereitungen auf den 100. Jahrestag durch die Institute der Max Weber Stiftung<sup>44</sup> dokumentiert.

#### DAS INTERNET ALS (NICHT-)ORT DES GEDENKENS AN DIE SCHWEIZ IM ERSTEN WELTKRIEG

---

Im Vergleich zu den dargelegten Internet-Inhalten verschiedener Provenienz entsteht der Eindruck, als ob das Internet keine oder bestenfalls eine geringe Bedeutung für die Erinnerungskultur zur Schweiz im Ersten Weltkrieg aufweise.

Kehren wir kurz zum anfangs vorgestellten Wikipedia-Eintrag zur Schweiz im Ersten Weltkrieg zurück. Dieser Artikel ist erst im Mai 2012<sup>45</sup> angelegt worden. Eröffnet und massgeblich gestaltet wurde der Text von «Pae-bi»,<sup>46</sup> einem Wikipedia-Nutzer, der vor allem Einträge zu Kulturgüter-Listen erstellt.<sup>47</sup> Weder in der englisch-, italienisch- noch französischsprachigen Wikipedia gibt es entsprechende Einträge – was darauf hindeutet, dass vor allem in der Deutschschweiz ein Bedarf an Explizierung und Verhandlung dieser Epoche besteht.

Den grössten Teil des besagten Wikipedia-Beitrags macht die Schilderung der militärischen Mobilisierung und Grenzbesetzung unter dem Titel «Militärische Verteidigung» aus (654 Wörter, 5 Bilder). Die Schilderung der Militärgeschichte nimmt damit gleich viel Platz ein wie die Darstellung der «Kriegswirtschaft» (156 Wörter), der «Innenpolitischen Lage» (364 Wörter, ein Bild, inklusive einer kurzen Darstellung des Landesstreiks) sowie der «humanitären Aktionen» des in Genf ansässigen Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (132 Wörter, ein Bild) zusammen. Die Fokussierung auf militärge-

schichtliche Aspekte ist typisch für viele Wikipedia-Artikel – Maren Lorenz hat in ihrer Kritik der Geschichtsdarstellung in Wikipedia bereits auf die ungleiche Verteilung verschiedener historiografischer Ansätze hingewiesen.<sup>48</sup>

Deutlich wird dies im Vergleich zum entsprechenden Artikel<sup>49</sup> des *Historischen Lexikons der Schweiz*.<sup>50</sup> Darin umfasst der Abschnitt «Innenpolitik» 1002 Wörter, jener über die «Militärische Lage» 1049 Wörter. Ausserdem behandelt der Eintrag auch Aussenpolitik, Wirtschaft, Soziales und Kultur – Themen, die im Wikipedia-Eintrag nicht dargelegt werden. Zwar werden im Beitrag des HLS die Aktivitäten des IKRK nicht behandelt, dafür würdigt er die tiefgreifenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen, die die Weltkriegserfahrungen in der nicht am Kriegsgeschehen beteiligten Schweiz ausgelöst haben («Das Ende einer Welt»).

Doch der Artikel im e-HLS kann kaum als ein Element eines kollektiven Gedenkens bezeichnet werden, der anlässlich des 100. Jahrestags des Kriegsausbruchs die Bedeutung des Ersten Weltkriegs zu aktualisieren sucht. In gleicher Weise sind die anderen Treffer zu klassieren, die aus einer Google-Recherche mit den Suchbegriffen «Schweiz Erster Weltkrieg» resultieren. Nebst den bereits genannten Einträgen bei Wikipedia und dem e-HLS sowie einem elektronischen Dossier des Bundesarchivs<sup>51</sup> sind vor allem Websites von Privaten<sup>52</sup> zu finden, die im Rahmen von Gesamtdarstellungen der Schweizer Geschichte den Zeitabschnitt des Ersten Weltkriegs behandeln, einige davon sind für Schulzwecke erstellte Zusammenfassungen.<sup>53</sup> Zwar sind Qualifikation und Interessen der jeweiligen Autorinnen und Autoren der verschiedenen Online-Dokumente kaum verlässlich einzuschätzen, doch beziehen sich die Darstellungen meist auf einschlägige Publikationen oder sind gar mehr oder weniger stark bearbeitete Abschriften. Zu finden sind auch einzelne online zugängliche Medienberichte, die das Thema aus unterschiedlichen Anlässen behandeln.<sup>54</sup> Schliesslich sind auch wissenschaftliche Institutionen in der Trefferliste vertreten, die sich mit der Schweiz im Ersten Weltkrieg befassen: beispielsweise in universitären Lehrveranstaltungen.<sup>55</sup> Besonderes Interesse weckt das an der Universität Zürich angesiedelte Forschungsprojekt «Schweiz im Ersten Weltkrieg»,<sup>56</sup> an dem sich die Universitäten Bern, Luzern und Genf beteiligen. Anhand des Projektbeschriebs wird klar, dass Teile der Forschungsergebnisse in das (weiter oben vorgestellte) Projekt einer internationalen Online-Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg einfliessen sollen («1914–1918online»<sup>57</sup>). Unklar bleibt jedoch, ob beabsichtigt ist, darüber hinaus Ergebnisse im Internet zu publizieren. Nur indirekt, über einen an der Forschungsstelle zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich aufgefundenen PDF-Prospekt,<sup>58</sup> führt die Google-Suchabfrage zum Verein «Schweiz im Ersten Weltkrieg», der für 2014 eine Wanderausstellung unter dem Titel «14/18 – die Schweiz und der Grosse Krieg» plant.<sup>59</sup> Der Verein selber verfügt über keine

Internet-Präsenz und scheint auch keine Nutzung des Internets für die Sammlung, Erstellung oder Präsentation von Inhalten zu planen.

Eine intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg findet im Internet noch nicht statt. Es entsteht vielmehr der Eindruck, dass die bereits gedruckt vorliegenden Darstellungen einfach im Netz repliziert werden. Ein Blick in die Netzangebote in den Nachbarländern zeigt, dass dies einerseits an der geringen geschichts- und erinnerungskulturellen Bedeutung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz liegt. Der Erste Weltkrieg als geschichtliches Ereignis wird in seiner Bedeutsamkeit für die Gegenwart in der Schweizer Öffentlichkeit kaum diskutiert. Insofern kann das Internet wohl als Seismograf der Erinnerungskultur bezeichnet werden, der in diesem spezifischen Fall eben kaum Ausschläge aufzeichnet. Doch der Vergleich mit der Situation im europäischen Ausland macht auch deutlich, dass die bestehenden erinnerungskulturellen Institutionen (vor allem Museen, Vereinigungen und Bildungseinrichtungen) das Internet bisher als zusätzlichen Kanal nutzen, um die Öffentlichkeit über ihre Arbeit zu informieren und ihre Tätigkeiten im Netz vorzustellen. Neuartige Angebote, wie Facebook-Gruppen oder das Projekt «Europeana 14–18», mit denen interessierte Individuen Erinnerungen kollaborativ zusammentragen und diskutieren können, bestehen erst in Ansätzen. Sie zeigen vor allem ein grosses Potenzial, das sich womöglich über die nächsten Jahre entwickeln könnte, falls die Bedeutung der digitalen Netzmedien als Ort erinnerungskultureller Praktiken zunehmen sollte. Die digitalen Netzmedien könnten aufgrund ihrer medialen Eigenheiten die Chance bieten, dass die kollektive Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg eine breite Öffentlichkeit in ganz Europa einzubinden vermag. Ansätze hierzu sind in den Projekten «Europeana 14–18» und «1914–1918online» zu erkennen. Die digitalen Netzmedien könnten eine transnationale, paneuropäische Form des Erinnerns möglich werden lassen und die bislang noch stark national geprägten Erinnerungskulturen zum Ersten Weltkrieg dauerhaft verbinden und ergänzen. Dann wird möglicherweise auch die Schweizer Geschichte einen Teil dieser Erinnerungskultur darstellen können.

## Anmerkungen

1 Jeder Wikipedia-Artikel verfügt über eine Diskussionsseite, auf der von Interessierten verschiedene Fragen zu Inhalt und Form diskutiert werden, und über eine Versionsgeschichte, in der alle Versionen des entsprechenden Artikels archiviert werden.

2 Anonym: einseitiger Artikel, 3. 1. 2012, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster\\_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger\\_Artikel](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger_Artikel) (15. 7. 2013).

3 «Otberg»: Replik auf «einseitiger Artikel», 3. 1. 2013, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster\\_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger\\_Artikel](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger_Artikel) (15. 7. 2013).

4 «Barnos»: Replik auf «einseitiger Artikel», 3. 1. 2013, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster\\_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger\\_Artikel](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion:Erster_Weltkrieg/Archiv/2013&oldid=119091643#einseitiger_Artikel) (15. 7. 2013).

5 Die Auszeichnungen «lesenswert» und «exzellent» werden durch die interessierten und engagierten Wikipedia-Nutzenden vergeben nach bestimmten Kriterien und in einem offenen Verfahren, vgl. die entsprechenden Informationen, zum Beispiel Wikipedia: Lesenswerte Artikel, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Lesenswerte\\_Artikel](http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Lesenswerte_Artikel) (15. 7. 2013).

6 Die hier aufgeführten Aussagen zum Wikipedia-Artikel über den Ersten Weltkrieg beziehen sich auf: Erster Weltkrieg, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand 10. 7. 2013, 00:51 UTC, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Erster\\_Weltkrieg&oldid=120396615](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Erster_Weltkrieg&oldid=120396615) (15. 7. 2013).

7 Die Überarbeitung vom 3. 1. 2013 ist ausgewiesen unter

[http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Erster\\_Weltkrieg&diff=prev&oldid=112442861](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Erster_Weltkrieg&diff=prev&oldid=112442861) (15. 7. 2013).

8 Vgl. Diskussion um Darstellung Belgiens: Anonym: Belgique, 20. 8. 2010, verfügbar unter [http://fr.wikipedia.org/wiki/Discussion:Première\\_Guerre\\_mondiale#Belgique](http://fr.wikipedia.org/wiki/Discussion:Première_Guerre_mondiale#Belgique) (15. 7. 2013).

9 Zwei Nennungen von «Suisse» in: Première Guerre mondiale, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand 25. 7. 2013, 16:59 UTC, verfügbar unter [http://fr.wikipedia.org/w/index.php?title=Premi%C3%A8re\\_Guerre\\_mondiale&oldid=95273440](http://fr.wikipedia.org/w/index.php?title=Premi%C3%A8re_Guerre_mondiale&oldid=95273440) (26. 7. 2013).

10 Keine Nennung von «Switzerland» oder «Swiss» in: World War I, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand 25. 7. 2013, 22:43 UTC, verfügbar unter: [http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World\\_War\\_I&oldid=565819039](http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World_War_I&oldid=565819039) (26. 7. 2013).

11 «Schweiz im Ersten Weltkrieg», in: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie. Bearbeitungsstand: 21. 5. 2013, 11:08 UTC, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz\\_im\\_Ersten\\_Weltkrieg&oldid=118715890](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz_im_Ersten_Weltkrieg&oldid=118715890) (15. 7. 2013).

12 Vgl. den ersten Eintrag: Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand: 21. 5. 2012, 22:22 UTC, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz\\_im\\_Ersten\\_Weltkrieg&oldid=103504232](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz_im_Ersten_Weltkrieg&oldid=103504232) (15. 7. 2013).

13 Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Wikipedia, Bearbeitungsstand 18. 7. 2013, 09:51 UTC, verfügbar unter [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz\\_im\\_Ersten\\_Weltkrieg&oldid=120656497](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz_im_Ersten_Weltkrieg&oldid=120656497) (26. 7. 2013).

14 Zur Definition von «Internet», «digitalen Netzmедien» und «Web», die in diesem Artikel vereinfachend als Synonyme verwendet werden, siehe auch

Jan Hodel, Verkürzen und Verknüpfen, Bern 2013, 88–106.  
15 Alaida Assmann, Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, 134f.

16 Walter Benjamin, Berliner Chronik (1930–1932), Frankfurt/M. 1988, 40.

17 Jörn Rüsen, Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art über Geschichte nachzudenken, in: Klaus Füssmann, Heinrich Theodor Grütter und Jörn Rüsen (Hg.), Historische Faszination. Geschichtskultur heute, Köln 1994, 3–26, hier 15–17.

18 Diese Definition erfolgt in Abweichung der im geschichtswissenschaftlichen Sprachgebrauch üblichen Verwendung von Erinnerungskultur als Synonym für Geschichtskultur, vgl. Christoph Cornelissen, Was heisst Erinnerungskultur?

Begriff – Methoden – Perspektiven, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 54/10 (2003), 548–563; aber auch: Marko Demantowsky, Geschichtskultur und Erinnerungskultur – zwei Konzeptionen des einen Gegenstandes. Historischer Hintergrund und exemplarischer Vergleich, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 33 (2005), 11–20.

19 Zum Konzept von kulturellem und kommunikativem Gedächtnis vgl. Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992, 48ff.  
20 Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), 1–8.

21 Klaus Grosse Kracht, Kriegsschuldfrage und zeithistorische Forschung in Deutschland. Historiographische Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs, in: Zeitgeschichte Online (2004), verfügbar unter [www.zeitgeschichte-online.de/themen/kriegsschuldfrage-und-zeithistorische-forschung-deutschland](http://www.zeitgeschichte-online.de/themen/kriegsschuldfrage-und-zeithistorische-forschung-deutschland) (26. 7. 2013).

- 22 Dies wird bereits im öffentlichen Diskurs entsprechend thematisiert: Thomas Schmid, Warum Deutschland den Ersten Weltkrieg vergass, in: Welt Online (8. 1. 2013), verfügbar unter [www.welt.de/geschichte/article112528553/Warum-Deutschland-den-Ersten-Weltkrieg-vergass.html](http://www.welt.de/geschichte/article112528553/Warum-Deutschland-den-Ersten-Weltkrieg-vergass.html) (26. 7. 2013).
- 23 Erik Meyer, Erinnerungskultur 2.0? Zur Transformation kommemorativer Kommunikation in digitalen, interaktiven Medien, in: Erik Meyer (Hg.), Erinnerungskultur 2.0. Kommemorative Kommunikation in digitalen Medien, Frankfurt 2009, 175–206.
- 24 Vgl. als typisches Beispiel dafür die Dissertation von Dörte Hein, Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust, Konstanz 2009.
- 25 Barbara Korte, Sylvia Paletschek, Wolfgang Hochbruck (Hg.), Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur, Essen 2008.
- 26 Vgl. World War I, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand 27. 7. 2013 13:40 UTC, verfügbar unter [http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World\\_War\\_I&oldid=566020714](http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World_War_I&oldid=566020714) (26. 7. 2013).
- 27 World War I Memorials, in: Wikipedia, Bearbeitungsstand 7. 7. 2013 00:41 UTC, verfügbar unter [http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World\\_War\\_I\\_memorials&oldid=563178733](http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=World_War_I_memorials&oldid=563178733) (27. 6. 2013).
- 28 Remembrance Day, in: Wikipedia, Bearbeitungsstand 23. 6. 2013 21:49 UTC, verfügbar unter [http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Remembrance\\_Day&oldid=561266559](http://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Remembrance_Day&oldid=561266559) (26. 7. 2013).
- 29 Vgl. als eine von vielen ähnlichen Gruppierungen die [www.westernfrontassociation.com](http://www.westernfrontassociation.com) (26. 7. 2013), die Untergruppen in den USA, Kanada, Australien, Neuseeland, Belgien, Frankreich und Holland hat.
- 30 Zum Beispiel «The Great War Society», verfügbar unter [www.thegreatwarsociety.com](http://www.thegreatwarsociety.com) (26. 7. 2013), oder «The Great War Association», verfügbar unter [http://gwaero.com/Great\\_War\\_Association.html](http://gwaero.com/Great_War_Association.html) (26. 7. 2013).
- 31 Facebook: Great War 100, verfügbar unter [www.facebook.com/GreatWar100](http://www.facebook.com/GreatWar100) (26. 7. 2013).
- 32 Facebook: Première Guerre mondiale, verfügbar unter [www.facebook.com/premiereguerremondiale](http://www.facebook.com/premiereguerremondiale) (26. 7. 2013).
- 33 Erste Wereldoorlog, in: Wikipedia, Bearbeitungsstand 11. 7. 2013 09:05 UTC, verfügbar unter [http://nl.wikipedia.org/w/index.php?title=Eerste\\_Wereldoorlog&oldid=38460028](http://nl.wikipedia.org/w/index.php?title=Eerste_Wereldoorlog&oldid=38460028) (26. 7. 2013).
- 34 Website Europeana 14–18, verfügbar unter <http://europeana1914-1918.eu/de> (26. 7. 2013).
- 35 Who we are, in: Website Europeana, verfügbar unter <http://pro.europeana.eu/web/guest/about> (26. 7. 2013).
- 36 Info in: Website Europeana 14–18, verfügbar unter <http://europeana1914-1918.eu/de/about> (26. 7. 2013).
- 37 Website Europeana collections 14–18, verfügbar unter [www.europeana-collections-1914-1918.eu](http://www.europeana-collections-1914-1918.eu) (26. 7. 2013).
- 38 Partners, in: Website Europeana collections 14–18, verfügbar unter [www.europeana-collections-1914-1918.eu/partners/](http://www.europeana-collections-1914-1918.eu/partners/) (26. 7. 2013).
- 39 Overview, in: Website 1914–1918online, verfügbar unter [www.1914-1918-online.net/project\\_overview/index.html](http://www.1914-1918-online.net/project_overview/index.html) (26. 7. 2013).
- 40 Partners, Overview, in: Website 1914–1918online, verfügbar unter [www.1914-1918-online.net/partners/index.html](http://www.1914-1918-online.net/partners/index.html) (26. 7. 2013).
- 41 Dossier: Der Erste Weltkrieg, in: Website der Bundeszentrale für Politische Bildung, verfügbar unter [www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/ersterweltkrieg/](http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/ersterweltkrieg/) (26. 7. 2013).
- 42 Clio Online: Themenportal Erster Weltkrieg, verfügbar unter [www.erster-weltkrieg.clio-online.de](http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de) (26. 7. 2013).
- 43 Weblog «La Grande Guerre», verfügbar unter <http://grandeguerre.hypotheses.org> (26. 7. 2013).
- 44 Max Weber Stiftung: Erster Weltkrieg, verfügbar unter [www.maxweberstiftung.de/forschung/erster-weltkrieg.html](http://www.maxweberstiftung.de/forschung/erster-weltkrieg.html) (26. 7. 2013).
- 45 Vgl. Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Wikipedia. Bearbeitungsstand 21. 5. 2012, 22:22 UTC. URL: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz\\_im\\_Ersten\\_Weltkrieg&oldid=103504232](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Schweiz_im_Ersten_Weltkrieg&oldid=103504232) (15. 7. 2013).
- 46 Benutzer: Paebi, Bearbeitungsstand 1. 6. 2013 13:12 UTC, verfügbar unter <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=>







ZURICHTUNG  
UND  
VERENGUNG  
IN DER  
GESCHICHTS-  
POLITIK



# MAGISTRALE DEMONSTRATION DER NATIONALEN EINIGKEIT. POLITISCHE REDEN WÄHREND DES ERSTEN WELTKRIEGS

## KRIEGSAHNUNGEN UND KRIEGBANNUNGEN

---

Der Erste Weltkrieg war keine unvorhergesehene Katastrophe, die über die Völker hereinbrach. Vielmehr waren die Verstimmungen seit dem Deutsch-Französischen Krieg schon angelegt, und es war den Zeitgenossen bewusst, dass die Entladung dieser Spannungen eine Frage der Zeit war. Deshalb standen manche Reden vor dem Krieg unter dem Eindruck einer kommenden militärischen Auseinandersetzung. Am 5. Juli 1886 führte Bundesrat Adolf Deucher in seiner Ansprache zur fünften Säkularfeier der Schlacht von Sempach aus:

«Der politische Horizont Europa's ist nicht wolkenlos. [...] Trotz steten Friedenversicherungen kommen wir nie aus der bangen Sorge heraus vor einem neuen Zusammenstoss gewaltiger, kriegsgerüsteter Reiche! Bald da, bald dort wetterleuchtet es und nie sind wir sicher, dass nicht der zündende Strahl in unserer Nähe sich entlade.»<sup>1</sup>

Einen Krieg in Europa mussten die Kleinstaaten als äusserste Bedrohung erfahren, nachdem schon die Vergangenheit die Gefahren illustriert hatte. Als präventiver Schutzgeist bot sich die Idee der rechtlichen Normierung der internationalen Beziehungen an. Bundespräsident Emil Welti eröffnete am 24. August 1880 in Bern im Nationalratssaal den Kongress der internationalen Gesellschaft für Reform und Kodifikation des Völkerrechts. Welti erläuterte: Der Kleinstaat müsse «wünschen, dass in dem Spiel der mannigfachen Kräfte, welche das Leben der Staaten bewegen, das Recht zu seiner ganzen Geltung

komme. So sind Ihre Erfolge auch die unsrigen. Je fester Sie die Herrschaft des Rechts begründen, umso besser ist auch unser Haus geschirmt.»<sup>2</sup>

Es war nicht militärische Macht, es waren ideelle Werte, welche der Schweiz in der Welt ein Ansehen verschaffen sollten. Die damalige Aussenpolitik, die sich an den Werten der Humanität und des Völkerrechts orientierte, fasste der nachmalige Direktor des internationalen Amtes für Geistiges Eigentum, Ernst Röthlisberger, folgendermassen zusammen:

«Schon jetzt ist, wie ein gewiegter Kenner der schweizerischen Geschichte, Numa Droz, sich bezeichnend ausgedrückt hat, die Schweiz mit allgemeiner Zustimmung eine Art geistiger und moralischer Vorort in den internationalen Beziehungen geworden. Und in der That werden und sollen sich die Nationen geradezu an den Gedanken gewöhnen, unser kleines Land als einen sichtbaren Hort ihrer gemeinsamen Güter, als eine Stätte anzusehen, wo die Völkerfamilie einen Einigungspunkt findet; sie sollen wissen, dass uns statt politischer Allianzen allein die Allianz der Freundschaft mit ihnen verbindet, weil wir gewöhnt sind, die Kleinen wie die Grossen auf dem Fusse der Gleichberechtigung zu behandeln. So kann die Schweiz allmählich unentbehrlich werden, sofern sie ihre Mission richtig auffasst.»<sup>3</sup>

Die Schweiz konnte als «Einigungspunkt» einiges vorweisen; sie war Sitz des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), das im Weltkrieg grosse Bedeutung erlangen sollte. Sie war ferner Sitz des Schiedsgerichts im Alabama-Konflikt zwischen Grossbritannien und den USA,<sup>4</sup> und schliesslich entwickelte sich Bern zu einer internationalen Stadt: Der schweizerische Bundessitz beherbergte damals fünf internationale Verwaltungunionen (heute: internationale Organisationen).<sup>5</sup> Insofern konnte die Schweiz berechtigtermassen auf das Völkerrecht hinweisen.

Die schon vor dem Ersten Weltkrieg spürbare deutsch-französische Spannung bedrohte die Willensnation Schweiz unmittelbar, denn dieser Gegensatz konnte sich im Innern abbilden und das Land spalten. Die deutsch-französische Rivalität zeigte sich in den Staatsbesuchen. Nicht zufällig kam nach der ersten Staatsvisite des französischen Präsidenten Armand Fallières 1910<sup>6</sup> im Jahr 1912 auch der deutsche Kaiser in die Schweiz.<sup>7</sup> Als die internationalen Spannungen unmittelbar danach zunahmen, luden 14 Nationalräte auf den 11. Mai 1913 Parlamentarier von Deutschland und Frankreich zu einer Verständigungskonferenz nach Bern ein. Denn die Schweizer Abgeordneten beobachteten «die Entwicklung dieser Rüstungen mit schmerzlichem Interesse, weil unser Land durch zahllose wirtschaftliche und kulturelle Bande mit den beiden Völkern verknüpft ist».<sup>8</sup> Die deutsche Beteiligung an dieser Tagung war mässig, und die verabschiedete Resolution zeitigte keine Wirkung.

Der Bundesrat ordnete am 1. August 1914 die Mobilmachung an und berief auf den 3. August die Bundesversammlung ein. Es sollten ein General gewählt und dem Bundesrat ausserordentliche Vollmachten eingeräumt werden. Der dringliche Bundesbeschluss betreffend Massnahmen zum Schutz des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität vom 3. August erteilte «dem Bundesrate unbeschränkte Vollmacht zur Vornahme aller Massnahmen, die für die Behauptung der Sicherheit, Integrität und Neutralität der Schweiz und zur Wahrung des Kredites und der wirtschaftlichen Interessen des Landes, insbesondere auch zur Sicherung des Lebensunterhaltes, erforderlich werden», und räumte ihm «unbegrenzten Kredit zur Bestreitung der Ausgaben»<sup>9</sup> ein.

### UNEINIGKEIT ERZEUGT EINIGUNGSREDEN UND -AUFRUFE

---

Die Wahl des Generals am 3. August 1914 stand unter einem ungünstigen Stern. Der Bundesrat konnte durchsetzen, dass die Vereinigte Bundesversammlung Ulrich Wille und nicht Theophil Sprecher von Bernegg wählte.<sup>10</sup> Der in Hamburg geborene und «etwas stark mit Deutschland verwandte»<sup>11</sup> Wille galt als den Mittelmächten gegenüber freundlich eingestellt. Die Romandie, die mehr der Entente zuneigte, konnte mit dieser Wahl nicht zufrieden sein, zumal der Bundesrat in den Jahren zwischen 1913 und 1917 mit nur einem Romand einseitig zusammengesetzt war. Der Bundesrat programmierte mit seinem Druck auf die Bundesversammlung einen Konflikt vor.

Die Kriegszeit lässt sich auch an der Sammlung der eidgenössischen Gesetze ab August 1914 ablesen. In der Gesetzessammlung werden normalerweise allgemeinverbindliche Rechtsakte, so beispielsweise Bundesgesetze oder Verordnungen, publiziert.<sup>12</sup> Mit dem August 1914 beginnt der Bundesrat allerdings, nun auch Nichtrechtsakte wie etwa politische Aufrufe darin zu veröffentlichen. Rechtlich gesehen, ist dies der falsche Ort: Ein Aufruf wollte zwar befolgt werden, aber er durfte als solcher gerade keine Verbindlichkeit haben. Offenbar wollte der Bundesrat seine Proklamationen sozusagen unterstreichen und hervorheben, indem er sie auch in einem Organ publizierte, das rechtsverbindlichen Erlassen vorbehalten war.

Der Bundesrat hatte unmittelbar nach Kriegsausbruch am 5. August einen ersten Aufruf an die Bevölkerung gerichtet: «Hinter den Behörden steht das Schweizervolk in bewunderungswürdiger Einigkeit und Geschlossenheit.»<sup>13</sup> Er hatte das entscheidende Thema sofort erkannt. Freilich stellte er damit nicht eine Tatsache fest, sondern äusserte einen Wunsch, der bald vom Schriftsteller Carl Spitteler (1845–1924, Nobelpreis 1919) in seiner berühmten Rede «Unser Schweizer Standpunkt» vom 14. Dezember 1914 unterstützt

werden sollte.<sup>14</sup> Die Spannungen blieben dennoch bestehen und kulminierten in Unruhen und Tumulten.<sup>15</sup> Der Bundesrat begegnete ihnen, nachdem das blosser Ermahnen nichts fruchtete, mit Notverordnungen, welche diese Handlungen bestrafte.<sup>16</sup>

Der Erste Weltkrieg hinterliess die Willensnation in einem Schockzustand, der durch den Landesstreik und die Not ab 1918 auch materiell spürbar erschien. Die bis 1914 nur vorstellbare Gefahr einer Spaltung der Schweiz hatte sich aktualisiert und war mit Händen zu greifen.

Man kann feststellen, dass der Erste Weltkrieg die Einigungsreden und Aufrufe im eigentlichen Sinn in der Schweiz etablierte. Diese waren selbstverständlich im 19. Jahrhundert bekannt, aber erst die Jahre ab 1914 machten sie zu einem Instrument des Überlebenskampfes. Die innere Gefahr wurde nun bei allen gemeinschaftlich-staatlichen Anlässen angesprochen. So waren namentlich die Jahrhundertfeiern des Beitritts der Kantone zur Eidgenossenschaft und die Schlachtenfeiern ein hervorragender Ort, um angesichts historischer Grösse die Einigkeit zu zelebrieren.

Die Gefahr der Spaltung rief nach Feieranlässen, die die Zwietracht bannen sollten. Der 1. August als Feiertag war zwar bereits seit der 6. Säkularfeier von 1891 bekannt, ab 1899 wurden jeweils landesweit die Glocken geläutet. Es war aber der Erste Weltkrieg, der die Gelegenheit bot, diesen feierlichen Sommerabend mit einer vaterländischen Rede zu ergänzen. Das sollte sich ab den 1920er-Jahren verstetigen und ab 1933 zu einer festen Einrichtung führen.

Der Krieg bedeutete wirtschaftlich eine riesige Kraftanstrengung. Einerseits führten die unterbrochenen Handelsbeziehungen zu wirtschaftlicher Not, und andererseits bedurfte der Staat zusätzlicher Finanzmittel: Neue Anleihen genügte nicht, sondern es waren ausserordentliche Steuern nötig. Die Themen Wirtschaft und Finanzen waren schon im 19. Jahrhundert in bundesrätlichen Reden präsent. Allerdings führte die Not des Gemeinwesens und der Bevölkerung im Ersten Weltkrieg zu eigentlichen Finanz- und Wirtschaftsreden. Damit trat ein politisches Thema in den Vordergrund, das seither aktuell geblieben ist.

#### EIDGENÖSSISCHE FESTE: EIDGENÖSSISCHE VERBÄNDE, KANTONSBEITRITTE, SCHLACHTENFEIERN

---

In der Schweiz des 19. Jahrhunderts hatten vaterländische Vereine zuerst das Nationalbewusstsein gefördert.<sup>17</sup> So sind namentlich die Eidgenössischen Schützenfeste (ab 1824), Turnfeste (ab 1832) und Sängerefeste (ab 1843) zu erwähnen.<sup>18</sup> Hinzu traten ferner die Schlachtenfeiern und die Beitrittsfeiern der Kantone zum Bund.

Der Erste Weltkrieg setzte dieser Festkultur der «Eidgenössischen» ein Ende. Mehrere Jahre vor, während und nach dem Krieg fanden weder ein Schützen- noch ein Turn- und auch kein Sängerefest statt. Die Stärkung des Zusammenhalts war gleichwohl Gegenstand von vaterländischen Reden. Die Einigungsreden suchten sich andere Anlässe, und die gab es in reicher Zahl im Rahmen kleinerer Feierlichkeiten. Das waren kantonale Beitritts- und Zugehörigkeitsfeiern zum Bund, Schlachtenfeiern, Versammlungen von gesamtschweizerischen Organisationen oder 1917 die Feier des 500. Geburtstags von Bruder Klaus.

Einen unscheinbaren Auftakt zu äusserst relevanten Themen machte Bundespräsident Hoffmann, als die internationale Krise bereits im Anzug war. Der österreichische Thronfolger war am 28. Juni 1914 ermordet worden. Am 4. Juli sprach Bundespräsident Hoffmann an der Genfer Jahrhundertfeier und ging auf die «Vereinigung der romanischen und germanischen Kultur» im schweizerischen Staatswesen ein. Die Rivalität habe reichen Segen gebracht, aber sie führe auch zu Differenzen. «Jeder umsichtige Staatsmann, jeder aufrichtige Patriot muss bestrebt sein, solchen Erscheinungen entgegenzutreten; er wird in der Versöhnung des romanischen und germanischen Geistes einen ewig sprudelnden Quell kulturellen Fortschritts erblicken und seine Bestrebungen, das Band zwischen Welsch und Deutsch immer enger zu knüpfen, werden reiche Frucht tragen.»<sup>19</sup> Das Thema des «Entgegnetretens» sollte in wenigen Monaten eine ungeahnte Bedeutung erhalten.

Drei Tage später sprachen Bundespräsident Hoffmann und der belgische König anlässlich dessen Besuchs am 7. Juli 1914 in Bern je einen Toast aus. Bundespräsident Hoffmann betonte unter den gemeinsamen Interessen beider Staaten auch die gemeinsame Neutralität. Beide Länder hätten mit ihr wichtige Interessen zu wahren, was sie mit einem freundschaftlichen Band verbinde. Der belgische König wies darauf hin, dass die Schweiz und Belgien Sitz internationaler Organisationen seien und dass beide ihre Kraft in den Dienst der Solidarität der Völker gestellt hätten, welche einem Ideal von noch mehr Gerechtigkeit und Fortschritt zustrebten.<sup>20</sup> Die von den beiden Rednern aufgeworfenen Themen sollten bedeutsam werden: Die internationale Ordnung des damaligen Völkerrechts brach zusammen. Deutschland griff wenige Tage nach Kriegsbeginn Belgien an und verletzte damit die belgische Neutralität. Diese Tatsache löste in der Schweiz einen grossen Schock aus.<sup>21</sup> Das Thema Neutralität erhielt von Seiten der Schweizer Redner höchste Aufmerksamkeit. Bundespräsident Hoffmann hatte in den genannten Ansprachen – ohne das zu beabsichtigen – die Redeinhalte der folgenden Jahre vorgezeichnet.

Im Folgenden sind beispielhaft einige Reden anlässlich von Jubiläen und Versammlungen während des Ersten Weltkriegs hervorzuheben.<sup>22</sup> Vor allem die Bundespräsidenten Motta (1915) und Schulthess (1917) benutzten

ihr Amt zur schweizweiten politischen Rede. Herausragende Orte für eine Rede während des Kriegs war etwa die Jahresfeier der Schlacht bei Murten vom 22. Juni 1915<sup>23</sup> und die Morgartenfeier in Schwyz am 14. November 1915. In Murten erklärte Motta, dass die Hoffnungen aus den Erinnerungen an die Schlacht ströme, «die ein Volk, als die Voraussetzungen seiner Lebenskraft und Lebensdauer, in seine Zukunft hinüberträgt». Er betonte die Leiden der europäischen Völker, aber in der Schweiz gebe es mehrere Werke zugunsten der Opfer des Kriegs. «Ich wünsche, dass sie sich immer weiter ausdehnen mögen. Sie sind unsere unsichtbaren Armeen. Sie weihen und heben unsere Rolle und unsere Mission der Versöhnung in der Welt. Auf dem Gebiete der Menschlichkeit und christlicher Wohltätigkeit begegnen sich die Sympathien aller und verschwinden und mildern sich die Gegensätze.»<sup>24</sup> Motta benützte einerseits den Missionsgedanken und hob andererseits die Rolle des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz hervor. Die bis 1914 im Dornröschenschlaf ruhende Organisation erlangte im Ersten Weltkrieg eine ungeheure Bedeutung. Die Not des Kriegs verwandelte das 20-köpfige Komitee «in eine auf Vereinsstatuten beruhende Organisation, die im Weltraum grosse Schutz- und Hilfsaufgaben zu erfüllen hatte».<sup>25</sup> In der Genfer «Agence internationale des prisonniers de guerre» im Musée Rath arbeiteten 1200 Personen, die den zentralen Such- und Auskunftsdienst betrieben. Dazu kam eine umfangreiche materielle Hilfe für die Kriegsgefangenen.<sup>26</sup> Der Erste Weltkrieg verschaffte dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und der Stadt Genf nicht nur eine grosse Bedeutung, wie bereits ein zeitgenössischer Bericht lobte: «Der Name Genfs tönt weit hinaus in die kriegsdurchzitterten Länder, und von überall her strömt Dankesgefühl zurück in das Land, das vielen einen Tropfen Linderung bringt. Ein wenig Sonne nur, welche die schmerzerfüllte Menschheit wärmt.»<sup>27</sup> Im Krieg hatte sich auch gezeigt, dass das humanitäre Kriegsvölkerrecht den notleidenden Kriegsversehrten Hilfe bieten konnte. Nach dem Krieg sollte das IKRK die Stadt Genf als internationale Stadt empfehlen, was dazu führte, dass der Völkerbund sie als Sitz bestimmte. 1917 erhielt das IKRK den Friedensnobelpreis.

Bundespräsident Motta sah an der Morgartenfeier am 14. November 1915 eine Kundgebung zur «Demut und Sammlung» geboten, da «die Blüte der Jugend fällt, hingemäht als eine blutige Ernte, auf den Feldern Europas».<sup>28</sup> Sodann setzte Motta zu einer romantisierten Nacherzählung der Schlacht an, die in ihrer Bedeutung mit dem Rütlichswur und dem Bundesbrief von 1291 gleich wichtig zu werten sei. Anschliessend kam Motta auf die beiden zentralen Themen zu sprechen: die Neutralität und den Graben zwischen Deutsch und Welsch. «Keine Regierung der Welt zweifelt an der Aufrichtigkeit unserer staatlichen Neutralität.»<sup>29</sup> Frage man einen Schweizer, so «wird die Antwort, welche die Ehre anbefiehlt, die Forschung ergibt oder der gesunde Menschen-

verstand nahelegt, stets nur die eine sein: die Politik der Schweiz ist die Politik der wohlwollenden Neutralität gegenüber allen, aber zugleich der bewaffneten Neutralität gegen alle». <sup>30</sup> Sodann leitete Motta geschickt auf den inneren Zusammenhalt des Landes über, welcher «Ruhe und Zurückhaltung im Urteil» benötige. «Es scheint mir daher nicht im Einklang mit den dauernden und künftigen Interessen der Eidgenossenschaft, wenn ihr Gleichgewicht in auseinandergehenden Sympathien gesucht werden will, welche einander zum Gegengewicht dienen sollen; denn dieses System des Gegengewichtes findet den Grund des eigenen Gleichgewichts nicht in uns, sondern ausser uns. Die Pflicht jedes Schweizers scheint mir darin zu bestehen, nach Massgabe des Möglichen alles zu vermeiden, was verletzend und trennend ist, um vielmehr alles zu pflegen, was Heil- und Bindemittel sein kann.» <sup>31</sup>

Bundesrat Motta kultivierte in seinem Präsidialjahr 1915 die politische Rede; er trat häufig auf, so etwa auch am 1. August 1915. Er sprach ferner an der Jahrhundertfeier der Naturforschenden Gesellschaft oder der Konstituierung der Gesellschaft Pro Ticino. <sup>32</sup> In der Feier zum Jahrhundertjubiläum der Naturforschenden Gesellschaft konzentrierte er die Themen der Zeit, nämlich die Entwicklung der Wissenschaft und wieder den Zusammenhalt der Sprachgemeinschaften («Nein, niemals werden wir bei uns Rassenkämpfe einziehen lassen.» <sup>33</sup>). Er hob speziell das Werk von Henri Dunant hervor, das «der wachsamen Neutralität der Schweiz diesen Charakter des Mitleids und menschlicher Zärtlichkeit gegeben» habe, «den sie brauche». <sup>34</sup>

Die Notwendigkeit, verstärkt politische Reden zu halten, erwies sich auch in den folgenden Jahren. Während sich Bundespräsident Camille Dècoppet 1916 als Redner zurückhielt, war Bundespräsident Edmund Schulthess 1917 ausgesprochen aktiv. Er trat etwa bei der Bruder-Klaus-Feier vom 21. März 1917 in Sachseln, beim offiziellen Tag der ersten Schweizer Mustermesse in Basel am 19. April 1917 oder an der Jubiläumsfeier des Beitritts von Genf zur Eidgenossenschaft am 1. Juni 1917 auf. <sup>35</sup> Das Krisen- und Landesstreikjahr 1918 wurde ohnehin zu einem Jahr der Reden und Aufrufe. <sup>36</sup> In den Jahren 1914–1918 fand das in den grossen «Eidgenössischen» Feiern entwickelte rhetorische Instrumentarium reiche Anwendung.

Bundesrat Motta leistete in seinem Präsidialjahr als politischer Redner Enormes. Er hatte realisiert, dass die Bundesräte als zentrale Instanzen Existenzfragen für die gesamte Schweiz zu beantworten hatten. Aus diesem Grund publizierte er seine Reden nicht nur in Broschüren, sondern auch im *Bundesblatt*, <sup>37</sup> damit sie in jeder Gemeinde nachgelesen werden konnten. Selbstverständlich berichteten auch die Zeitungen von seinen Reden. Er erreichte medial die gesamte schweizerische Öffentlichkeit und setzte Massstäbe, die sich später durchsetzen sollten.

## 1. AUGUST

---

Im Ersten Weltkrieg nahm der begeisternde Redner Giuseppe Motta die Aufgabe der Einigung mit einer neuen Einrichtung in Angriff. Der Chefredaktor der Zeitung *Der Bund*, Ernst Schürch, würdigte den Tessiner Bundesrat: «Motta stand unter der Magie des Wortes. Er glaubte an eine besondere Bedeutung nicht nur des Miteinander-Redens, sondern des Reden-Haltens.»<sup>38</sup> Motta hielt ausserordentlich viele Reden und wandte dafür viel Zeit auf: Er schrieb seine Reden bis ins letzte Detail selbst. Ein bedeutsames Forum für die Stärkung des nationalen Zusammenhalts stand bereit, aber noch fehlte «ein» Redner für den Abend des Glockengeläutes<sup>39</sup> zum 1. August. Motta erkannte das Manko und hielt die erste 1.-August-Rede eines Bundespräsidenten,<sup>40</sup> indem er 1915 an der Bundesfeier – zugleich am Jahrestag der Mobilmachung – in Bellinzona auftrat. Er hielt in dieser – von Spitteler beschriebenen – Situation der nationalen Zerreihsprobe seine 1.-August-Rede. Motta ging zwar auf den Bundesvertrag von 1291 ein; er erwähnte indessen die Unsicherheit um dieses Datum ausdrücklich. Der 1. August war 1915 noch nicht als ein nationaler Feiertag gefestigt. Eine Passage der Rede verdient es, hier hervorgehoben zu werden:

«Doch entspricht die Erhaltung der Schweiz einer europäischen Notwendigkeit; die aus soviel Wundertaten der Tapferkeit geborene älteste Republik der Welt darf nicht für immer untergehen; die Alpenwacht im Herzen Europas kann dem ehrlichen Volk nicht entrissen werden, das sie bisher hielt; das von unseren Vätern bei Sempach, St. Jakob, Murten, Giornico, Neuenegg, am Rotzberg vergossene Blut ist eine ewige Freiheitssaat. Vom Genius Napoleons I. getragen und geschirmt, entsteigt eine neue Schweiz aus den Trümmern der Vergangenheit, eine besser ausgeglichene Schweiz, welche keinen Unterschied mehr machen wird zwischen herrschenden Ständen und Untertanenländern, eine gerechtere Schweiz, welche die Vorrechte der Familien und Klassen abschaffen wird, eine brüderlichere Schweiz, welche in ihrem Schoss drei Sprachen und drei Rassen vereinigen und über die früheren Ideale das neue Ideal von drei Hochkulturen stellen wird, welche sich unter einer demokratischen Staatsform zusammenschliessen, um eine hochherzigere und gesittetere Volksgesellschaft zu verwirklichen.»<sup>41</sup>

Zum einen sprach Motta die Existenzangst der Schweiz an, die nicht in der Kleinheit des Landes, sondern vielmehr in der Geschichte des 19. Jahrhunderts begründet liege. Der 1. August 1915 wollte die Schlachtenfeiern und ihr Freiheitsbekenntnis bezüglich ihres Einigungszwecks beerben. Sodann hob er Napoleon I. hervor. Von dessen «Genius getragen und geschirmt, entsteigt eine neue Schweiz aus den Trümmern der Vergangenheit».<sup>42</sup> Schliesslich be-

tonte Motta die Rolle der drei Sprachkulturen,<sup>43</sup> und dies zu einer Zeit, als die in der Schweiz vorhandenen europäischen Sprachkulturen gegeneinander Krieg führten. Die inhaltliche Anlehnung an die Rede Spittelers ist unverkennbar. Der junge Bundesrat Motta war von der Absicht erfüllt, den Frieden unter den Sprachgemeinschaften zu stärken.<sup>44</sup>

Motta hatte den 1. August als Mittel der Integration genutzt, aber die Rede von 1915 blieb zunächst singulär. Zwar hatte Bundespräsident Décoppet auch 1916 eine 1.-August-Rede gehalten, sie blieb aber in der Wirkung örtlich begrenzt.<sup>45</sup> Die nächste 1.-August-Rede eines Bundesrats hielt wieder Giuseppe Motta, als Bundesrat sprach er an den Feiern in Lugano in den Jahren 1921 und 1923.<sup>46</sup>

### «KRIEGSZEITLICHE» WIRTSCHAFTSREDEN

---

Die Mobilisation hatte für den Bund ausserordentliche Ausgaben zur Folge. Zu diesem Zweck sah der Bundesrat 1915 die Erhebung einer einmaligen und ausserordentlichen Kriegssteuer auf Einkommen und Vermögen vor.<sup>47</sup> Der Bundesrat fühlte sich sicher, dass das Volk dieser Pflicht nachkommen werde. Die Sicherheit, mit der behauptet wurde, dass die Abstimmungsvorlage angenommen werde, stand in diametralem Gegensatz zur Tatsache, dass fünf Mitglieder des Bundesrats in ihren politischen Reden intensiv für die Kriegssteuer warben.<sup>48</sup> An diesen Reden beteiligten sich die Bundesräte Edmund Schulthess, Ludwig Forrer, Camille Décoppet, Felix Calonder<sup>49</sup> sowie Eduard Müller. Motta war als präsidialer Redner allerdings so stark engagiert, dass er sich an den Reden zur Vorlage des Kriegssteuer-Artikels vom 6. Juni 1915 nicht beteiligen konnte. Die Reden wurden nach der erfolgreichen Abstimmung veröffentlicht, denn das Volk hatte der Landesregierung ein «unbedingtes Zutrauen»<sup>50</sup> ausgesprochen. Die Abstimmung war, wie der Herausgeber Ernest Bovet betonte, «notre trésor le plus précieux: l'unité morale»<sup>51</sup> und eine «einmütige patriotische Kundgebung, ein Ausdruck des festen Willens, für die Erhaltung und Schutz des Vaterlandes auch die nötigen finanziellen Opfer zu bringen».<sup>52</sup> Angesichts des Grabens zwischen Deutsch und Welsch und des Stimmenverhältnisses von 445 000 Ja zu etwa 27 000 Nein war dieser Ausgang bemerkenswert und seine Interpretation naheliegend. In der nachträglichen Publikation der Reden zeigte sich die wirkliche Absicht der Bundesräte: Es ging nicht um ein Werben für diese Vorlage, der nur geringer Widerstand erwuchs,<sup>53</sup> sondern angesichts eines absehbaren Erfolges um eine nationale Demonstration der Einigkeit.<sup>54</sup>

Die Reden knüpften an die Ansprache von Carl Spitteler<sup>55</sup> an, indem sie einerseits die Neutralität und andererseits die besondere Berufung der

Schweiz als Friedensbringerin hervorhoben. In sachlicher Hinsicht betonten die Bundesräte Aussagen der Botschaft an das Parlament, etwa die unabweismbare Notwendigkeit dieser Finanzen, die Generationengerechtigkeit, die Neutralität und die letzten militärischen Besetzungen der Jahre 1813/14<sup>56</sup> durch die alliierten Grossmächte. Die Neutralität werde «von keiner Seite verletzt werden»,<sup>57</sup> womit sie Bundespräsident Mottas Furcht wieder aufnahmen.<sup>58</sup>

Als wichtiges Thema erscheinen in diesen Reden die Staatsfinanzen, die Wirtschaft und die Massnahmen des Staates zur Lösung der wirtschaftlichen Probleme. So hiess es: «Für den modernen Staat sind die Finanzen das erwärmende und belebende Blut, das durch den Körper strömt.»<sup>59</sup> Tatsächlich liess sich der zusätzliche Finanzbedarf durch den Krieg gut begründen; auch die Wirtschaft und die Versorgung spielte in den Reden eine zentrale Rolle.<sup>60</sup> Schulthess machte zudem eine Vorhersage, die eintreten würde. Nach Schluss der kriegerischen Wirren werde der Bund zweifellos berufen sein, «noch manche Aufgabe zu übernehmen, von der er sich bisher ferngehalten hat».<sup>61</sup> Tatsächlich war nach dem Krieg der moderne Interventions- und Sozialstaat geboren.<sup>62</sup>

Alle Reden stellten das schweizerische Selbstverständnis dar. Die Schweiz sah sich nach den Reden der Bundesräte vom «Geist der Humanität und der Kultur»<sup>63</sup> beseelt. Sie vertraue auf das Völkerrecht und schöpfe daraus «die stärkste moralische Kraft»,<sup>64</sup> was aber nur dank der Armee möglich sei, weil die Rechtsüberzeugung nicht genüge. Felix Calonder betonte, dass die Schweizer innerstaatlich ohne Vorurteile zusammenlebten, da die Schweiz von «den Vorurteilen der Sprachen und Rassen nichts wissen»<sup>65</sup> wolle. Auch international sei es eine Hauptaufgabe der Schweiz, «die Arbeits- und Kulturgemeinschaft zwischen den verschiedenen Völkern, über die Gegensätze der Sprachen und Rassen hinweg, zum Wohl der Menschheit zu fördern und wir geben den Glauben an diese edle Mission nicht auf, mögen noch so heilige vorübergehende Fehden die Völker entzweien».<sup>66</sup> Den Missionsgedanken nahm er in seiner Rede dann aber wieder zurück und wollte sich nicht einbilden, dass die Schweiz ein Musterstaat sei.

## GESCHICHTSKULTURELLE SPUREN AUS POLITISCHEN REDEN DES ERSTEN WELTKRIEGS

---

Die Amtsträger eines jeden Staates verkündigen dessen Selbstverständnis, das meist in einer Gründungsgeschichte zum Ausdruck kommt.<sup>67</sup> Die Schweiz nahm sich das einfache Leben in den Alpentälern, in denen die Menschen Freiheit, Gerechtigkeit und Naturverbundenheit leben können, als Muster. Dieses bescheidene Leben in Freiheit in einem demokratischen Staat wurde

dem Rest der Welt als Vorbild empfohlen. Insofern wurde die Schweiz als eine Lehrmeisterin verstanden, die in der Welt<sup>68</sup> eine Mission zu erfüllen habe. Gerade als die Schweiz im 19. Jahrhundert seitens der sie umgebenden Monarchien verschiedentlich aussenpolitischem Druck und Drohungen ausgesetzt war, bedienten sich die führenden Politiker und die Bundesräte zur geistigen Abwehr dieses Drucks zivilreligiöser Muster.<sup>69</sup>

Im Ersten Weltkrieg konnte lückenlos an diese zivilreligiösen Metaphern angeschlossen und die Mission der Schweiz in Wort und Tat verbreitet werden. Dabei spielte das humanitäre Kriegsvölkerrecht die entscheidende Rolle. Nach dem Krieg ermöglichten der Beitritt zum Völkerbund und die Stadt Genf als dessen Sitz eine Fortführung dieses Selbstverständnisses. Das Völkerrecht brach allerdings als schützende Ordnung in den 1930er-Jahren erneut zusammen. Nach dem Zweiten Weltkrieg machte es die Nachkriegsordnung der Schweiz nur in beschränktem Mass möglich, die Welt in Demokratie und Völkerrecht zu unterweisen. Als Nichtsiegerstaat des Zweiten Weltkriegs befand sich die Schweiz während langer Jahre in der Isolation, und die entsprechenden Verlautbarungen bezüglich einer schweizerischen Mission waren allein nach innen gerichtet.

Im Ersten Weltkrieg war den Politikern der Schweiz die explosive Mischung der Schweizer Bevölkerung aufgefallen, und sie suchten den allfälligen Hass mittels Aufrufen und Reden zu dämpfen. Später bekam das Nebeneinander verschiedener Kulturen ein eigenes positives Gewicht. Die kulturelle Vielfalt stand als ein Kontrast dem Einheitsstreben der autoritären Ordnungen einer Kultur gegenüber. Im Ersten Weltkrieg betonte man die Notwendigkeit einer innenpolitischen Neutralität. Diese korrespondierte mit der ständigen Neutralität der Schweiz, die ihr 1815 im Wiener Kongress auferlegt worden war. Seit dem Ersten Weltkrieg hatte das Reden von der Neutralität eine grosse Bedeutung erlangt. Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb es dabei, obwohl sie im Rahmen einer Ordnung, die allein von Siegern organisiert worden war, keinen Platz mehr hatte. So ist in den letzten Jahren eine gewisse Verlegenheit über die Neutralität eingetreten, freilich sind die Erfahrungen der beiden Kriege so stark eingeschrieben, dass sie sich weiterhin als Orientierungspunkt anbietet. Was etwa Bundespräsident Chaudet am 1. Januar 1959 sagte, ist typisch und durchzieht alle Reden: «Und schliesslich besitzen wir die Richtlinie der bewaffneten Neutralität, deren Preis nie zu hoch sein kann angesichts dessen, was Sicherheit und Frieden für uns und unsere Nachbarländer wert sind.»<sup>70</sup>

Der Erste Weltkrieg hat die politischen Reden hinsichtlich des Missionsgedankens und der Neutralität dauerhaft geprägt. Der alte Missionsgedanke der Schweiz ist angesichts der Unsicherheit und der Bedrohung zu einer neuen Blüte geführt worden.

Das Thema der Staatsfinanzen und damit der Wirtschaft ist im Ersten Weltkrieg als ein Dauerthema der Reden eingeführt worden. Zugleich ist mit dem Ersten Weltkrieg der Bund als Garant der wirtschaftlichen Prosperität in die Pflicht genommen worden.

Selbstverständlich blieben im Bereich der politischen Reden weitere Entwicklungen der Zukunft vorbehalten. Es ist kaum erstaunlich, dass der Zweite Weltkrieg solche herbeiführte. In dieser Zeit entstand die Tradition der Neujahrsansprache. Aber es sind die Themen des Ersten Weltkriegs, Zusammenhalt, Mission der Schweiz, Wirtschaft, Neutralität, die 1939–1945 aufgenommen und erheblich vertieft worden sind. Sie haben auch die grundlegende Neuorientierung der aussenpolitischen Verhältnisse mit dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 überlebt und sind bis zur Gegenwart im Dienst einer konservativen Politik in Gebrauch.

## Anmerkungen

---

- 1 Festreden der fünften Säcularfeier der Schlacht von Sempach, den 5. 7. 1886, Luzern 1886, 28, hier 31.
- 2 Hans Weber (Hg.), Bundesrat Emil Welti, Aarau 1903, 116f.
- 3 Ernst Röthlisberger, Internationale Beziehungen, in: Paul Seippel (Hg.), Die Schweiz im 19. Jahrhundert, Bd. I. Bern/Lausanne 1899, 543–596, hier 595f.
- 4 Geschäftsbericht 1872, Bundesblatt 1873 II 201ff. (209); Geschäftsbericht 1871, Bundesblatt 1872 II 57ff. (75f.). Der Bundespräsident hatte von den fünf Schiedsrichtern einen zu ernennen. Es handelte sich um Nationalrat Stämpfli. Der Schiedsspruch erfolgte am 14. 9. 1872. Der Bundesrat lud am folgenden Tag die fünf Schiedsrichter und das internationale Corps zu einem Bankett in Interlaken ein, an dem Bundespräsident Welti einen Toast aussprach, Berner Intelligenzblatt vom 14. 9. 1872 Nr. 219, 5.
- 5 Andreas Kley, Verfassungsgeschichte der Neuzeit, 3. Aufl., Bern 2013, 337f.
- 6 In Bern am 15. 8. 1910, DDS 5 Nr. 274 mit den Begrüssungsreden = Bundesblatt 1910 IV 489ff. = Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 24/1910, 609ff. Berichterstattung: Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 24/1910, 431f., sowie über den Besuch in Thonon am Genfersee, NZZ vom 8. 9. 1910, Nr. 248, 3. Abendblatt, 1.
- 7 Bundespräsident Forrer, Rede am Bankett vom 6. 9. 1912 an den deutschen Kaiser Wilhelm II. sowie Rede des Deutschen Kaisers Wilhelm II., Bundesblatt 1912 IV 283ff. = Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 26/1912, 682ff. = DDS 5, Nr. 327; siehe den Bericht in: Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 26/1912, 515ff.
- 8 Einladungsschreiben, Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 27/1913, 541.
- 9 Amtliche Sammlung 1914, 347.
- 10 Bundesblatt 1914 IV 9; zur Schilderung der Wahl Jacob Ruchti, Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1919, Bd. 1, Bern 1928, 22.
- 11 Ruchti, Geschichte, 25.
- 12 So nach damaliger Rechtslage gemäss Art. 33 des Bundesgesetzes über den Geschäftsverkehr [...] sowie über die Form des Erlasses und der Bekanntmachung von Gesetzen und Beschlüssen vom 9. 10. 1902, Amtliche Sammlung n. F. 19 (1904) 386.
- 13 Amtliche Sammlung 1914, 362f.
- 14 NZZ vom 16. 12. 1914, Nr. 1670, 2. Mittagsblatt; NZZ vom 17. 12. 1914, Nr. 1674, 2. Morgenblatt. Siehe zu Spitteler und weiteren Aufrufen von Persönlichkeiten jener Zeit Ruchti, Geschichte, 148ff.
- 15 In Freiburg am 15./16. 3. 1915; am 27. 1. 1916 in Lausanne wegen der Fahne auf dem deutschen Konsulat, vgl. Ruchti, Geschichte, 195ff.
- 16 Verordnung vom 2. 7. 1915 betreffend die Beschimpfung fremder Völker, Staatsoberhäupter oder Regierungen, Amtliche Sammlung 1915, 249, und Verordnung vom 27. 7. 1915 über die Pressekontrolle, Amtliche Sammlung 1915, 273.
- 17 Daniel Frei, Die Förderung des schweizerischen Nationalbewusstseins nach dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft 1798, Diss. Zürich 1964, 220ff.
- 18 Hermann Weilenmann, Eidgenössische Schützenfeste, in: Brockmann-Jerosch H. (Hg.), Schweizer Volksleben, Sitten, Bräuche, Wohnstätten, Band II, Zürich 1933, 136ff.; J. Ammann, Eidgenössische Turnfeste, in: Brockmann-Jerosch (Anm. 27), 138ff.; Robert Thomann, Eidgenössische Sängereisen, in: Brockmann-Jerosch (Anm. 18), 141ff.
- 19 Rede des Herrn Bundespräsidenten Hoffmann an der Genfer Jahrhundertfeier, 4. Juli 1914, Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 28/1914, 729ff., 730.
- 20 Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 28/1914, 700, 701f.
- 21 Ruchti, Geschichte, 102.
- 22 Auf die zahlreichen Reden anlässlich der Landesausstellung 1914 in Bern wird an dieser Stelle nicht eingegangen, z. B. die Rede von Bundespräsident Hoffmann vom 15. Mai 1914 anlässlich der Eröffnung der Landesausstellung, Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft 28/1914, 702ff. (mit zahlreichen weiteren Reden aus Anlass der Ausstellung).
- 23 Rede des Herrn Bundespräsidenten Motta, gehalten anlässlich der Jahresfeier der Schlacht in Murten am 22. Juni 1915, Bundesblatt 1915 II 685ff.
- 24 Rede des Herrn Bundespräsidenten Motta (Anm. 23), 688.
- 25 Hans Haug, Menschlichkeit für alle, Bern/Stuttgart 1991, 54.
- 26 Haug, Menschlichkeit (Anm. 25), 55.
- 27 Ernst Nagel, Die Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkrieg, Band I, Basel 1916, 28ff. über das internationale Komitee vom Roten Kreuz, und 41 (Zitat).
- 28 Morgartenfeier. Rede des Herrn Bundespräsidenten Motta am offiziellen Bankett, 14. November 1915, in Schwyz, Bundesblatt 1915 IV 46ff.
- 29 Morgartenfeier (Anm. 28), 48.
- 30 Morgartenfeier (Anm. 28), 48.
- 31 Morgartenfeier (Anm. 28), 49.
- 32 Siehe Giuseppe Motta, Sieben Reden, Schweizer-Zeitfragen, Heft 48, Zürich 1916.
- 33 Jahrhundertfeier der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Genf (13. September 1915). Rede des

- Herrn Bundespräsidenten Motta, Bundesblatt 1915 III 275ff., 278.
- 34 Jahrhundertfeier der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (Anm. 33), 279.
- 35 Bundesblatt 1917 I 357f. (Bruder Klaus), 1917 II 719ff. (Mustermesse) oder 1917 III 507ff. (Genf).
- 36 Siehe etwa die beiden Auftrufe des Bundesrats vom 7. und 11. November 1918, Amtliche Sammlung 1918, 1135 = Bundesblatt 1918 V 64f.; Amtliche Sammlung 1918, 1165 = Bundesblatt 1918 V 67f.
- 37 Bundesblatt 1915 III 59–66. Bundesrat Motta liess auch sonst etliche seiner sonstigen Reden im Bundesblatt abdrucken, z. B. Bundesblatt 1915 II 685, 1915 III 275, 1915 IV 46, 1920 IV 427, 1920 V 411 usw.
- 38 Ernst Schürch, Um die Würdigung Mottas, in: Schweizer Monatshefte 25 (1945/46), 176–183, 179.
- 39 Kreisschreiben des Bundesrats an sämtliche Kantonsregierungen, betreffend Einführung eines allgemeinen Festgeläutes zur Erinnerung an den 1. August 1291 vom 21. Juli 1899, Bundesblatt 1899 IV 220.
- 40 Andreas Kley, Geschichte als nationale Selbstbehauptung, Die 1.-August-Reden der schweizerischen Bundespräsidenten, Zeitschrift für schweizerisches Recht 2005 I 455ff., 465.
- 41 Bundesblatt 1915 III 59–65 (61).
- 42 Bundesblatt 1915 III 59–65 (61).
- 43 Siehe zur Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landessprache 1938 die Botschaft des Bundesrats über die Anerkennung des Rätoromanischen als Nationalsprache vom 1. Juni 1937, Bundesblatt 1937 II 1ff.
- 44 J. R. von Salis, Giuseppe Motta. Dreissig Jahre eidgenössische Politik, Zürich 1941, 71f.
- 45 1. 8. Rede in Bern, innere Enge, La Revue, Organe du Parti Démocratique et Fédéraliste Vaudois, 2. 8. 1916, Nr. 211, 1.
- 46 Giuseppe Motta, Testimonia Temporum 1911–1931, Discorsi e scritti scelti, Bellinzona 1931, 36ff., 41ff.
- 47 Botschaft des Bundesrats an die Bundesversammlung betreffend Aufnahme eines Art. 42<sup>bis</sup> in die Bundesverfassung vom 12. Februar 1915, Bundesblatt 1915 I 149ff.
- 48 Ernest Bovet (Hg.), Kriegszeit-Reden Schweizerischer Bundesräte, in: Schweizer Zeitfragen, Heft 43, Zürich 1915.
- 49 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), Bundesrat Schulthess am 15. 5. und 2. 6., 9ff. und 51ff.; Bundesrat Forrer am 30. 5., 19ff., Bundesrat Décoppet am 30. 5., 31ff., Bundesrat Calonder am 30. 5., 39ff. Die Rede von Bundesrat Müller blieb ungedruckt.
- 50 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), Vorbemerkung von Verlagsleiter Wilhelm Nauer.
- 51 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), Avant-propos.
- 52 Ruchti, Geschichte, Band II, 325.
- 53 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 16: «Um das Schicksal der Kriegssteuervorlage ist mir nicht bange», ähnl. 47.
- 54 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 36, Décoppet: Der Volksentscheid «doit être l'affirmation de notre unité nationale». Da der Entscheid so herauskam, war auch die nachträgliche Publikation dieser Reden eine Verstärkung dieses Patriotismus.
- 55 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 53f., oder 29 zu Liebe/Hass der Schweizer untereinander.
- 56 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 23f., 51f.
- 57 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 9, auch 41.
- 58 Siehe bei Anm. 29.
- 59 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 13, auch 46.
- 60 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 24ff., auch 56f.
- 61 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 14.
- 62 Andreas Kley, Geschichte des öffentlichen Rechts, Zürich 2011, 122.
- 63 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 54.
- 64 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 42.
- 65 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 46.
- 66 Schweizer Zeitfragen (Anm. 48), 47.
- 67 Peter von Matt, Das Kalb vor der Gotthardpost, Zur Literatur und Politik der Schweiz, 32; Kley, 1.-August-Reden (Anm. 40), 456.
- 68 Zu den Ursprüngen dieser Missionsidee: Von Matt (Anm. 69), 32, beide Zitate; als weitere Quelle dieses Missionsauftrags dient das Matthäusevangelium: Mt. 28, 16–20.
- 69 Eindrückliches Beispiel: die Rede von Alfred Escher am 5. 4. 1850, Bundesblatt 1850 I 245 250f.
- 70 NZZ vom 2. 1. 1959, Nr. 2, Blatt 3.

# POLITIK IN BRONZE UND STEIN. DENKMÄLER FÜR DIE «GEFALLENEN» DES ERSTEN WELTKRIEGS

Entbehrungen brauchen Sinnstiftung. Dieses Bedürfnis zeigte sich bei den Soldaten während und nach der Grenzbesetzung und bei der Zivilbevölkerung wegen vielfältiger sozialer Spannungen, was nach dem Ersten Weltkrieg eine nachträgliche Sinnstiftung verlangte. Die Erfahrungen von sozialer Not, militärischem Zwang und staatlichem Versagen waren für die schweizerische Bevölkerung durchaus ähnlich einschneidend wie für andere europäische Gesellschaften, wobei sich der Krieg hier nicht durch millionenfachen Tod zeigte. Trotzdem entstand auch hier das säkular-staatlich geförderte Bedürfnis, der «Gefallenen» zu gedenken. Nun waren diese nicht im Kampf gefallen, sondern im Militärdienst bei Unfällen oder wegen Krankheit gestorben. Trotzdem wurden auch in der Schweiz Denkmäler für jenen nationalen «politischen Totenkult» errichtet, dem nach Reinhart Koselleck eine dreifache Funktion zukam: Er sicherte über die Konstruktion von Zugehörigkeit die Einheit der Nation, stellte Kontinuität her und diente so der Vermeidung von Konflikten.<sup>1</sup>

Denkmäler werden von Kollektiven errichtet, um eine mit diesem Gedenken hergestellte Gemeinschaft an etwas zu erinnern, also etwas Vergangenes gegenwärtig zu halten und daraus für die Zukunft eine Aussage abzuleiten. In Denkmälern sind damit gleichsam drei zeitliche Ebenen eingeschrieben: die Geschichte in der Form des dargestellten historischen Sachverhalts, die Gegenwart über das aktuelle Erinnern am Denkmal und die Zukunft als Bezugsrahmen für die beabsichtigten Folgen des Gedenkens. Denkmäler als genuine Erscheinungen der Moderne<sup>2</sup> richten also einen Appell an eine unbestimmte Gemeinschaft der Betrachtenden und wollen mit einer Botschaft

verstanden werden. Daraus entstehen beinahe zwangsläufig Spannungen und Konflikte, weil ausgehandelt werden muss, wer als Akteur Denkmäler mit welcher Absicht errichten darf und welche Botschaft damit an die Adressaten gerichtet wird – wobei unklar ist, ob und wie diese Botschaft verstanden wird. Meist weisen Denkmäler einen affirmativen Charakter bezüglich des Staats auf, der auch darin gründet, dass sie nur von jenen Gruppen errichtet werden können, die über vielfältige Formen von Macht in einer Gesellschaft verfügen; über politische Macht, über symbolische Macht, über finanzielle Möglichkeiten und vor allem über Definitions- und Diskursmacht. Diese Machtkonstellationen werden oft in Aushandlungsprozessen, die die Errichtung oder den Umgang mit Denkmälern begleiten, sichtbar. Dies wiederum zeigt, wie stark Denkmäler als symbolische Orte bei ihrer Planung, bei ihrer Errichtung, bei der Einweihung, bei den daran gepflegten Riten, bei Umwidmungen, Versetzungen oder gar Denkmalstürzen stets auch umstritten und umkämpft sind. Exemplarisch belegen lassen sich solche Machtgefüge, aber auch Konfliktlinien gerade bei den hier interessierenden schweizerischen Denkmälern des Ersten Weltkriegs, die in der kriegsverschonten Schweiz für jene 3065 Wehrmänner errichtet wurden, von denen die meisten während der «Grenzbesetzung 1914/18» und dem Ordnungsdienst im November 1918 gegen den sogenannten Landesstreik an der grassierenden Spanischen Grippe verstarben.<sup>3</sup> In Nachahmung der in den Nachbarländern zu Hunderten existierenden Gefallenendenkmäler wurden von verschiedenen lokalen Denkmal-Komitees bereits ab 1919 unter anderem in Bellinzona, Genf, Lausanne, Bulle, Solothurn, Olten, Liestal, Aarau, Schaffhausen, Basel, Frauenfeld, St. Gallen, auf dem Col des Rangiers und auch in der Nähe von Zürich heute meist eher unbekannte Denkmäler errichtet.<sup>4</sup> Diese sind keine Schlachtendenkmäler, schon nur darum – wie Georg Kreis lapidar festhält –, «weil keine [Schlachten] stattgefunden haben»,<sup>5</sup> es sind aber auch keine Friedhöfe, weil sich nie translozierte Gebeine bei den Denkmälern befinden.

Diese Denkmäler sind vielmehr Stein gewordene Beispiele für die in verschiedenen Bereichen feststellbare geschichtskulturelle Verkürzung und Perspektivierung des Ersten Weltkriegs auf eine historische Wertsetzung für die damalige Gegenwart und für zukünftige gesellschaftliche Entwicklungen. Wie stark die Denkmäler beispielsweise zur Herstellung und Absicherung einer patriotischen Gesellschaftsordnung dienten, die unbedingten Opferwillen und unterordnende Pflichterfüllung nicht nur für den militärischen Bereich verlangte, wird exemplarisch deutlich in einem 1953 erschienenen Bildband, der die schweizerischen Soldatendenkmäler der beiden Aktivdienste präsentierte: «Dies Buch will Mittler und Mahner sein. Es will vor allem in unserer Schweizer Jugend jene geistig-seelische Haltung festigen, deren Wesen opferfreudige Selbstlosigkeit und todesverachtende Gewissheit vaterlän-

discher Kultursendung ist.»<sup>6</sup> Dass mit diesen Denkmälern explizit auch die Bereitschaft zur Opferung des eigenen Lebens eingefordert wird, zeigt eine andere Stelle deutlich, an der es heisst: «Ist es nicht der Soldat, der am ehesten genötigt ist, sich auf eine solche Trennung vom Leben innerlich vorzubereiten? Sein Wehrkleid umgibt ihn gleichsam aufs unmissverständlichste mit der Mahnung, auf den Tod bereit zu sein.»<sup>7</sup>

Denkmäler sind Ausdruck des Bedarfs nach Identifikation mit einer imaginierten Gemeinschaft, ja im Denkmal selbst ist diese Imagination eines Kollektivs gleichsam materiell fassbar. Denkmäler haben daher als geradezu klassische Manifestationen von Geschichtskultur auch bereits Forschungsaufmerksamkeit erfahren.<sup>8</sup> Für die Schweiz bestehen wenige, allerdings grundlegende Werke, die nach der Funktion der Denkmäler für den Staat und für politische Akteure, nach den verschiedenartigen Typologien und auch ansatzweise nach Debatten und Konflikten fragen.<sup>9</sup> Trotzdem bestehen erhebliche Forschungslücken, gerade die schweizerischen Denkmäler des Ersten Weltkriegs sind bisher nur selten thematisiert worden.<sup>10</sup>

Nachfolgend soll am Beispiel des 1922 eingeweihten Wehrmännerdenkmals auf der Forch unweit der Stadt Zürich gezeigt werden, welche geschichtskulturellen Funktionen dem Ersten Weltkrieg in der Form von Soldatendenkmälern zugewiesen wurden. Oder anders formuliert: Welche Interessen, welche Inhalte und welche Nutzungen verbanden sich mit dem in Bronze und Stein monumentalisierten «Erinnern» des Ersten Weltkriegs? Dazu wird in einem ersten Schritt die Idee, die Errichtung und die Einweihung des Denkmals auf der Forch thematisiert. Anschliessend wird am Beispiel der nach dem Zweiten Weltkrieg geplanten Erweiterungen das mit dem Denkmal verbundene, bis in die jüngste Vergangenheit unklare Gedenken thematisiert, bevor in einem dritten Schritt die unterschiedlichen geschichtskulturellen Nutzungen dieses Denkmals in der Zwischen-, der Nachkriegszeit und während der Phase des Kalten Kriegs angesprochen werden. Abschliessend sollen Überlegungen dazu folgen, inwieweit es sich bei der Geschichtskultur des Ersten Weltkriegs um eine verschüttete «Erinnerung» handelt und welche Bedeutung dafür den bis heute feststellbaren Nutzungen des Denkmals durch Militär und Politik zukommt.

## MARTIALISCHE SINNSTIFTUNG UND GESCHICHTSKULTURELLE ZURICHTUNG

---

Im Jahr 1920 rief die Unteroffiziersgesellschaft des Kantons Zürich dazu auf, ein Komitee für ein Denkmal in Erinnerung an die während des «Aktivdiensts» verstorbenen Wehrmänner zu bilden.<sup>11</sup> Mitglieder dieses Komitees

unter der Leitung von Ernst Mantel waren neben hochrangigen Militärs auch politische Grössen aus dem Kanton Zürich, so Regierungsrat Rudolf Maurer,<sup>12</sup> Kantonsratspräsident Rudolf Streuli<sup>13</sup> und der Kantonsbaumeister Hermann Fietz. Erfolgreich wurde bei Privaten Geld gesammelt, wobei dies nicht nur finanziell nötig war, sondern das Denkmal auch als durch das Volk geschaffen legitimieren sollte. Bereits in der Planungsphase wurden Unsicherheiten des bezweckten Gedenkens sichtbar; so wurde anlässlich der ersten «Aktionsversammlung» des Komitees das zu errichtende Denkmal als «zu Ehren der im Aktivdienst 1914–1919 verstorbenen Wehrmänner aus dem Kanton Zürich» bezeichnet.<sup>14</sup> Im Verständnis des Komitees hatte der «Aktivdienst» offenbar ein Jahr länger gedauert als der Erste Weltkrieg. Explizit eingebunden ins Gedenken waren damit also auch Wehrmänner, die während der Aufgebote gegen den schweizweiten Generalstreik der Arbeiterbewegung an der Grippe starben. Dies diente dazu, diesem Militäreinsatz im Innern nachträglich einen Sinn zuzusprechen und die Toten als «Kriegsopfer» zu vereinnahmen. Inhaltlich identisch, semantisch jedoch abgesetzt, formulierte die Zürcher Regierung diesen konfliktbeladenen Einbezug der während des Ordnungsdienstes gegen die schweizerische Arbeiterschaft gestorbenen Soldaten im Jahr 1922. So wird berichtet, das Komitee wolle «zur Erinnerung an den Weltkrieg 1914/18 samt seinen Begleiterscheinungen und zum Andenken an die während desselben verstorbenen, zur Sicherheit unserer Landesgrenzen und zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern Militärdienst leistenden zürcherischen Wehrmänner» ein Denkmal errichten.<sup>15</sup> Die Frage darüber, wessen mit dem Denkmal zu gedenken sei, beschäftigte offenbar auch die Bevölkerung. So findet sich in einer Tageszeitung ein Gedicht abgedruckt, das auf die «wackeren Landeskinder, die durch Unfall und Krankheit dem Krieg zum Opfer gefallen sind» hinweist und sofort ergänzt: «Ja gefallen! Sind sie zwar nicht, wie viele, in offener Schlacht verdorben, so sind sie doch pflichtgetreu und still für die Heimat gestorben.»<sup>16</sup>

Um den Standort für das Denkmal bewarben sich mehrere Zürcher Gemeinden. Das Komitee entschied sich nach längeren Evaluationen für die Forch als Passübergang auf dem Höhenzug zwischen dem Greifensee und dem Zürichsee. Das Komitee gelangte sowohl an die Standortgemeinde Küsnacht wie auch an die Forchbahn und an den Wirt des benachbarten Restaurants Krone mit der Bitte um finanzielle Unterstützung «zur Verwirklichung des Projektes». Das benötigte Bauland stellte die Gemeinde Küsnacht gratis zur Verfügung und bewilligte an einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung zusätzlich 9000 Franken an die «Kosten für die Umgebungsarbeiten».<sup>17</sup> Auch die 1912 eröffnete Forchbahn<sup>18</sup> beteiligte sich mit 7000 Franken. In den Diskussionen ihres Verwaltungsrats spielten wirtschaftliche Gründe für eine Beteiligung am Denkmalbau eine grosse Rolle: «Nach längerer Aussprache, in

welcher auch die voraussichtlichen wirtschaftlichen Vorteile, welche die Errichtung des Wehrmännerdenkmals für die FB-[Forchbahn-]Unternehmen mit sich bringen wird, besprochen wurden, wurde der Vorschlag der Dir. Kommission, sich an den Erstellungskosten [...] zu beteiligen angenommen.»<sup>19</sup> Wirtschaftliche Überlegungen gaben wohl auch den Anstoss für die Spende von 1000 Franken durch den Wirt der *Krone*. Sowohl die Forchbahn wie auch der Wirt versprachen sich vom Denkmal eine touristische Aufwertung der Forch als Ausflugsziel und verbanden damit wohl Hoffnungen auf steigende Fahrgast- und Gästezahlen.<sup>20</sup>

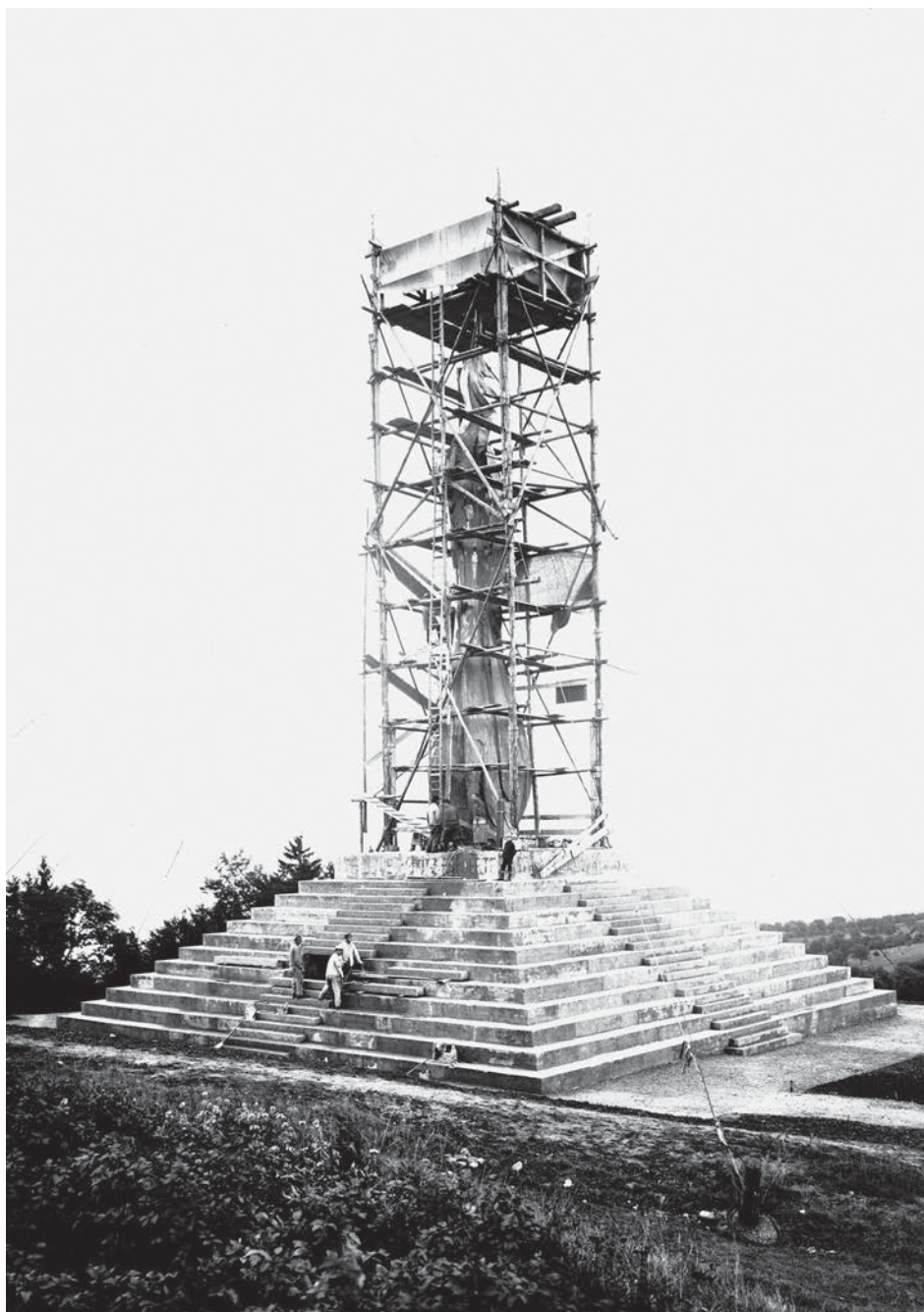
Für die Gestaltung des Denkmals wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem die gute Zugänglichkeit des vorgesehenen Denkmalplatzes auf der Forch hervorgehoben, ein Platz «für vaterländische Veranstaltungen» verlangt wurde und die Baukosten des Denkmals auf 60000 Franken festgelegt wurden.<sup>21</sup> Der Wettbewerb wurde national und zugleich regional beschränkt, indem nur Schweizer Bürger zugelassen waren und auch diese nur, wenn sie seit mindestens fünf Jahren im Kanton Zürich wohnhaft waren. Aus den gesamthaft 95 eingegangenen Projekten gewann schliesslich dasjenige des Architekten Otto Zollinger mit dem Vorschlag einer Flamme als «weit sichtbares Zeichen für die gewaltigen Opfer an Hab und Gut, an Gesundheit, Leben und Existenz, die man zur Rettung des Vaterlandes und zur gegenseitigen Hilfeleistung, hingab in Angst und im Zwange der Not die einen, in patriotischer Begeisterung und in der Extase der Leidenschaft die anderen. [...] Die Flamme ist das Symbol für das harte und heilige Opfer, das wir Männer, aber auch unsere Frauen und unsere Kinder, jedes auf seine Art, gebracht haben.»<sup>22</sup> Das beurteilende Komitee war des Lobes voll für den Vorschlag von Zollinger: «In diesem Entwurf ist die Idee des Denkmals in überzeugend schöner Weise zum Ausdruck gebracht. Die Bergkuppe wird in der Wirkung durch das Mal verstärkt, und es klingt in diesem gleichsam aus. Durch den pyramidenartigen Aufbau mit der hochgehenden Flamme wurde eine charakteristische Gestaltung des Denkmals erfunden, in welcher Monumentalität, Ernst und Würde in lebendig zündender Weise verkörpert sind.»<sup>23</sup> Das Denkmal war allerdings aus künstlerischer Sicht nicht unumstritten, wobei man einerseits ästhetische Details bemängelte, andererseits aber aus heimatschützerischen Kreisen auch grundsätzliche Skepsis formulierte. Interessanter als diese ästhetischen Debatten ist die Grundsatzkritik an einer Heroisierung der verstorbenen Soldaten, die nicht als «gut bürgerlich» empfunden wurde, weil die «Anregung zu sehr vielen Soldatendenkmälern von aussen» in die Schweiz gekommen sei.<sup>24</sup> Diese Aussagen kritisieren also bereits zeitgenössisch das schweizerische «Imitationsbedürfnis» nach dem Ersten Weltkrieg, das in den Worten des Historikers Georg Kreis einen regelrechten «Totenbedarf» ausgelöst habe, den man in Ermangelung von eigentlichen Kriegsgefallenen durch krankheitshal-

ber Verstorbene befriedigte, weil nur so eine Kontinuität zu den alteidgenössischen Heldenkulten des 19. Jahrhunderts hergestellt werden konnte.<sup>25</sup>

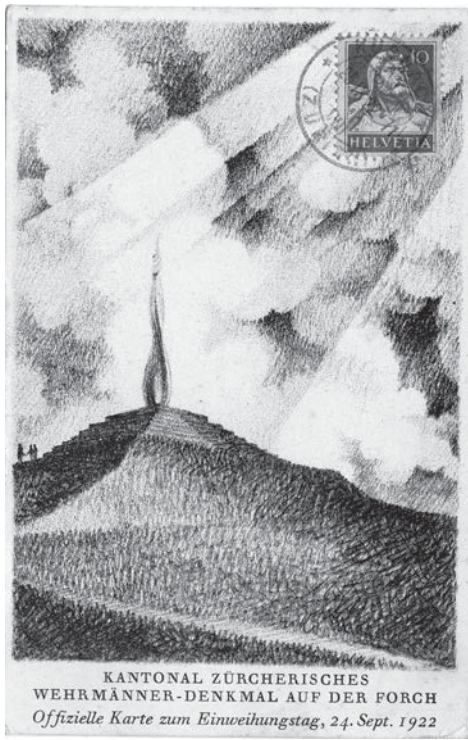
Ungeachtet dieser Kritik wurde im Frühjahr 1922 der Bau der altarartigen Stufenpyramide in Angriff genommen, auf die dann die 18 Meter hohe, kupfervergoldete Metallplastik montiert wurde.<sup>26</sup> Die Baukosten fielen mit 110000 Franken massiv höher aus, als ursprünglich vorgesehen war, noch 1921 ging der Architekt davon aus, dass 63000 Franken genügen würden.<sup>27</sup> Es gelang dem Komitee jedoch, diesen Betrag durch seine Sammlung bei der Zürcher Bevölkerung zusammenzutragen, während der Kanton Zürich sich finanziell nicht beteiligte. Der Sockel des Denkmals trug die Inschrift «Dies Denkmal baute das Zürcher Volk als Sinnbild seiner Opfer, die der Weltkrieg 1914–1918 zu des Vaterlandes Schutz forderte», womit sprachlich die während des Generalstreiks verstorbenen Soldaten zwar einbezogen wurden, dies mit der Datierung aber nicht ganz so offensiv geschah, wie es ursprünglich angedacht worden war.

An der Einweihung am Sonntag, 24. September 1922, nahmen zwischen 30000 und 50000 Personen teil, unter ihnen zahlreiche uniformierte Soldaten im «Ehrenkleid», ein zürcherisches Infanterieregiment mit den 19 Standarten und Fahnen der Zürcher Regimenter und Bataillone sowie die Angehörigen der verstorbenen Soldaten.<sup>28</sup> Die Forchbahn transportierte an diesem Tag 12865 Personen zum Denkmal, was der grössten Frequenz seit Bestehen der Bahn gleichkam und die wirtschaftlichen Überlegungen für die finanzielle Unterstützung des Denkmalbaus bestätigte; so wurden allein an jenem Tag 11832 Franken eingenommen.<sup>29</sup> Die Zürcher Regierung nahm *in corpore* mit Staatsschreiber und Standesweibel an der Einweihung teil und übernahm dabei das Denkmal in die Obhut des Zürcher Volkes und ins Eigentum des Kantons Zürich.<sup>30</sup> Als Ehrengäste anwesend waren General Ulrich Wille, Generalstabschef Emil Sonderegger, ein Oberstkorpskommandant, mehrere Oberstdivisionäre sowie die bürgerlichen Mitglieder des Zürcher Stadtrats.<sup>31</sup> Die vier Sozialdemokraten in der städtischen Regierung hingegen zogen es vor, der mit dem Absingen des Schweizerpsalms, dem Überflug von Armeeflugzeugen und dem Niederlegen eines grossen Ehrenkranzes deutlich militärisch-vaterländisch geprägten Veranstaltung fernzubleiben.<sup>32</sup> Dieser Boykott verweist auf tiefgreifende Unterschiede in der Verarbeitung und Bedeutungszuweisung der Grenzbesetzung und der Erfahrungen der Entbehrungen während des Kriegs durch verschiedene gesellschaftliche Gruppen.

1 — «Die Flamme ist das Symbol für das harte und heilige Opfer». Errichtung und technische Montage des Denkmals (etwa August 1922).



1



2



Zürcher Soldatendenkmal auf der Forch, eingeweiht am 24. September 1922.  
(Schöpfung von Architekt Otto Zöllinger.)

3

Die Einweihungsfeier wurde bewusst als «martialische Kundgebung des wiedererstarkten vaterländischen Bürgertums»<sup>33</sup> inszeniert und dem Denkmal dabei die gewünschte geschichtskulturelle Lesart zugewiesen. Überaus deutlich wird dabei, wie stark der Erste Weltkrieg als Erzählung für zukünftiges Handeln diene und entsprechend zugerichtet wurde. So kam Bundespräsident Robert Haab in seiner Rede konkret auf die Grippetoten zu sprechen: «Auch wenn wir vom Schlimmsten verschont blieben, ging im Herbst 1918 doch ein grosses Sterben durchs Land; die Grippe raffte unzählige Menschen dahin.»<sup>34</sup> Zugleich bedankte er sich bei den Soldaten, die in der «trüben Zeit für unsere Demokratie» gestorben seien, und beklagte mit Besorgnis das schwindende Vertrauen zwischen Volk und Behörden.<sup>35</sup> In der anschließenden Feldpredigt wurde die zukünftig der Armee zuge dachte Funktion und das Hochhalten der Wehrhaftigkeit verdeutlicht und damit dem militärisch geprägten Totenkult Sinn verliehen:

«In der Erfüllung ihrer vaterländischen Wehrmannspflicht sind sie, denen es [das Denkmal] geweiht ist, hingegangen. [...] Lasset uns durch ihr Beispiel den Mut stärken, auch an unserer Stelle und in unseren Aufgaben Stand zu halten; anspornen zu treuer Pflichterfüllung im Dienste von Land und Volk ein jeder an dem Platze, wo er hingestellt ist. Im Bürger- wie im Wehrkleid. [...] Treue Pflichterfüllung hat je und je Opfer gefordert und wird es immer tun. Das lernt und weiss vor allem der Soldat; das muss uns diese Feier mit ihrer Erinnerung an die vergangenen Tage klar zu Bewusstsein bringen. In dem Kampfe, der dadurch entsteht, werden wir nur Stand halten können, wenn wir unsere Pflicht an eine unbedingt bindende, eine göttliche anerkennen, so dass derjenige, der in Treuen ihr zu genügen sucht, des Beistandes göttlicher Kraft sicher sein darf. Diese Gewissheit macht froh und stark und zuversichtlich. Sie führt im Kampf und auch im Leidenskampf zum Standhalten und zum Sieg.»<sup>36</sup>

Die unbedingte Pflichterfüllung und die Bereitschaft zum persönlichen Opfer wurden also nicht nur im Militärdienst oder im für die schweizerische Bevölkerung weitgehend abstrakten Kriegsfall verlangt, sondern ebenso im Zivilleben. So wurde mit dem Wehrmännerdenkmal nicht vor allem vergangenheitsorientiert der Toten gedacht, sondern vielmehr gegenwartsgerichtet die Zürcher Bevölkerung zu zivilem Gehorsam gegenüber den staatlichen und

2 — In der offiziellen Postkarte zur Einweihungsfeier zeigt sich die mit dem Denkmal vorgenommene nachträgliche Sinnstiftung für die Opfer des Ersten Weltkriegs.

3 — An der militärisch-vaterländisch geprägten Einweihungsfeier 1922 wurde das Denkmal und mit ihm der Erste Weltkrieg als Leitlinie für zukünftiges Handeln gedeutet. Postkarte für die Einweihungsfeier 1922.

militärischen Organen und zu bürgerlich-konservativer Anpassung an die – im zeitgenössischen Duktus «vaterländisch» genannte – Mehrheitsgesellschaft aufgerufen. In diesem Sinn erwies sich das Wehrmännerdenkmal auch als Siegerdenkmal des Zürcher Bürgertums gegenüber der Arbeiterbewegung. Dass diese Botschaft durchaus verstanden wurde, zeigt die demonstrative Abwesenheit der sozialdemokratischen Vertreter der Zürcher Stadtregierung.<sup>37</sup>

## UNKLARES GEDENKEN

---

Nach dem Zweiten Weltkrieg sollte das Denkmal erweitert werden und nun auch die im zweiten «Aktivdienst» verstorbenen Soldaten in das Gedenken einbeziehen. Auf Anregung der Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich sollten die Namen aller verstorbenen Zürcher Soldaten auf einer Monumentalmauer beim Denkmal angebracht sowie ein Festplatz errichtet werden.<sup>38</sup> Mehr als ein Detail sind in diesem Zusammenhang die Korrekturen im diesbezüglichen Antrag der Zürcher Regierung an den Kantonsrat, weisen sie doch auf die auch in der Nachkriegszeit noch virulente Unklarheit bezüglich der mit dem Denkmal geehrten Soldaten hin. Hatte es in einer Version der Militärdirektion geheissen, das Denkmal sei für die Soldaten, «die 1914/18 für das Vaterland ihr Leben liessen», wurde diese Stelle von der Baudirektion geändert in: «deren Ableben im Grenzdienst erfolgte».<sup>39</sup> Die Suche nach den Namen und der genauen Anzahl der verstorbenen Soldaten gestaltete sich für die zuständige Militärdirektion äusserst schwierig, weil nicht klar war, wer genau zu den «zürcherischen Wehrmännern» zählte und welche Todesursachen einbezogen werden sollten. Nach einigen Wirrungen eruierte man schliesslich die Zahlen von gegen 371 im «Aktivdienst» des Ersten Weltkriegs und von 709 zwischen 1939 und 1945 verstorbenen Soldaten.<sup>40</sup> Die Suche nach den individuellen Namen und den genauen Zahlen bietet ein aussagekräftiges Beispiel für die global zu beobachtende Tendenz zur «Individualisierung» des Gedenkens – Tote haben nun Anspruch auf die Nennung ihres Namens, sie sollen individuell «erinnert» und für ihren gleichmachenden und freiwilligen «Opfertod» zugunsten der Nation geehrt werden.<sup>41</sup> Nachdem der Regierungsrat die Planungen zusammen mit dem ursprünglichen Architekten weit vorangetrieben hatte – so hatte der ETH-Professor Karl Schmid bereits Entwürfe für den Text auf der «Monumentalwand» formuliert –, stoppte der Kantonsrat das Projekt 1951 allerdings aus Kostengründen.<sup>42</sup> So wurden ausser der Unterschutzstellung der Landschaft um das Denkmal und einiger dringender Renovationen keine Erweiterungen vorgenommen.<sup>43</sup> Erst 1990 wurde das Denkmal renoviert. Dabei wurden im Hohlraum der Flamme zwei Tafeln deponiert, auf denen sich die Namen aller in den beiden Aktivdiensten verstorbenen zürche-

rischen Soldaten befinden – darunter nach wie vor die Toten, die während des Ordnungsdiensts an der Grippe starben.<sup>44</sup>

Die dauernd bestehende Unklarheit bezüglich der mit dem Denkmal zu ehrenden Toten erfährt im bereits erwähnten Bildband von 1953 eine eigentliche argumentative Umkehrung, hier heisst es nämlich: «[...] möchte auch in unserm Lande die Erinnerung an die Toten lebendig erhalten, die ihr Leben im Dienste an ihrer Heimat verloren haben. Und sie verdienen es wohl, dass ihrer gedacht werde, denn gerade darum, weil unser Land vom Krieg verschont geblieben ist, kommt dem Opfer, das von Wenigen dennoch gefordert wurde, eine besondere Bedeutung zu. Hier entscheidet nicht die Zahl, sondern die Tatsache, dass Männer im Wehrkleid gestorben sind, denen es bestimmt gewesen ist, unseren Beitrag an die Leiden einer todbringenden Zeit auf sich zu nehmen.»<sup>45</sup> Diese Unklarheiten über die Sinnhaftigkeit des Gedenkens an die verstorbenen «Wehrmänner» bestand allerdings nicht nur in den 1950er-Jahren. Vielmehr setzen sie sich bis in die Gegenwart fort, wenn es in der Küsnachter Gemeindechronik von 1989 zu den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs und des Landesstreiks heisst: «Die meisten Opfer forderte freilich nicht der Klassenkampf, sondern die Grippe, unter den Küsnachtern ihrer vier, davon ein Wehrmann.»<sup>46</sup> Fast schon trotzig wird dabei die Sinnhaftigkeit des Sterbens während des Aktivdienstes postuliert: «Gewiss hatten wir praktisch keine Opfer durch die direkte Einwirkung eines äusseren Feindes; dennoch waren die zu ehrenden Toten insofern Kriegsoffer, als sie teils an Unfällen starben, denen sie im Zivil nicht ausgesetzt gewesen wären, teils an Krankheiten, die zu Hause kaum tödlich verlaufen wären.»<sup>47</sup>

#### PATRIOTISCH-NATIONALISTISCHE UND PÄDAGOGISCHE VEREINNAHMUNGEN: VIELFÄLTIGE GESCHICHTSKULTURELLE NUTZUNGEN

---

In den Jahren nach der Einweihung entwickelte das Denkmal Anziehungskraft auf Ausflügler aus der Stadt Zürich. Wie stark das Denkmal aber auch durch die bürgerliche Rechte vereinnahmt wurde, die sich in einer «vaterländisch-patriotischen» Tradition sah, lässt sich an verschiedenen Beispielen zeigen. So hat der «Akademische Harst», der 1923 aus der «Schweizerisch-Liberalen Studentenvereinigung Zürich» hervorgegangen war, die Initiative ergriffen, jährlich am 11. November beim Wehrmännerdenkmal auf der Forch einen Kranz niederzulegen.<sup>48</sup> Dabei wurde sowohl auf den Waffenstillstand wie auch auf den Beginn des Generalstreiks Bezug genommen – eine deutliche geschichtskulturelle Setzung. Noch deutlicher war diese Konstruktion von Tradition durch die am Denkmal stattfindende Ehrung der «Nationalen

Front» vom Mai 1934, die zugleich eine Vereinnahmung der dort «erinnerten» Wehrmänner durch die äusserste Rechte darstellte – von allfälligen Protesten dagegen ist nichts bekannt.<sup>49</sup>

Das Denkmal war auch häufig Ort für militärische Feiern wie Beförderungen oder Fahnenweihen, diese häuften sich während des Aktivdiensts des Zweiten Weltkriegs – so war beispielsweise im Sommer 1942 General Henri Guisan anwesend.<sup>50</sup> Am 22. Januar desselben Jahres hatte er hier sogar eine Manöverbesprechung abgehalten. Auch die Unteroffiziersgesellschaft Zürich veranstaltete anlässlich ihres Jubiläums 1939 eine öffentliche Feier und gedachte der «toten Kameraden der Grenzbesetzung».<sup>51</sup> 1964 war das Denkmal Ort der vom Regierungsrat des Kantons Zürich durchgeführten Feierlichkeiten zum Aufgebot zum Grenzdienst 1914 und zum Aktivdienst 1939.<sup>52</sup> Bewusst wurden dabei die aktiven Soldaten in der Form der abkommandierten Kompanien der Zürcher Infanterie-Rekrutenschulen angesprochen, und die Kranzniederlegung markierte die erwartete zukünftige Opferbereitschaft rituell. Durch den Kranz erhielt die Feier am Denkmal den Anschein einer Totenehrung, obwohl auf der Forch keine Toten liegen. Anwesend waren zwar auch ehemalige Soldaten der beiden Aktivdienste, der Fokus lag aber auf den Rekruten, bei denen «der Wille zur Verteidigung unserer selbstgewählten Ordnung und die Bereitschaft, Opfer zu bringen», hervorgerufen werden sollte.<sup>53</sup> Diese geschichtspolitische Inszenierung wurde durch eine Feldpredigt und das Absingen militärischer Lieder abgeschlossen, womit eine rituelle Verbindung zwischen der christlichen Religion und der militärisch-politischen Sphäre geschaffen wurde.

Dass diese Denkmäler zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in durchaus pädagogisch-ideologischer Absicht geschaffen wurden und diese Intention während Jahrzehnten Bestand hatte, zeigt sich an der Häufigkeit der Nennung der Denkmäler in Heimatkunden für den Unterricht in der Volksschule. Ein Beispiel dafür ist ein Text aus einem Lesebuch für Heimatkunde von 1936, in dem es heisst: «Auf der Forch thront das Zürcher Wehrmännerdenkmal, das sich einen herrlichen Platz ausgesucht hat. Seine hohe Flamme will allen Zürchern, nah und fern, die glühende Begeisterung und Aufopferungsbereitschaft in Erinnerung rufen, die unsere engere Heimat beseelte, als

4 — Das Forchdenkmal erwies sich ab den 1950er-Jahren als beliebter Ausflugsort, gerade auch für Schulklassen.

5 — Durch die Offenheit und gleichzeitige Stabilität ermöglichte das Denkmal bis Ende der 1970er-Jahre konservativ-patriotische Inszenierungen: 1.-August-Feier 1973 der «Republikanischen Bewegung» und der «Nationalen Aktion gegen die Überfremdung» mit Rede von James Schwarzenbach.



4



5

es galt, im Weltkrieg das Vaterland von äussern und innern Feinden zu schützen.»<sup>54</sup> Ein Beispiel ist aber auch die von Theo Schaad im Auftrag der Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich 1949 veröffentlichte *Heimatkunde des Kantons Zürich*. Darin wird das Wehrmännerdenkmal zusammen mit einer Abbildung, die sich zum kolorierenden «Ausmalen» für die Schülerinnen und Schüler eignet, dargestellt.<sup>55</sup>

In den 1950er-Jahren war das Forchdenkmal auch ein beliebtes Ziel von Schulreisen zürcherischer Schulklassen.<sup>56</sup> Nicht zu eruieren ist, ab wann bei der Zürcher Bevölkerung für das Denkmal die despektierliche Bezeichnung «gefrorener Furz» kursierte, sie ist jedenfalls bis heute im «Volksmund» als inoffizieller Name für die stilisierte Opferflamme gebräuchlich.<sup>57</sup> Zwar gab es stets Kritik an der Formensprache des Denkmals, so wurde aus heimatschützerischen Kreisen 1941 ihre «völlige Massstabslosigkeit und Beziehungslosigkeit» heftig kritisiert, die als «kunstgewerbliche Veranstaltung» Gefahr laufe, zur «peinlichen Kuriosität» zu werden.<sup>58</sup> Für den Schriftsteller Adolf Muschg, der häufig auf der Forch weilte und hier auch schrieb, war sie hingegen die «gelungenste expressionistische Monumentalplastik aller Zeiten».<sup>59</sup> Der Gehalt und die Berechtigung des dort inszenierten Gedenkens nährte allerdings über Jahrzehnte politische Auseinandersetzungen.

So nutzte James Schwarzenbach das Forchdenkmal 1973 für eine nationalistische 1.-August-Feier, die von der «Republikanischen Bewegung» gemeinsam mit der «Nationalen Aktion gegen die Überfremdung» organisiert wurde.<sup>60</sup> Aufgerufen wurde zur «Wachsamkeit und zur Mobilisierung aller Abwehrkräfte gegen die Selbstzerstörung der Schweiz».<sup>61</sup> Den rund 3000 Teilnehmenden<sup>62</sup> bot sich mit dem Wehrmännerdenkmal ein idealer Ort für eine konservativ-patriotische Veranstaltung: «Martialisches Kriegerdenkmal, fernab vom «Chaos der städtischen Ballungszentren», inmitten von «herrlichen Wanderwegen», kurz: «Wo die Schweiz noch Schweiz ist», wie es in einem Zeitungskommentar etwas spöttisch heisst.<sup>63</sup> Nach Marschmusik und einer kurzen Ansprache von Valentin Oehen, dem Zentralpräsidenten der «Nationalen Aktion», wurde der Bundesbrief feierlich verlesen. Danach sprach James Schwarzenbach, der in seiner Rede rhetorisch geschickt den Einsatz der Armee im Ersten Weltkrieg mit dem Zweiten Weltkrieg verknüpfte und daraus ableitete, der Schutz der «Zukunft der Schweiz» sei nun Aufgabe der Zuhörenden:

«Mitbürger und Mitbürgerinnen! Wir feiern heute den 1. August und wir stehen auf der Forch vor dem Wehrmännerdenkmal. Die Flamme, die steil zum Himmel steigt, gilt der Heimat. Sie gilt den Soldaten, die während der Grenzbesetzung 1914 bis 1918 ihr Leben geopfert haben. Zwischen heute und gestern liegt der Aktivdienst 1939–1945. Auch den zahllosen Opfern, die unser ganzes Volk und Armee, in diesen kritischen Jahren zur Erhaltung unseres

Vaterlandes gebracht haben, ist diese Flamme Symbol. Und auch wir, Männer und Frauen, der heutigen Nachkriegszeit müssen Opfer bringen, wenn es um die Erhaltung unserer Eidgenossenschaft geht. [...] Nicht zufällig stehen wir vor dem Wehrmännerdenkmal. Vor der Opferflamme, die steil zum Himmel ragt. Sinnbild schweizerischer Treue zur Heimat. An der Gedenkstätte für die Wehrmänner, die in der Grenzbesetzung 1914 bis 1918 gestorben sind. Wir kennen ihre Namen nicht. Sie sind in den Herzen der Familien eingegraben, denen sie Vater, Gatte und Sohn waren. Kein Zeichen ist widersprüchlicher zu unserer egoistischen Zeit. Kein Zeichen aber, liebe Landleute, ist schweizerischer, eidgenössischer. Freiheit wird nur dort erhalten, wo für sie gekämpft wird. Wo wahre Freiheit ist, da brennt immer die Opferflamme.»<sup>64</sup>

Abgeschlossen wurde die Feier durch das gemeinsame Singen der Landeshymne. Wie bei zahlreichen Auftritten Schwarzenbachs kam es auch hier zu tumultartigen Szenen rund um die Feier, die auf Flugblättern als «Faschistentreffen» titulierte wurde. So wurde das Denkmal in der Nacht zuvor mit Hakenkreuzen verschmiert, die eilig weggeputzt werden mussten, und an der Feier zeigten sich Gegendemonstranten mit einem Transparent «Wir brauchen Schwarzenbach nicht», was zu Handgreiflichkeiten führte, die von einem Polizeiaufgebot gestoppt wurden.<sup>65</sup> Interessant ist der Umstand, dass Schwarzenbach das Forchdenkmal in eine Reihe stellte mit den Schlachtorten der nationalen Unabhängigkeit, an denen er zwischen 1970 und 1974 seine 1.-August-Reden hielt: Sempach, Murten, Stoss bei St. Gallen, Grauholz bei Bern. Diese republikanischen Veranstaltungen waren generalstabsmässig geplant, gezielt beworben und erregten jeweils grosse Aufmerksamkeit. Schwarzenbach nutzte also das Zürcher Wehrmännerdenkmal ganz gezielt für seine «Weihestunde der nationalen Orthodoxie»<sup>66</sup> – dabei durchaus politische Traditionen und Positionen neu belebend, die bei der Errichtung 1922 virulent gewesen waren.

Auch in dieser Hinsicht trat Christoph Blocher als damaliger Kantonalpräsident der Zürcher SVP ab den 1970er-Jahren in die Fussstapfen von Schwarzenbach und dessen frontistischen Vorläufern.<sup>67</sup> Das Forchdenkmal spielte für die Zürcher SVP eine wichtige Rolle; es ist gleichsam der Ort, an dem der Aufstieg der «neuen SVP» unter der Leitung von Christoph Blocher begann. Im Hinblick auf die Nationalratswahlen 1979 organisierte Blocher einen Festumzug zum Denkmal auf der Forch, in dem Reitergruppen die eigens für den Umzug geschaffenen Wappen aller Zürcher Bezirke präsentierten.<sup>68</sup> Vor über 2000 Zuhörenden referierte Blocher und präsentierte ein Narrativ der Parteigeschichte, in der sich Bauern und gewerblicher Mittelstand zusammengeschlossen hätten. So wurde in den 1970er-Jahren die gewerblich-bäuer-

liche Mittelstandsideologie neu konstruiert, indem Bezug auch auf den Ersten Weltkrieg genommen wurde, der den Mittelstand in Bedrängnis gebracht habe.<sup>69</sup> Das Denkmal selber ermöglichte es Blocher, gegen «sozialistische Verstaatlichung» martialisch Stellung zu beziehen. Insofern funktionierte die vaterländisch-patriotische Setzung des Denkmals auch noch im September 1979, ganze 57 Jahre nach der Denkmaleinweihung. Neu wurde der Diskurs gegen links allerdings verknüpft mit einem Kampf gegenüber «ungehemmtem Laissez-faire des Liberalismus», mit dem die freisinnige Hegemonie frontal angegriffen wurde.<sup>70</sup>

Bis heute findet jährlich die offizielle Feier zum Nationalfeiertag der Gemeinde Küssnacht beim Denkmal statt, zudem wird das Denkmal «wegen seines Symbolgehaltes» regelmässig auch für Fahnenrückgaben von militärischen Einheiten genutzt.<sup>71</sup>

## STABILITÄT UND OFFENHEIT

---

In der Zwischenkriegszeit und im Zweiten Weltkrieg waren die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg lebendig. Ihre geschichtspolitische Funktionalisierung war deshalb vielversprechend. So gelang es dem Bürgertum und dem Militär erfolgreich, das Gedenken an den Sieg über die streikende schweizerische Arbeiterschaft mit dem Ersten Weltkrieg zu amalgamieren und im Rahmen eines Klassenkampfes von oben zu einer patriotischen Pflicht zu machen. Eine in dieser Weise «vaterländisch» ausgerichtete Gesellschaftsordnung verlangte von der Schweizer Bevölkerung eine unbedingte Opferbereitschaft und Pflichterfüllung, die sich nicht allein auf den militärischen Bereich bezog, sondern gerade als (unter-)ordnendes Prinzip die Gesellschaft durchzog. In diesem Sinn verstanden sich die geschichtskulturellen Manifestationen des Ersten Weltkriegs in der Schweiz als paternalistisch-pädagogisches Lehrprojekt zur Formung der Schweizerinnen und Schweizer. Deutlich zeigen sich diese innenpolitischen Motivlagen am Wehrmännerdenkmal als Machtsymbol des erstarkten Bürgertums, das auch als Schuldzuweisung für die Grippetoten an die politische Linke verstanden wurde und durchaus polarisieren sollte. Diese geschichtskulturelle Okkupation der Deutungsmacht der «Erinnerung» an den Ersten Weltkrieg verweist auf den Parteiencharakter von Denkmälern, die oft von den «Siegern» errichtet sind und als Manifestationen geschichtspolitische Deutungen fixieren. Damit kommt den Denkmälern des Ersten Weltkriegs in der Schweiz eine geradezu klassische Funktion zu: Sie dienen der Bekräftigung der eigenen Ordnung und der eigenen Gemeinschaft, indem sie «langfristig stabile Deutungskontexte» anbieten.<sup>72</sup> Denkmäler ermöglichen als stabile Orte und imposante Monumente, diese Sinnggebung stets zu erneu-

ern und für die jeweiligen Gegenwart zu aktualisieren. Damit dienten die Denkmäler für die «Gefallenen» dem stark militärisch geprägten schweizerischen Selbstverständnis und stellten Konstanz gerade durch an ihnen begangene performative Praktiken her. Dass solche bis gegen Ende der 1970er-Jahre in gezielter Bezugnahme stattfanden, zeigt die hohe Anschlussfähigkeit der geschichtskulturellen Versatzstücke solcher Denkmäler. Denkmäler waren und sind also politische Setzungen in Bronze und Stein, die eine hohe Flexibilität aufweisen.

Inwieweit diese Sinngebungen heute noch präsent und virulent sind, ist eine offene Frage – allzu vehementen Stimmen gegen die Aktualität der in den Denkmälern des Ersten Weltkriegs materialisierten Bedeutungszuschreibungen sei allerdings in Erinnerung gerufen, dass bisher weder eine Distanzierung von vergangenen Sinnzuschreibungen stattgefunden hat noch bei und an den Denkmälern Umdeutungen oder Erweiterungen stattfinden. Dass sich verschiedene gesellschaftliche Gruppen wie Militär, Parteien, nationalistische Bewegungen, populistische Politiker, Schulen, aber auch Gemeinden dieser bedienen, verweist auf die sprichwörtliche Stabilität dieser Geschichtskultur des Ersten Weltkriegs in Bronze und Stein. Insofern sind ihre Deutungen demnach auch gegenwärtig präsent und vielleicht gerade durch ihre Offenheit anschlussfähig für zukünftige politische Verwendungen.

## Anmerkungen

1 Reinhart Koselleck, Einleitung, in: ders., Michael Jeismann (Hg.), *Der politische Totenkult: Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994, 9–20. Vgl. dazu auch Georg Kreis, *Gefallenendenkmäler im kriegsverschonten Land. Zum politischen Totenkult in der Schweiz*, in: ders. (Hg.), *Vorgeschichten zur Gegenwart: Ausgewählte Aufsätze*, Band 1, Basel 2003, 99–106.

2 Manfred Hettling, *Nationale Weichenstellungen und Individualisierung der Erinnerung, Politischer Totenkult im Vergleich*, in: ders., Jörg Echternkamp (Hg.), *Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung*, München 2013, 11–42.

3 Die Zahlen bei Georg Kreis, *Pro patria mori. Zum republikanischen Totenkult seit dem 18. Jahrhundert – oder: Alle müssen offenbar Winkelried sein*, in: Manfred Hettling, Jörg Echternkamp (Hg.), *Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung*, München 2013, 395–412, hier 405f. Von den 3065 Toten starben 244 durch Unfälle und 1876 durch die Grippeepidemie, 945 dürften auf Suizide entfallen.

4 Die vollständigste Zusammenstellung aller Denkmäler des Ersten Weltkriegs in der Schweiz findet sich bei Georg Kreis, *Zeitzeichen für die Ewigkeit. 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie*, Zürich 2008, 280–290.

5 Kreis, *Pro patria mori*, 407.

6 Ernst Leu (Hg.), *Soldatendenkmäler – Monuments commémoratifs militaires – Monumenti commemorativi militari 1914–1918, 1939–1945*, Belp 1953, 7.

7 Ebd., 10.

8 Dieses Interesse stammt im Wesentlichen aus vier Disziplinen: der Geschichtswissenschaft, der Kunstgeschichte, der Volkskunde/Kulturwissenschaft und der Geschichtsdidaktik.

Vgl. dazu grundlegend Reinhart Koselleck, Michael Jeismann (Hg.), *Der politische Totenkult: Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive: Wolfgang Brückner, *Zugänge zum Denkmalwesen des 19. Jahrhunderts. Kollektive Trägerschaften und populäre Formen des Gedenkens*, in: Ekkehard Mai, Gisela Schmirber (Hg.), *Denkmal – Zeichen – Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute*, München 1989, 13–18. Aus geschichtsdidaktischer Perspektive: Hans-Dieter Schmid, *Denkmäler als Zeugnisse der Geschichtskultur*, in: Sabine Horn, Michael Sauer (Hg.), *Geschichte und Öffentlichkeit: Orte – Medien – Institutionen*, Göttingen 2009, 51–60; Wolfgang Hardtwig, *Denkmal*, in: Klaus Bergmann, Klaus Frühlich, Annette Kuhn, Jörn Rüsen, Gerhard Schneider (Hg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, Seelze 1997, 747–752, und Gerhard Schneider, *Denkmal*, in: Ulrich Mayer, Hans-Jürgen Pandel, Gerhard Schneider, Bernd Schönemann (Hg.), *Wörterbuch Geschichtsdidaktik*, Schwalbach/Ts. 2006, 45f.

9 Grundlegend zu schweizerischen Denkmälern sind die Arbeiten von Georg Kreis, vgl. einführend Kreis, *Zeitzeichen für die Ewigkeit, oder Kreis, Pro patria mori*; Kreis, *Gefallenendenkmäler im kriegsverschonten Land*; Georg Kreis, *Wiederkehrende Einmaligkeiten. Die schweizerische Denkmallandschaft als Zeichensystem?*, in: ders. (Hg.), *Vorgeschichten zur Gegenwart: Ausgewählte Aufsätze*, Band 4, Basel 2008, 452–462, und Georg Kreis, *Jubiläen und Schlachtgedenken. Zivile Überlegungen zur «militärischen» Erinnerungskultur*

in der Schweiz, in: ebd., 508–519.

10 Eine Ausnahme stellt das Denkmal in Liestal dar, dem sich eine ausgezeichnete Studie widmet: Ruedi Brassel-Moser, *Vom offenen Buch zum Helm. Deutungsmacht und Erinnerung am Beispiel des Baselbieter Wehrmannsdenkmals in Liestal*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 2001, Nr. 1, 1–17. Mit den Denkmälern in Genf, Liestal, Zürich und der «Sentinelle» im Jura hat sich Kreis, *Zeitzeichen für die Ewigkeit*, und Georg Kreis, *Die «Sentinelle» von Les Rangiers. Aus dem Leben eines nationalen Denkmals*, in: ders. (Hg.), *Vorgeschichten zur Gegenwart: Ausgewählte Aufsätze*, Band 1, Basel 2003, 91–97, befasst. Vgl. auch Christian Koller, *Die schweizerische «Grenzbesetzung 1914/18» als Erinnerungsort der «Geistigen Landesverteidigung»*, in: Hermann J. W. Kuprian, Oswald Überegger (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum: Erfahrung, Deutung, Erinnerung. La Grande Guerra nell'arco alpino: Esperienze e memoria*, Innsbruck 2006, 441–462, hier 447f.

11 Erste Überlegungen zum Folgenden bereits bei Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, *Heimattfilme und Denkmäler für Grippetote. Geschichtskulturelle Reflexionen zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz*, in: Christoph Kühberger, Andreas Pudlat (Hg.), *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*, Innsbruck, Wien und Bozen 2012, 199–215, insbes. 201–205.

12 Vgl. zur Person von Rudolf Maurer (1872–1963): [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5912.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5912.php) (Stand 5. 3. 2008).

13 Vgl. zur Person von Rudolf Streuli (1871–1943): [www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5915.php](http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5915.php) (Stand 6. 7. 2012).

14 So fand die «1. Aktionsversammlung für Errichtung eines

Denkmals zu Ehren der im Aktivdienst 1914–1919 verstorbenen Wehrmänner aus dem Kanton Zürich im Zunfthaus Saffran statt, vgl. Protokoll des Regierungsrats des Kantons Zürich, 6. Juli 1920, Staatsarchiv des Kantons Zürich (nachfolgend: StAZH) Q I 171.1.23.

15 Protokoll des Regierungsrats des Kantons Zürich, 13. September 1922, StAZH Q I 171.1.23.

16 S'Soldatendenkmal, in: Tages-Anzeiger, 2. Oktober 1922. Eigene Übersetzung nach der originalen Dialektversion in Zürcher Mundart.

17 Bewilligung eines Beitrags an die Erstellung des Kant. Wehrmännerdenkmals auf der Forch, Gemeindeversammlung Küsnacht, 12. März 1922, in: Protokoll der Gemeindeversammlung 1922, 126–128, Gemeindearchiv Küsnacht.

Herzlichen Dank an Cornelia Näf (Gemeindeverwaltung Küsnacht) für die freundliche Hilfe bei der Recherche. Vgl. dazu auch Franz Schoch, Geschichte der Gemeinde Küsnacht, Küsnacht 1951, 748.

18 In den ersten Jahren nach der Gründung diente die Forchbahn offenbar vor allem dem Transport von Milch in die Stadt Zürich. Die Forchbahn half damit, die Stadt Zürich mit Erzeugnissen des landwirtschaftlichen Umlandes zu versorgen. Dabei wird aber auch deutlich, dass die Rückfahrten der Bahn einer Nutzung zugeführt werden sollten, um diese wirtschaftlich tragbar werden zu lassen, vgl. dazu ausführlich Thomas Fischer, 75 Jahre Forchbahn. Offizielle Festschrift, Zürich 1987.

19 Beschluss der 46. Sitzung des Verwaltungsrats der Forchbahnen, 7. März 1922, zit. gemäss freundlicher Mitteilung von Bruno Gisler (Dokumentation der Verkehrsbetriebe Zürich).

20 Ähnliche touristisch motivierte Überlegungen spielten auch beim Bau des Denkmals

zur Erinnerung an die Grenzbesetzung in Les Rangiers eine Rolle, wo der Anstoss gar vom jurassischen Verkehrsverein ausgegangen war. Vgl. Georg Kreis, Die «Sentinelle» von Les Rangiers, 91f.

21 Wehrmännerdenkmal im Kanton Zürich, in: Schweizerische Bauzeitung Heft 3, 77/78 (1921), 38.

22 Idee für Entwurf «Opfer» von Otto Zollinger, zit. nach: Wettbewerb für ein Wehrmännerdenkmal des Kantons Zürich, in: Schweizerische Bauzeitung Nr. 20, 20. Mai 1922, 257–260.

23 Wettbewerb für die Errichtung eines Wehrmännerdenkmals im Kanton Zürich, Stadtarchiv (StadtA) Zürich VII.111.1.3. Vgl. auch Jürg Bruppacher, Das kantonal-zürcherische Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Küssnacher Neujahrsblatt, 1977, 56–63.

24 Gedanke zum Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Zürcher Post, Nr. 297, 19. Dezember 1921. Kritik wurde u. a. auch in Leserbriefen geäußert, in der die Dimension, der Standort und die vorgesehene dunkle Farbgebung der Flamme kritisiert wurden, vgl. dazu die Zeitungsartikelsammlung in StadtA Zürich VII.111.1.3.

25 Kreis, Zeitzeichen für die Ewigkeit, 280. Ganz ähnliche Kritik rief auch das Wehrmannsdenkmal in Liestal hervor, vgl. dazu Brassel-Moser, Vom offenen Buch zum Helm.

26 Jeanette Rüdüsühl u. a., Küsnacht am Zürichsee (Schweizerische Kunstführer), Bern 1997, 48. Details zur technischen Ausführung der Flamme finden sich in: Schweizer Spengler- und Installateurzeitung, 8. September 1923.

27 Schlussabrechnung über den Bau des Wehrmännerdenkmals des Kantons Zürich auf der Forch, StAZH VVII: 72. Die massiv höheren Kosten gaben vor dem Bau Anlass zu Diskussion und hätten beinahe dazu

geführt, dass das Denkmal nicht zur Ausführung gelangt wäre. Vgl. zu den Aussagen des Architekten Otto Zollinger gegen diese Kritik den Brief von Otto Zollinger an das Komitee für das Zürcher Wehrmännerdenkmal, 10. Dezember 1921, StadtA Zürich VII.111.1.3.

28 Die zeitgenössisch und in der Literatur genannten Zuschauerzahlen sind widersprüchlich und bewegen sich zwischen 25 000 und 50 000, vgl. Die Einweihung des Zürcher Wehrmännerdenkmals, in: Zürcher Bauer, 27. September 1922; Die Einweihung des kantonal-zürcherischen Wehrmännerdenkmals, in: Neue Zürcher Zeitung, 26. September 1922. Zitat nach ebd.

29 Forchbahn (Zürich–Egg–Esslingen) AG (Hg.), Geschäftsbericht und Rechnung über das Betriebsjahr 1922, 2.

30 Protokoll des Regierungsrats des Kantons Zürich, 7. September 1922, StAZH Q I 171.1.23.

31 Vom Stadtrat abgeordnet wurden für die Feier mit anschließendem Bankett der Stadtpräsident Hans Nägeli (Demokraten) und die Stadträte Johann Gustav Kruck (FDP) und Johann Adolf Streuli (FDP), vgl. Stadtratsbeschluss Nr. 1296 vom 14. September 1922. Hermann Häberlin (FDP) und Hans Kern (Demokraten) waren verhindert. Herzlichen Dank an Nicola Behrens (Stadtarchiv Zürich) für den Hinweis.

32 Die Stadträte Paul Pflüger (SP), Emil Klöti (SP), Jakob Anton Gschwend (SP) und Ulrich Ribi (Grütliener) nahmen nicht teil, allerdings gibt es dazu keinen expliziten Parteibeschluss, sodass davon ausgegangen werden muss, dass der Entscheid von den Stadträten persönlich gefällt wurde, vgl. dazu die Protokolle des Parteivorstands der SP Stadt Zürich, 1. August 1921 bis 22. Dezember 1924, in: SozArch Ar 32.10.3. Auch im Volksrecht findet sich kein Hinweis, die Berichterstat-

tung war geprägt von der am 24. September 1922 stattfindenden Abstimmung über die Lex Häberlin I, die stark polarisierte, weil sie einen Ausbau des Staatsschutzes vor allem gegen linke Kreise anstrebte, dann aber scheiterte.

33 Mario König, Daniel Kurz, Eva Sutter, Klassenkämpfe, Krisen und ein neuer Konsens – Der Kanton Zürich 1918–1945, in: Geschichte des Kantons Zürich: 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1997, 250–349, hier 256.

34 Zit. nach Jürg Bruppacher, Das Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Zürichsee-Zeitung, 29. Juli 1983, Nr. 30.

35 Die Einweihungsfeier des kantonal-zürcherischen Wehrmännerdenkmals auf der Forch, in: Volksblatt Meilen, 25. September 1922.

36 Feldpredigt zur Einweihung des zürcherischen Soldatendenkmals auf der Forch, 24. September 1922, (Typoskript), StAZH X 246.11. Die Predigt findet sich auch auszugsweise abgedruckt in: Die Einweihung des kantonal-zürcherischen Wehrmännerdenkmals, in: Neue Zürcher Zeitung, 26. September 1922.

37 Dass diese Reden zu manifesten Konflikten mit der Zürcher Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie geführt hätten, wie dies anlässlich der deutlichen Parteilichkeit der Einweihungsreden in Liestal 1923 (vgl. Brassel-Moser, Vom offenen Buch zum Helm) geschah, scheint nicht der Fall.

38 Beschluss des Regierungsrats des Kantons Zürich, Nr. 3437, 16. Oktober 1947, StAZH Q I 221:11.J/101. Die bereits ausgefertigten Skizzen und Entwürfe von Architekt Zollinger finden sich im StadtA Zürich VII.111.1.2.2.

39 Antrag der Direktion des Militärs und der öffentlichen Bauten an den Regierungsrat des Kantons Zürich, 8. Dezember 1949, StAZH Q I 221:11.J/101.

40 Wehrmännerdenkmal 1945–1953, StAZH Q I

221:11.J/101, und Listen der während der Aktivdienste 1914–1918 und 1939–1945 verstorbenen Zürcher Wehrmänner, StAZH Q I 171.2. An anderer Stelle wird die Zahl von 365 (Alfred Egli u. a. [Hg.], Künsnacht im 20. Jahrhundert. Chronik über die Jahre 1901–1988, Künsnacht 1989, 35) oder 305 (Jürg Bruppacher, Das kantonal-zürcherische Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Künsnächter Neujahrsblatt, 1977, hier 62) angegeben.

41 Hettling, Weichenstellungen, 13 und 40f.

42 Vgl. die Akten der regierungsrätlichen Baukommission, StAZH Z 37.65; Z 37.67; Z 37.68 und Z 37.114, sowie die ausführlichen Akten zum Erweiterungsprojekt aus den Jahren 1945–1953, StAZH Q I 221:11.J/101.

43 Beschluss des Regierungsrats des Kantons Zürich, Nr. 2631, 20. September 1951, StAZH Q I 221:11.J/101.

44 «Dem Zürcher Volk als Sinnbild seiner Opfer». Das Forchdenkmal – Mahnmahl und Ausflugsziel, in: Mauremer Post, 7. Februar 2003.

45 Leu, Soldatendenkmäler, 10.

46 Egli, Künsnacht im 20. Jahrhundert, 35.

47 Ebd., 42.

48 Fritz Rieter, Ein ganzer Soldat. Zum Andenken an Oberstdivisionär Berli, in: Schweizer Monatshefte, 1952, Nr. 32/7, 409–416, hier 410.

49 Beat Glaus, Die Nationale Front. Eine Schweizer faschistische Bewegung 1930–1940, Zürich, Einsiedeln und Köln 1969, 229.

50 Egli, Künsnacht im 20. Jahrhundert, 42.

51 100 Jahre ausserdienstliche Tätigkeit: Zum Jubiläum der Unteroffiziersgesellschaft aller Waffen Zürich, in: Allgemeine Schweizerische Militärzeitung/Journal Militaire Suisse/Gazzetta Militare Svizzera, 3/85, März 1939, 208f.

52 Ganzer Abschnitt nach:

Dominik Benjamin Metzler, Die militärische Erinnerungswelt und ihr Beitrag zum schweizerischen Selbstverständnis 1945–1995 (Diss. Univ. Basel), Zofinggen 2004, 45f. Ob anlässlich der heftig umstrittenen Diamantfeier 1989 beim Denkmal auch ein militärischer Anlass der «Aktivdienst-Generation» stattfand, bleibt unklar, vgl. ebd., 94–156, hier 98.

53 Kranzniederlegung beim Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Neue Zürcher Zeitung, 31. 8. 1964, zit. nach: ebd., 46.

54 Albert Heer, Der Pfannenstiel, in: Hans Wälti (Hg.), Die Schweiz in Lebensbildern: Zürich. Ein Lesebuch zur Heimatkunde für Schweizerschulen, Aarau 1936, 51–54, hier 51.

55 Theo Schaad, Heimatkunde des Kantons Zürich: Bezirke Zürich, Affoltern, Horgen und Meilen, hg. v. Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich, Zürich 1949, hier 87, Abbildung 100 (Blatt 17c).

56 Vgl. als Beispiel die Erinnerung der damaligen Schulkinder, festgehalten vom Verein «Ortsgeschichtliche Sammlung Seebach», <http://www.ogs-seebach.ch/p/infoseld.php?src=ogstheme2.php&id=2962> (abgerufen am 14. Juni 2011).

57 König/Kurz/Sutter, Klassenkämpfe, 256.

58 Peter Meyer, Denkmäler und Gedenkstätten, in: Heimatschutz – Patrimoine, 36/2 (1941), 36–51, hier 47 und 50.

59 Adolf Muschg, Geschichten einer schwachen Ferne, in: Zürcher Almanach, 1972, 127–230, hier 129.

60 Vgl. dazu Isabel Drews, «Schweizer erwache!» Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978), Frauenfeld, Stuttgart und Wien 2005, hier 165–167. Leider sind hier Abbildungen von den Tumulten auf der Forch fälschlicherweise der Feier in Sempach 1970 zugeordnet.

61 Flugblatt zur 1.-Augustfeier 1973, SozArch Ar 108.7.3.

62 Gemäss den Zeitungsmeldungen. Das Organisationskomitee selber spricht von etwa 5500 Anwesenden, vgl. Protokoll der Schlussitzung des Komitees 1.-August-Feier 1973, 22. August 1973, SozArch Ar 108.7.3.

63 Zürcher AZ, 2. August 1973.

64 Redemanuskript James Schwarzenbach, 1. August 1973, SozArch Ar 108.7.3. Von Schwarzenbachs Rede sind verschiedene, inhaltlich differierende Versionen überliefert. Hier wiedergegeben ist die wörtlich gehaltene Version. Erste Vorversionen wurden von Ulrich Schlüer verfasst und danach von James Schwarzenbach genau und mehrfach umgearbeitet und verändert.

65 Protokoll des Gemeinderats Küsnacht Nr. 597, 12. September 1973, Gemeindegarchiv Küsnacht. Herzlichen Dank an Cornelia Näf (Gemeindeverwaltung Küsnacht) für die freundliche Hilfe bei der Recherche.

66 Oskar Reck, in: Basler Nachrichten, 4. August 1973.

67 Vgl. dazu Thomas Buomberger, Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher, Zürich 2004.

68 Hans Hartmann, Franz Horvath, Zivilgesellschaft von rechts. Die Erfolgsstory der Zürcher SVP, Zürich 1995, 56f.

69 Lukas Zollinger, Der Mittelstand am Rande. Christoph Blocher, das Volk und die Vorstädte, Bern 2004, 36.

70 Hans Hartmann, Auf dem Weg zur nationalkonservativen Hegemonie? Machtverschiebungen im bürgerlichen Parteienblock – Geschichte und Perspektiven, in: Widerspruch, 2004, Nr. 46, 153–167.

71 Willy Neubauer, Fahnenrückgabe beim Wehrmännerdenkmal auf der Forch, in: Küsnachter, September 2010, [www.lokalinfo.ch/archiv/21949-Fahnenrckgabe-beim-Wehrmnnerdenkmal-auf-der-forch.pdf](http://www.lokalinfo.ch/archiv/21949-Fahnenrckgabe-beim-Wehrmnnerdenkmal-auf-der-forch.pdf) (abgerufen am 3. April 2013).

72 Manfred Hettling, Weichenstellungen, 21.

## Bildnachweise

---

- 1 Fotoarchiv Kant. Denkmalpflege Zürich, Z04055.
- 2 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_012014.
- 3 Fotoarchiv Kant. Denkmalpflege Zürich, Z28048.
- 4 Militärpostkartensammlung der Bibliothek am Guisanplatz, Bern, MPK\_012013.
- 5 Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, Ar 108.7.3.



# IM PATRIOTISCHEN DIENST. «FÜSILIER WIPF» ALS FILM DER GEISTIGEN LANDESVERTEIDIGUNG

«Füsilier Wipf» ist die filmische Bearbeitung einer literarischen Novelle, die in der Zeit von 1914–1918 in den herrlichen Schweizerbergen spielt. Was Sie hier sehen ist weder ein Militär- noch ein Kriegsfilm. In ernster und auch heiterer Weise ziehen die Episoden aus dem Zivil- und Militärleben eines jungen Schweizers vorüber und verdichten sich zu einer fesselnden Handlung, in der natürlich auch das romantische Liebeserlebnis des Helden nicht fehlt. Die prachtvollen Bergriesen der eindrucksvollen Alpenwelt bilden den plastischen Hintergrund zu dem abwechslungsreich gestalteten Filmgeschehen.

Wer die Schrifttafel am Anfang des Films *Füsilier Wipf* liest, würde kaum darauf wetten, in den nun folgenden knapp zwei Stunden *den* Schweizer Film zu sehen, der bis heute den Zuschauerrekord der gesamten einheimischen Filmproduktion hält. Schon drei Monate nach der Premiere Anfang September 1938 hatten sich 450 000 Schweizerinnen und Schweizer den «ersten ernst zu nehmenden Schweizer Film überhaupt»<sup>1</sup> angesehen. Der 1938 entstandene *Füsilier Wipf* sprach damals der breiten Bevölkerung zweifellos aus dem Herzen. «Es gab damals kaum einen Schweizer, der den Film nicht gesehen hat»,<sup>2</sup> meinte Regisseur Leopold Lindtberg später in einem Interview mit Hervé Dumont, dem ehemaligen Leiter der *Cinémathèque Suisse*. *Füsilier Wipf* wurde nicht nur in der Deutschschweiz ein Grosserfolg, sondern auch im Tessin und in der Westschweiz mit einer französisch synchronisierten Version. Bis heute vermochte der Film mit dem unspektakulären, ja biedereren Titel über 1,2 Millionen Besucherinnen und Besucher ins Kino zu locken.

*Füsilier Wipf* erzählt eine klassische Entwicklungsgeschichte: Der schüchterne, zartbesaitete Coiffeureselle Reinhold Wipf (Paul Hubschmid in seiner ersten Filmrolle) muss nach der allgemeinen Mobilmachung am 1. August 1914 ins Militär einrücken. Dies just in dem Moment, als er sich zur Verlobung mit der überspannt-verführerischen Rosa (Elsie Attenhofer), der Tochter des windigen Coiffeurmeisters Wiederkehr (Emil Hegetschweiler), überreden lässt.

Im Dienst wird «Wipfli» zunächst als «Milchgesicht» gehänselt, mauert sich aber unter väterlicher Anleitung von Füsilier Leu (Heinrich Gretler) allmählich zum allseits geachteten, wackeren Soldaten. Dazwischen verliebt sich Wipf in das Bauernmädchen Vreneli (Lisa della Casa) und löst die Verlobung mit dem «Stadttüpfli» Rosa auf. Er will den Coiffeurberuf an den Nagel hängen und sieht seine Zukunft als Bauer.

Bis zum Kriegsende gilt es aber weiterhin die Grenze zu bewachen. Dabei erleben Wipf und seine Kameraden, wie entflozene tschechische Kriegsgefangene versuchen, von Italien aus in die Schweiz zu gelangen. Den Schweizer Soldaten bleibt nichts anderes übrig, als mit anzusehen, wie einer der Flüchtlinge von italienischen Alpini angeschossen wird. Mit letzter Kraft gelingt es Wipf, den tödlich Verwundeten über die Grenze zu ziehen. Die lange Dienstzeit nagt am Gemüt der Soldaten. Mit einer aufmunternden Rede kann Leu den allgemeinen «Grenzkoller» vertreiben. Schliesslich ist der Krieg zu Ende, und Wipf kauft sich mit einer Erbschaft ein Stück Land im Tessin, das er zusammen mit Vreneli und Leu kultivieren will.

Wie war es möglich, dass diese recht bieder gestrickte Geschichte aus der Zeit des Ersten Weltkriegs gerade 1938 einen so durchschlagenden Erfolg erzielen konnte?

Einen ersten Aufschluss gibt eine Kritik im *Tages-Anzeiger*, die am 9. September 1938, kurz nach der Premiere von *Füsilier Wipf*, erschien: «Im «Füsilier Wipf» hat die einheimische Filmproduktion mit relativ sehr bescheidenen finanziellen und technischen Mitteln, ohne staatliche geldliche Unterstützung [...] einen zeitnahen Film geschaffen, der in der schweizerischen Produktion einen sehr erfreulichen Fortschritt bedeutet.»<sup>3</sup> Der Kritiker des *Tages-Anzeigers* lobt neben der künstlerischen Qualität vor allem das Zeitnahe, die Aktualität der Geschichte. Dass *Füsilier Wipf* schon damals als ein Zeitdokument für 1938 aufgefasst wurde, mag zunächst erstaunen, denn der Film erzählt ja eine Episodengeschichte aus der Zeit zwischen 1914 und 1918, basierend auf dem 1915 erschienenen, gleichnamigen Roman von Robert Faesi.<sup>4</sup>

Im Grund wusste also jede Zuschauerin und jeder Zuschauer, dass *Füsilier Wipf* nicht eine Geschichte aus dem Ersten Weltkrieg schilderte, sondern eine aktuelle, aus einem vielleicht bald stattfindenden nächsten Krieg.

«Der Trick ist, dass dieser Film im Ersten Weltkrieg spielt, in den Köpfen der Zuschauer aber bereits im Zweiten»,<sup>5</sup> schreibt *Magazin*-Kolumnist Thomas Zaugg dazu treffend.

Krieg lag im Spätsommer 1938 in der Luft. Das nationalsozialistische Regime in Deutschland hatte seinen Expansionsdrang längst offenbart. Österreich war «angeschlossen», und Hitler liess keine Gelegenheit aus, «die Unterdrückung der Sudetendeutschen»<sup>6</sup> in der Tschechoslowakei an den Pranger zu stellen. Zudem nahm der Antisemitismus im Deutschen Reich immer radikalere Züge an. Regisseur Leopold Lindtberg hatte dies am eigenen Leib erfahren. Als Jude zog er es bereits 1933 vor, die Schikanen in Deutschland hinter sich zu lassen und in die Schweiz zu emigrieren. Am Schauspielhaus Zürich – der damals bedeutendsten noch freien deutschsprachigen Bühne – feierte er Triumphe, als ihn der ebenfalls jüdische Filmproduzent Lazar Wechsler anfragte, ob er neben Hermann Haller die Koregie für den Film *Füsilier Wipf* übernehmen wolle. Lindtberg bemerkte zur angespannten Situation, in welcher *Füsilier Wipf* gedreht wurde: «1938 war die Welt schon in Aufregung [...]. Man stand praktisch schon mit einem Fuss im Kriege.»<sup>7</sup>

#### ARCHETYPISCHE ILLUSTRATION DES «LANDIGEISTES»

---

So entstand mit *Füsilier Wipf* der erste Film der sogenannten Geistigen Landesverteidigung,<sup>8</sup> welche die Denkweise der meisten Schweizerinnen und Schweizer während des Zweiten Weltkriegs prägen sollte. Die Erfolgsgeschichte des Films basiert darauf, dass er das Publikum an die letzte Bedrohungslage der Schweiz – die Mobilmachung und Grenzbesetzung während des Ersten Weltkriegs – erinnerte, Dialoge, Situationen und Protagonisten aber ganz dem Zeitgeist von 1938 anpasst. Der Erste Weltkrieg wurde im *Füsilier Wipf* für die Ideologie der Geistigen Landesverteidigung instrumentalisiert. Der Film bietet also weniger eine historische Rückschau. Er schafft mit «historischen» Figuren, die im Laufe des Films immer weniger als solche erkennbar sind, vielmehr eine «neue» Bildsprache. Sie nimmt den «Landigeist» (die ideologische Grundstimmung, welche die Landesausstellung von 1939 in Zürich zelebrierte)<sup>9</sup> vorweg und illustriert ihn archetypisch. *Füsilier Wipf* «fixiert wirkungsvoll eine politische Ikonographie», so Hervé Dumont, «die einem künftig landesweit und von allen Bevölkerungsschichten geteilten Empfinden Ausdruck verleiht [...] Es stellt von daher als wahrer Ideen katalog zur geistigen Landesverteidigung (GLV) eine Fundgrube für Historiker dar.»<sup>10</sup>

In diesem Sinn präsentiert *Füsilier Wipf* die Schweiz und ihre Bürgerinnen und Bürger genau so, wie sie sich 1938 sehen sollten und in Anbetracht des Publikumserfolgs wohl auch gerne sehen wollten. Das heisst:

- Die Schweiz ist vor allem ländlich geprägt, wehrhaft, neutral, unabhängig und ein Hort der Freiheit. Dies zeigt sich gleichsam idealtypisch an der Aussage von Füsilier Leu in der «Grenzkollerszene»: «D’Freyheit, ja, so mängmal amene Stammtisch oder bi Fäschtrede, da gänd eim ja gwüssi Phrase über die Freiheit: schwär uf d’Närve. Aber wänn’s wüekli losgängt, mir tätet sie ja doch mit Negle und Zähne verteidige, euseri Freyheit. Ja, so müemer jetzt halt no es Wiili uf de Wach schtah, au wenn’s de Chuenagel git [...]».<sup>11</sup>
- Das Militärische kommt vor dem Zivilen. So sagt Wipfs Hauptmann etwa bei der Vereidigung der Truppe mit erhobener Stimme: «Die Eidgenossenschaft hat ihr Schicksal in die Hände der Armee gelegt.»
- Städtische Zivilisten sind suspekt. Zum Beispiel haben es Coiffeurmeister Wiederkehr und seine Tochter vor allem auf Wipfs Erbschaft abgesehen, verhalten sich defaitistisch und wollen sich aus egoistischen Motiven politisch möglichst aus allem heraushalten.
- Ein echter Schweizer ist robust und bebaut als Bauer seinen eigenen Boden. Es verwundert deshalb nicht, dass Wipf Bauer wird.
- Die echte Schweizerin ist wie Vreneli sittsam, fleissig und schweigsam.

Wie sehr *Füsilier Wipf* den Zeitgeist kurz vor und während des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz widerspiegelte und prägte, zeigt sich auch darin, dass verschiedene Sujets aus dem Film gleichsam zu Ikonen der «Aktivdienstgeneration» des Zweiten Weltkriegs wurden: die Silhouetten-Bilder von wachhabenden Soldaten im Gebirge genauso wie die Innenszenen von Soldatenunterkünften mit Suppe, Rösti und Handorgel. Dass es sich dabei um Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg handelte, spielte keine Rolle. Bezeichnend erscheint auch der Umstand, dass Paul Hubschmid nach der Mobilmachung 1939 Diensturlaub erhielt, um in seiner Rolle als Füsilier Wipf Werbung für die Nationalspende zu machen. Der Wipf des Ersten Weltkriegs wurde so quasi leibhaftig zum «Aktivdienstler» der Gegenwart.

Auch in Deutschland war klar, dass es sich bei *Füsilier Wipf* um eine ideologisch gefärbte *zeitgenössische* Geschichte handelte. Die deutsche Fachzeitschrift *Film-Kurier* erkannte in der Abwehrhaltung des Films gegen fremde Einflüsse «eine deutliche Spitze gegen Deutschland».<sup>12</sup> *Füsilier Wipf* wurde vom Schweizer Kinopublikum, aber auch über die Grenzen hinaus als «aktuell», «zeitnah» und «authentisch» empfunden. Dies ist historisch bemerkenswert, zumal der Film weder die Zeit des Ersten Weltkriegs noch die Gegenwart von 1938 in ihrer äusseren historischen Wirklichkeit erfasste. Die Geschichte von Wipf zeigt weder die reale Situation der Schweiz zwischen 1914 und 1918 noch jene von 1938. Der Film ist jedoch als Zeitgeistdokument für die Ideologie der Geistigen Landesverteidigung eine ausserordentlich aufschlussreiche historische Quelle. Ihr Wert erschliesst sich aus der Beantwortung der Fragen: Wie stellt *Füsilier Wipf* den Ersten Weltkrieg dar? Was liessen

die Autoren weg? Welche Akzente setzten sie? Was haben sie verfälscht oder hinzugefügt? Die Analyse des Films offenbart dabei zahlreiche Anachronismen und deckt die Widersprüche bei seiner Rekonstruktion von «historischer Wirklichkeit» auf.

## DER FILM ALS PROPAGANDAMITTEL

---

Zunächst zum gesellschaftspolitischen Umfeld, in welchem *Füsilier Wipf* entstand: Von Anfang an war für Produzent Lazar Wechsler, Chef der Zürcher Produktionsfirma *Praesens-Film AG*, klar, dass er keinen realistisch-dokumentarischen Film realisieren wollte. Als cleverer Geschäftsmann mit feinem Gespür für Themen, die «in der Luft liegen»,<sup>13</sup> war er auf Faesis Roman gestossen. Daraus liess sich seines Erachtens ein Film realisieren, der sowohl kommerziellen Erfolg versprach als auch die nationalen kulturpolitischen Forderungen der Zeit aufnahm. Im Zusammenhang mit der geplanten Landesausstellung von 1939 wurde bereits 1938 von namhaften Intellektuellen wie dem Zürcher Schauspielhausdirektor Oskar Wälterlin, Arnold Kübler, Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten*, oder Edwin Arnet, Kolumnist bei der *Neuen Zürcher Zeitung*, der Wunsch nach einem «grossen, ernststen schweizerischen Spielfilm»<sup>14</sup> mit der nötigen vaterländischen Gesinnung geäussert.

In dieselbe Richtung zielte der Bundesrat mit seiner Botschaft an die Bundesversammlung zur Schaffung einer *Schweizerischen Filmkammer* im Jahr 1937. Im Hinblick auf die zukünftige Rolle der einheimischen Filmproduktion finden sich dort die folgenden aufschlussreichen Sätze:

«Der Film hat sich, zumal im Laufe des letzten Jahrzehnts, zu einem kulturpolitischen und propagandistischen Faktor ersten Ranges entwickelt. Die Bedeutung dieses Faktors für das öffentliche Leben kann und darf nicht mehr unterschätzt werden. [...] Ein Überblick über die gegenwärtige Filmproduktion unseres Landes zeigt, dass der Film – gleich welcher Art – viel zu wenig für unser Land, seine Kultur und seine Wirtschaft eingesetzt wird. Im Hinblick auf die Bedeutung des Films im modernen Kulturleben und auf seine Propagandakraft wird die Schweiz in den nächsten Jahren ihre Filmproduktion ausbauen müssen. Die eigene positive Leistung stellt erfahrungsgemäss das beste Mittel zur Bekämpfung unwillkommener Einwirkungen von dritter Seite dar. [...]»<sup>15</sup>

Mit der *Schweizerischen Filmkammer* wurde eine Institution geschaffen, die ganz im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung stand. Ihre Zielsetzung war klar: Wie andere Kulturformen nahm sie den Film in die Pflicht, die bedrohte «geistige Eigenart» der Schweiz zu verteidigen. Der *Schweizer*

*Lichtspieltheaterverband* hielt sich freiwillig an die entsprechenden Empfehlungen der Filmkammer. Als Gegenleistung setzte der Bundesrat im September 1938 den Beschluss zur Kontingentierung der Filmeinfuhr in Kraft.<sup>16</sup> Mit dieser Beschränkung der Filmimporte schuf der Staat dem einheimischen Filmschaffen günstige Bedingungen, ohne allerdings direkt in die Produktion von Filmen einzugreifen.<sup>17</sup> Eine auf Gewinn ausgerichtete private Produktionsfirma wie die *Praesens-Film AG* war also darauf angewiesen, einen kommerziell vielversprechenden Stoff zu finden, der auch aus patriotischer Sicht zu überzeugen vermochte. So stiess Praesens-Chef Lazar Wechsler auf Robert Faesis Episodenroman *Füsilier Wipf*. Sicher, dieser bedurfte noch einer Auffrischung und Aktualisierung. Doch mit Richard Schweizer hatte Wechsler einen bewährten Drehbuchautor zur Hand, der die Geschichte im nationalen Geist dramatisieren und mit humoristischen Einlagen auflockern konnte. Er engagierte zudem ein überzeugendes Ensemble, das sich aus erfahrenen Schauspielern<sup>18</sup> und vielversprechenden Jungtalenten<sup>19</sup> zusammensetzte. Als technischen Leiter und Koregisseur verpflichtete er den früheren Kameramann Hermann Haller, und als künstlerisches Aushängeschild hatte er den renommierten Theaterregisseur Leopold Lindtberg im Auge.

1 — Absage an den defaitistischen Kleinkrämergeist: Leu und Wipf – noch in Uniformen des Ersten Weltkriegs – verabschieden sich von Stadt und Zivilisten. Der wahre Patriot lebt auf dem Land und leistet Militärdienst.

2 — Fröhliche Soldatengemeinschaft des Ersten Weltkriegs: Solche Bilder mit Kompaniekalb und Handorgel wurden zu Ikonen der späteren «Aktivdienstler».

3 — Landliebe: Folgerichtig schlägt Wipfs Herz für das Bauernmädchen Vreneli. In einem geistigen Umfeld, in dem ein «echter» Schweizer seine eigene Scholle bebaut, kann Wipfs frühere Verlobte, «Stadttüpfli» Rosa, nur das Nachsehen haben.

4 — Wehrbereit an der Grenze: Mit Stahlhelmen aus den 1930er-Jahren sind die Soldaten des Ersten Weltkriegs nun ideologisch endgültig im Zeitalter der «Geistigen Landesverteidigung» angelangt.

5 — Die Schweiz als rettende Insel: Wipfs ausgestreckte Hand als Symbol für die Hilfsbereitschaft der Schweiz hinter gesicherten Grenzen markiert den Höhepunkt der Flüchtlingsszene.

6 — Alpenfestung Schweiz: Wachsam und abwehrbereit stehen die Soldaten im Gebirge. Wie ein Teil der Felsen selbst trotzen sie den Gewitterwolken, die 1938 drohend am (weltpolitischen) Himmel aufziehen.



1



4



2



5



3



6

## AKTUALISIERUNG UND DRAMATISIERUNG DER ROMANVORLAGE

---

Als Lazar Wechsler Leopold Lindtberg das Filmprojekt vorstellte, war dieser zunächst skeptisch. Faesis Roman erschien ihm zu dürftig und harmlos: «Wenn man einen Stoff über die schweizerische Landesverteidigung, die Mobilmachung 1914–1918, das Schweizer Militär behandelte, was ganz ernsthafte Themen sind [...] – wenn man das verfilmte, musste man schon etwas ernsthafter einsteigen. Auf meine Veranlassung ist die Episode mit den über die italienische Grenze geflüchteten Kriegsgefangenen dazugekommen»,<sup>20</sup> rekapitulierte Lindtberg 1974. Er wollte dem Publikum etwas vom Schrecken des Kriegs vermitteln, etwas, das bereits auch auf mögliche Szenarien eines kommenden Kriegs verwies. Lindtberg sagte später zur Zuschauerreaktion auf die Flüchtlingsszene: «Ich vergesse nie den spontanen Beifall des Premierenpublikums, der genau in dem Augenblick einsetzte, als «dä Wipf» [...] dem fremden Soldaten, der im Schnee zusammengebrochen dalag, die rettende Hand an der Grenzmarkierung vorbei entgegenstreckte.»<sup>21</sup>

Dass es Lindtberg nie darum ging, eine Episode aus dem Ersten Weltkrieg möglichst authentisch darzustellen, verraten seine Worte zur eigentlichen Absicht hinter der Flüchtlingsszene: «Lassen wir diese Schweizer Soldaten an der Grenze ein bisserl was erleben, von dem wirklichen Krieg. Da war ja ohnehin nicht viel los, denn die grossen Schlachten haben sich im Norden, in Flandern abgespielt.»<sup>22</sup> Die Flüchtlingsszene führt dem Publikum letztlich die Machtlosigkeit der Schweiz im Ringen der Grossmächte vor Augen. Die Konsequenz daraus: Man mischt sich nicht in fremde Händel ein, bleibt neutral, aber wachsam und wehrbereit. Man hilft, so gut es geht, aber keinen Finger breit über die Landesgrenze hinaus. In der Szene zeigt sich «die bewaffnete Neutralität als Tragik für ihre Bewahrer».<sup>23</sup> Lindtberg lenkte also schon 1938 die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Flüchtlingsproblematik, welche während des Zweiten Weltkriegs eine weit schwerwiegendere Bedeutung erhalten sollte als zwischen 1914 und 1918. Dadurch «erhält Füsilier Wipf antizipierenden Charakter, er wird zu einem schon vorher gedrehten Film über den Zweiten Weltkrieg».<sup>24</sup>

Wie die Flüchtlingsszene wurde auch die sogenannte Grenzkollerszene zu Faesis Originalvorlage hinzugefügt. Für Lindtberg sollte sie die Geschichte noch zusätzlich dramatisieren und aktualisieren. Drehbuchautor Richard Schweizer schuf mit Heinrich Gretlers programmatischem Monolog den ersten Höhepunkt der Geistigen Landesverteidigung. In seiner berühmt gewordenen Rede schildert Heinrich Gretler alias Leu die aktuelle Bedrohungslage der Schweiz. Er beschwört nicht nur seine Filmkameraden, wachsam zu bleiben und durchzuhalten, sondern richtet sich dabei auch ganz direkt

an das Publikum. Wenn er aufzählt, wofür es sich zu kämpfen lohnt, nämlich für Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, spricht er der überwältigenden Mehrheit seiner Zeitgenossen aus dem Herzen. Leopold Lindtberg in der Rückschau: «Mit der Grenzkollerszene wurde dann ein ernsterer Ton angeschlagen, der den Leuten auch wirklich unter die Haut ging. Diese Szene hat übrigens Heinrich Gretler berühmt gemacht, sie hat aus ihm einen grossen Volksschauspieler gemacht, als er als Füsilier Leu seinen Kameraden sagt, was für einen Sinn die Grenzbewachung habe [...]»<sup>25</sup> Geradezu archetypisch wird hier das «Abwehr-Dispositiv»<sup>26</sup> der Filme der Geistigen Landesverteidigung definiert. Es bleibt der Neutralität verpflichtet, weil es keine Namen nennt und gegen jeden Feind anwendbar ist. Der Abwehrgeist richtet sich nicht *gegen* einen bestimmten Feind, sondern bedeutet in erster Linie Kampf *für* die schweizerische Unabhängigkeit.<sup>27</sup>

Um der Erzählung über den Ersten Weltkrieg hinaus auch äusserlich Gültigkeit zu verleihen, wechseln die Protagonisten exakt in der Mitte des Films die Uniformen. Bis zur Szene, in der Wipf – nun zum wahren Kerl gereift – noch einmal mit Coiffeur Wiederkehr und seiner Tochter Rosa zusammentrifft, tragen die Filmsoldaten die graublauen Uniformen von 1914 mit Käppi. Von da an sind sie mit Uniformen bekleidet, wie sie im Jahr 1938 und noch bis Ende der 1940er-Jahre üblich waren, feldgrau und mit Stahlhelm.<sup>28</sup> Wipf befreit sich damit aus der Vergangenheit und wird nun zum Helden der Gegenwart von 1938.

## VERZERRUNG GESELLSCHAFTSPOLITISCHER KONFLIKTE UND GEGENSÄTZE

---

Im Unterschied zu Robert Faesis literarischer Vorlage spielt *Füsilier Wipf* nicht nur in der Deutschschweiz, sondern in allen Landesteilen. Auch hinter dieser Änderung steht die Absicht, den Zeitgeist während des Ersten Weltkriegs hinter sich zu lassen. Produktion und Regie waren bestrebt, den Konflikt zwischen Welsch- und Deutschschweiz, welcher das Land im Ersten Weltkrieg gefährlich spaltete, im Sinn der Geistigen Landesverteidigung zu überwinden. Deshalb absolviert Wipfs Truppe nicht nur geografisch eine Tour de Suisse, sondern feiert die Schweiz auch ideologisch als Einheit. Die Schlüsselszene dazu spielt im Coiffeursalon Wiederkehrs. Wipf ist mit Leu zusammen ins Städtchen gekommen, um die Verlobung mit Rosa aufzulösen. Wipf macht den Wiederkehrs klar, dass für ihn an diesem Ort kein Platz mehr sei («Mier passed nöd zäme!»<sup>29</sup>). In diesem Moment betreten Notar Schnurrenberger und Herr Codax den Laden. In einer Diskussion über den Kriegsverlauf bekennt sich Schnurrenberger als «deutsch-neutral», Codax als «französisch-neutral».

Wipf, um seine Meinung gefragt, entgegnet: «Ich bin für d'Schwiizer.»<sup>30</sup> In einer komödiantischen Einlage gehen Schnurrenberger und Codax handgreiflich aufeinander los. Wipf schaut amüsiert zu. Schliesslich bewirft er zusammen mit dem herbeigeeilten Leu die kleinbürgerlichen Zivilisten mit faulen Birnen und lässt Rosa weinend zurück. Die zivilen Streithähne desavouieren sich selbst als Relikte aus der Vergangenheit des Ersten Weltkriegs. Die Szene zeigt sehr schön, wie der Film *Füsilier Wipf* den Un-Geist während des Ersten Weltkriegs verdrängt, das heisst, den Graben zwischen Deutschschweiz und französischer Schweiz als Kabarettnummer zu verwischen versucht. Dies ist typisch für den Zeitgeist von 1938. Im Film *Füsilier Wipf* werden die eigentlichen Konflikte, welche die schweizerische Gesellschaft in der Zeit des Ersten Weltkriegs prägten, im propagandistischen Sinn der Geistigen Landesverteidigung uminterpretiert oder gänzlich ausgeblendet. Die Auswahl und Ausgestaltung von Konflikten erfolgt im *Füsilier Wipf* nicht aufgrund historischer Gegebenheiten, sondern nach rein propagandistischen Gesichtspunkten. Das heisst, die Behandlung der Konflikte «soll nicht Aufmerksamkeit und Bewusstsein für Problematiken fördern, sondern ihre Überwindung propagieren im Namen einer freiheitlichen und einheitlichen Heimat, die gar nicht in Argumente aufzulösen ist».<sup>31</sup> Der Umstand, dass die Schweiz 1914 vor einer gravierenden ZerreiSSprobe stand, als sich die Westschweizer, aber auch die Sozialdemokraten vehement gegen die Wahl des deutschfreundlichen Generals Ulrich Wille wandten,<sup>32</sup> wird im *Füsilier Wipf* als kabarettistische Lachnummer verharmlost. Auch das Hochhalten neutraler Unabhängigkeit hat mit den realen Gegebenheiten des Ersten Weltkriegs wenig zu tun.

Der Film arbeitet durchaus gezielt mit Gegenüberstellungen, aber weniger mit den für die Zeit des Ersten Weltkriegs relevanten, sondern vielmehr mit solchen, die er zugunsten eines nationalen Zusammenrückens propagandistisch wirksam inszenieren kann. Dem Zeitgeist von 1938 entsprechend, tritt das Zivile gegenüber dem Militär nicht nur politisch, sondern auch moralisch in den Hintergrund, ebenso die Stadt gegenüber dem ländlich Bodenständigen. Die sozialen Gegensätze sind weitgehend aufgehoben, Hierarchien kaum spürbar. Der Weg des jungen Wipf vom «Milchgesicht» zum «Mann» «erstellt einerseits das Phantombild des Musterbürgers, andererseits aber unterstreicht er den positiven Einfluss der Uniform: sie rettet Wipf vor dem Morast der Stadt».<sup>33</sup> Diese Gewichtungungen im Film widersprechen in verschiedener Hinsicht der historischen Situation der Schweiz zwischen 1914 und 1918. Damals war die Schweiz bereits eine hoch industrialisierte Nation mit bedeutenden städtischen Zentren. Aber von dieser Schweiz ist im *Füsilier Wipf* nichts zu sehen. Die städtische Arbeitswelt ist auf einen Coiffeurladen reduziert. Es findet ein «Rückzug auf eine Schweiz als reine Landschaft»<sup>34</sup> statt. Und diese wird «zur unverwechselbaren gesellschaftlichen Heimat der

Volksfamilie» (mit den Bildern von Bergen, Bauern, Scholle, Soldaten, verbunden mit den Wörtern «Freiheit», «Heimat», «Vaterland»). «Städtisches» erscheint lediglich im Kleinformat, gleichzeitig idealisiert und kompromittiert. Der mittelalterliche Kern von Wil bildet den Aktionsrahmen für die kleinkrämerischen, feigen, selbstsüchtigen und letztlich für die nationale Sache unzuverlässig erscheinenden zivilen Städter und Städterinnen. Ihnen gegenüber stehen die wackeren, aufrecht-patriotischen Landbewohner, die stets bereit sind, sich für die Gesamtheit aufzuopfern und in deren starken Armen das Vertrauen der bedrohten Nation ruht. Damit wird die historische Situation von 1914–1918 ideologisch uminterpretiert.<sup>35</sup> In Wirklichkeit waren im Ersten Weltkrieg die städtischen Mittel- und Unterschichten die grossen Verlierer, während die Bauern von der mangelhaften Versorgungslage und den damit verbundenen hohen Lebensmittelpreisen profitieren konnten. Die Soldaten des Ersten Weltkriegs mussten noch ohne Erwerb ersatz über die Runden kommen, und der Sold war gering. Darunter hatten vor allem die städtische Arbeiterschaft und die kleinen Angestellten zu leiden. In den Städten drückten zudem Wohnungsnot und hohe Mietpreise. Kriegsgewinne wurden also nicht zuletzt auf dem Buckel der Stadtbewohner erzielt. 1918 bezog durchschnittlich ein Sechstel der Schweizerinnen und Schweizer staatliche Notstandshilfe. In den Städten war es ein Viertel.<sup>36</sup> Zu den wirtschaftlichen Profiteuren gehörten neben den Bauern auch manche Unternehmer. Vor allem die Metall-, Maschinen-, Uhren- und Chemieindustrie verzeichnete erhebliche Kriegsgewinne. Die vielen Arbeiter, die bei der Grenzbesetzung «Aktivdienst» leisten mussten, waren daran nicht beteiligt. Grosse soziale Gegensätze prägten die Schweiz während des Ersten Weltkriegs. Die Auseinandersetzungen zwischen der Not leidenden Arbeiterschaft auf der einen Seite und Arbeitgebern, Landesregierung und Militärführung auf der anderen Seite eskalieren kurz nach Kriegsende im November 1918. Es kam zum Landesstreik, der schliesslich durch ein massives Armeeaufgebot beendet wurde. Dabei spielte erneut der Gegensatz zwischen Stadt und Land eine wichtige Rolle. Thomas Maissen schreibt dazu in seiner *Geschichte der Schweiz*: «Um Verbrüderungen zu verhindern, hatte die Armeeführung nämlich Soldaten aus ländlichen Gebieten gegen die städtischen Streikenden mobilisiert, also gleichsam die bäuerlichen Nutzniesser der Kriegsjahre gegen deren Leidtragende.»<sup>37</sup>

Es erstaunt nicht, dass im *Füsilier Wipf* kaum soziale Unterschiede oder politische Differenzen zwischen linken und rechten Anliegen zu spüren sind. Gegensätze dieser Art, welche für die Zeit von 1914–1918 symptomatisch sind, wollte die Geistige Landesverteidigung im Umfeld des Zweiten Weltkriegs überspielen und im Pathos des gesellschaftlichen Einheitsgedankens auflösen. Bezeichnend dafür ist die Rolle des Füsiliers Meisterhans. In Faesis patriotischem Roman ist Meisterhans ein Sozialdemokrat, der ange-

sichts der Kriegsgefahr seinen internationalistischen Pazifismus aufgibt und seine Weltanschauung revidiert.<sup>38</sup> Dieser historisch-gesellschaftspolitische Aspekt in Faesis Roman wird im Film in keiner Weise aufgenommen, im Gegenteil. Das Drehbuch identifiziert Meisterhans nicht einmal mehr als Sozialisten. Es begnügt sich damit, ihn als Aufschneider, Choleriker und Vater eines unehelichen Kindes zu charakterisieren. Bezeichnend für den Film: Meisterhans gibt seine provokative, unangenehme Art allmählich auf und integriert sich schliesslich als immer noch etwas vorlauter, aber ganz sympathischer Kerl in die Armee-Einheit. Werner Wider beschreibt diese Wendung in seiner Darstellung des Schweizer Films als Ausdruck eines «Integrationskonzepts»,<sup>39</sup> welches zum festen Bestandteil des Programms der Geistigen Landesverteidigung gehörte: «Als Abwehr- und Propagandafilme schliessen die GLV-Filme alles von vorneherein aus, was die Geschlossenheit der Heimat ernstlich in Frage stellen könnte. Als Propagandafilme gehen sie von der bereits erreichten Einheit der Heimat aus, und da diese zeitlos wie die Berge ist, kann sie auch nicht als Resultat überwundener Widersprüche vorgeführt werden.»<sup>40</sup> Deshalb ist selbst der Unterschied zwischen den Soldaten und ihren Vorgesetzten im Film nur dezent angedeutet. Befehle werden sinnvoll und ruhig erteilt, und wenn ein Offizier für einmal deutlich wird, dann ist es in erster Linie väterlich gemeint. In der Realität herrschte im Ersten Weltkrieg ein sehr distanziertes, von Standesdünkeln geprägtes Verhältnis zwischen den militärischen Rängen. Viele Soldaten litten unter einem Dienstbetrieb, «in dem Offiziere, die sich sozial und in ihrem Verhalten stark abhoben, sie drillten und massregelten».<sup>41</sup>

## FAZIT<sup>42</sup>

---

*Füsilier Wipf* erzählt vordergründig Episoden aus der Zeit der Grenzbesetzung von 1914–1918. Im Kern ist der Film jedoch zur Hauptsache ein aussagekräftiges Zeugnis des Zeitgeistes, der die Schweiz von 1938 beherrschte. Die Probleme und Konflikte, mit denen sich die Schweiz während des Ersten Weltkriegs auseinandersetzen hatte, finden denn auch kaum oder dann nur in abgeschwächter oder verzerrter Form Eingang in die Filmgeschichte. Seien es die Differenzen zwischen Welsch- und Deutschschweiz, Arbeiterschaft und Bürgertum oder Stadtbevölkerung und Bauernschaft. Der Erste Weltkrieg wurde in dieser Weise geschichtskulturell rein funktional thematisiert und für die Bedürfnisse der späten 1930er-Jahre verwendet.

*Füsilier Wipf* lässt sich als populäres Wunschbild für die Schweiz kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verstehen. Der Film repräsentiert die Hoffnung vieler Schweizerinnen und Schweizer in der politischen Situation

von 1938, dass ihre Unabhängigkeit und kulturelle Eigenständigkeit durch ein armeererbundenes und bodenständiges Schweizertum zu bewahren sei.

Vor dem Hintergrund einer akuten Bedrohungslage leitete *Füsilier Wipf* 1938 die erfolgreichste Phase des Schweizer Filmschaffens ein. Nie mehr seither erreichte der Schweizer Film in der breiten Bevölkerung jenen Zuspruch wie in der Zeit zwischen 1938 und 1943.

## Anmerkungen

---

- 1 Werner Wider, *Der Schweizer Film 1929–1964. Die Schweiz als Ritual*, Band 1, Zürich 1981, 185.
- 2 Hervé Dumont, *Leopold Lindtberg und der Schweizer Film 1935–1953*, Neu-Ulm 1981, 164f.
- 3 Zitiert bei Dumont, Lindtberg, 33.
- 4 Robert Faesi, *Füsilier Wipf. Eine Geschichte aus dem schweizerischen Grenzdienst*, Frauenfeld 1917, überarbeitete Fassung ebd. 1938.
- 5 Thomas Zaugg, *Lieblingsszenen: «Füsilier Wipf»*. <http://blog.dasmagazin.ch/2012/05/07/lieblingsszenen-fuesilier-wipf/>, 7. 5. 2012.
- 6 Klaus W. Tofahrn, *Chronologie des Dritten Reiches*, Darmstadt 2003, 63.
- 7 Dumont, Lindtberg, 163.
- 8 Vgl. Josef Mosser, *Die Geistige Landesverteidigung in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens in der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), 685–708.
- 9 Offizielle Zielsetzung der Landesausstellung war es, zu zeigen, was die Schweiz kulturell und politisch von ihren deutschen, französischen und italienischen Nachbarn trennte. (Vgl. Dumont, Lindtberg).
- 10 Hervé Dumont, *Geschichte des Schweizer Films*. Schweizer Filmarchiv/Cinémathèque Suisse, Lausanne 1987, 218f.
- 11 Auf Hochdeutsch übersetzt: «Ja, «die Freiheit», manchmal an einem Stammtisch oder in Festreden nerven gewisse Phrasen «über die Freiheit» gemein. Aber im Notfall, wenn's drauf ankäme, würde doch jeder von uns diese Freiheit mit Nägeln und Zähnen verteidigen. So bleibt uns halt nichts anderes übrig, als noch eine Weile Wache zu schieben, auch wenn wir dabei frieren.»
- 12 Zitiert bei Dumont, Schweizer Film, 222.
- 13 Siehe Dumont, Schweizer Film, 219.
- 14 Edwin Arnet, *Neue Zürcher Zeitung* vom 11. 9. 1938, zitiert bei Dumont, Lindtberg, 33.
- 15 Botschaft des Bundesrats vom 13. 7. 1937. Zitiert nach Felix Aeppli, *Der Schweizer Film 1929–1964. Die Schweiz als Ritual*, Band 2, Zürich 1981, 88–93.
- 16 Siehe dazu Aeppli, Schweizer Film, 80 und 96–98.
- 17 Vgl. zu den wirtschaftlichen Auswirkungen für das Filmschaffen: Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, *Heimatfilme und Denkmäler für Grippetote. Geschichtskulturelle Reflexionen zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz*, in: Christoph Kühberger, Andreas Pudlat (Hg.), *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*, Innsbruck, Wien und Bozen 2012, 199–215.
- 18 Die meisten der bekannten Darsteller waren sowohl Mitglieder des Schauspielhaus-Ensembles als auch des populären Cabarets Cornichon (Heinrich Gretler, Emil Hegetschweiler, Elsie Attenhofer, Zarli Carigiet, Max Werner Lenz u. a.).
- 19 Paul Hubschmid und Lisa della Casa waren Film-Debütanten.
- 20 Dumont, Lindtberg, 163.
- 21 Ebd., 164.
- 22 Ebd.
- 23 Zaugg, *Das Magazin*, 7. 5. 2012.
- 24 Dumont, Schweizer Film, 222.
- 25 Dumont, Lindtberg, 164.
- 26 Wider, Schweizer Film, 172.
- 27 Vgl. ebd., 173.
- 28 Am Mobilmachungstag im August 1914 war die Ausrüstung der Schweizer Armee generell mangelhaft, was im Füsilier Wipf nicht thematisiert wird. Der Stahlhelm traf erst 1918 ein (vgl. Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010, 243).
- 29 «Wir passen nicht zusammen!»
- 30 «Ich bin für die Schweizer.»
- 31 Wider, Schweizer Film, 192.
- 32 Vgl. Maissen, *Geschichte*, 240.
- 33 Dumont, Schweizer Film, 221.
- 34 Wider, Schweizer Film, 182.
- 35 Vgl. im Folgenden zur Situation der Schweiz während des Ersten Weltkriegs u. a. Maissen, *Geschichte*, 240–246, und Willi Gautschi, *Der Landestreik 1918*, Zürich 1988, Kapitel I.
- 36 Maissen, *Geschichte*, 243.
- 37 Maissen, *Geschichte*, 245.
- 38 Die Haltung der Sozialdemokraten gegenüber der Armee entwickelte sich in der Realität genau umgekehrt: Zwar schlossen die Sozialdemokraten 1914 zunächst einen Burgfrieden mit der Landesregierung. Doch «angesichts der Not leidenden Arbeiterschaft ging die SP zusehends auf Distanz zur militärischen Landesverteidigung und lehnte sie am Parteitag 1917 grundsätzlich ab» (Maissen, *Geschichte*, 244).
- 39 Wider, Schweizer Film, 183.
- 40 Ebd., 182.
- 41 Maissen, *Geschichte*, 243.
- 42 Siehe dazu auch: Peter Neumann, *Der Spielfilm als historische Quelle – Mit einer Analyse von «Füsilier Wipf»*, Zürich 1988, und Peter Neumann, *Der historische Hintergrund zum Film «Füsilier Wipf»*, [http://de.memoriav.ch/dokument/Sortiedulabo/sdl\\_hintergruende\\_fuesilierwipf.pdf](http://de.memoriav.ch/dokument/Sortiedulabo/sdl_hintergruende_fuesilierwipf.pdf), 2. 5. 2007.

## Bildnachweise

---

1–6 Füsilier Wipf, Schweiz 1938, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF).

# HIERARCHISIERUNGEN IN DER GRENZBESETZUNG. ZIVILGESELLSCHAFT UND ARMEE IM FILM «GILBERTE DE COURGENAY»

Der 1941 entstandene Film *Gilberte de Courgenay*<sup>1</sup> erzählt eine Geschichte in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs.<sup>2</sup> Es handelt sich um einen Spielfilm; er war bei seiner Lancierung äusserst erfolgreich – man kann mit gutem Grund davon ausgehen, dass ihn damals mindestens jede zweite Schweizerin und jeder zweite Schweizer gesehen haben.<sup>3</sup> Der Spielfilm ermöglichte auch den Durchbruch der Schauspielerin Anne-Marie Blanc, die mit dem Film zu einer Art Nationalfilmschauspielerin wurde.<sup>4</sup> Das Lied gleichen Namens, verbreitet von Hanns in der Gand, einem Soldatenliedersänger des Ersten Weltkriegs,<sup>5</sup> gehört seither zum Repertoire der schweizerischen Soldaten.

Die Geschichte, die der Film *Gilberte de Courgenay* erzählt, ist ebenso trivial wie schnell erzählt: Die Artilleriebatterie 38 der Schweizer Armee wird im französischsprachigen jurassischen Courgenay stationiert. Dort führen die Eltern Montavon ein Hotel, das *Hôtel de la Gare*. Die Offiziere nehmen dort Logis, während die Soldaten in Massenunterkünften mit Strohunterlage in einem der grossen Nebengebäude untergebracht werden. Die Tochter Gilberte serviert im Restaurant und wird schnell zur guten Seele für Soldaten wie Offiziere, insbesondere als die Einheit über Weihnachten nicht nach Hause darf. Einer der Soldaten, Peter, wird zusehends unglücklicher, weil er nicht versteht, weshalb seine Verlobte Tilly ihm seine Briefe nicht beantwortet. Weder er noch Tilly selbst wissen, dass deren Vater ihre Beziehung hintertreibt und die Briefe zurückhält. Peter findet bei Gilberte Verständnis und schliesslich Zuneigung, nachdem er ihr vor und mit der gesamten Einheit das Lied *Gilberte de Courgenay* vorgesungen hat. Tilly aber ist inzwischen von zu Hause nach Courgenay durchgebrannt, nachdem sie erfahren hat, dass

Peter dauernd versucht hat, mit ihr in Kontakt zu treten. Sie ist anwesend, als er Gilberte als Vertreter aller Soldaten, aber auch in deutlich eigenem Werben, das Ständchen bringt. Tilly ist zuerst verzweifelt, von Peter zurückgewiesen und von allen abgelehnt zu werden. Dann aber stellt sie sich, angeleitet von Gilberte, in den Dienst der Bedürfnisse der Soldaten – wie dies Gilberte immer schon getan hat. Sie bringt denselben Tee ins Feld, gewinnt so deren Achtung und ihren Verlobten zurück, während Gilberte damit, dass sie Tilly an ihrer Stelle ins Feld schickt, auf ihre Verliebtheit verzichtet und sich auf ihren (nationalen) Dienst an allen Soldaten zurückbesinnt.

Der Film kann bezogen auf Herstellung und Ausstrahlung als kulturelles Ereignis oder bezogen auf die Zeit der erzählten Geschichte in unterschiedlichsten Perspektiven und mit unterschiedlichsten Einordnungen thematisiert und analysiert werden. So gibt es dazu Untersuchungen aus filmgeschichtlicher Perspektive<sup>6</sup> oder mit dem Fokus auf der Analyse der gezeigten Geschlechterbilder.<sup>7</sup> Dieser Beitrag richtet den Blick darauf, dass sein Plot eben im Ersten Weltkrieg spielt, und interessiert sich dafür, wie 1941 diese Geschichte erzählt wurde. Dies ist deshalb lohnend, weil der Film hinsichtlich einer Gesellschaft während des Kriegs und bezüglich des Verhältnisses von Armee und Zivilgesellschaft deutliche Botschaften transportiert, deren damalige Virulenz offensichtlich ist. Es wird also deutlich werden, welches Gesellschaftsbild und welche (gesellschafts-)politischen Konzepte in diesem Paradebeispiel der Geistigen Landesverteidigung verbreitet wurden. Umgekehrt wird auch sichtbar, wie der Film Problemthemen der Erzählung über die Schweiz im Ersten Weltkrieg aufgriff. Der Film eröffnet über die Filmerszählung und die Rollendefinitionen den Blick wie durch ein Brennglas darauf, wie man sich zur Zeit der Vorführung des Films eine Gesellschaft im Krieg, also im Zweiten Weltkrieg, von staatlicher Seite her wünschte und erwartete. Indem die Filmpersonen mit ihren Zweifeln, Nöten und ihrem Handeln diese hierarchisierte Welt sowohl herstellen wie auch als Norm vorleben, macht der Film deutlich, mit welcher gesellschaftlichen Ordnung und welcher individuellen Hierarchisierung von Werten die patriotische Gesellschaft die bedrängte schweizerische Nation unterstützen und tragen sollte.

In seiner Wirkung im Rückbezug auf Vergangenes zielte der Film im Jahr 1941, als er lanciert wurde, auf die damalige (Kriegs-)Gegenwart und Zukunft. Seine Botschaften wurden aber auch weit bis in die Nachkriegszeit weitertransportiert und verstanden. Seine Aussagen, wie diejenigen ähnlicher Erzeugnisse,<sup>8</sup> hatten zudem ihre Wirkung auf die Sicht, die die Geschichtswissenschaft in der Folge auf die Schweiz im Ersten Weltkrieg entwarf.<sup>9</sup>

«GILBERTE DE COURGENAY»  
ALS ZEUGNIS DER GESCHICHTSKULTUR

---

Der Film *Gilberte de Courgenay* ist eine Manifestation der damaligen Geschichtskultur, also des damaligen gesellschaftlichen Umgangs mit Vergangenheit.<sup>10</sup> Er ist ein Beispiel für die Konstruktion von Geschichte und Erzählungen historischer Sachverhalte unter dem Primat jeweils aktueller gesellschaftlicher und individueller Orientierungsbedürfnisse. Solche Erzählungen entstehen und verfestigen sich zumeist in der gesellschaftlichen Kommunikation. Sie basieren, wie geschichtswissenschaftliche Darstellungen auch, auf Überresten der Vergangenheit, aber nicht wie diese primär theoretisch reflektiert und methodisch kontrolliert, sondern bezogen auf ein gegenwärtiges Interesse und der jeweiligen Gattung gehorchend, in welcher erzählt wird. Dabei sind Unterhaltung, Belehrung, politische Einflussnahme nur einige dieser Interessen, denen diese Geschichtserzählungen folgen können. Die Erzeugnisse der Geschichtskultur der Gesellschaft von 1941 können in ihrer Summe also zeigen, welche Orientierungsbedürfnisse und Identitätsvergewisserung die damalige Gesellschaft verhandelte und wie sie dabei mit ihrer Vergangenheit umging, um aktuelle Fragen zu klären.<sup>11</sup>

Die internationale Forschung hat längst festgestellt, dass der Erste Weltkrieg für den gesellschaftlichen Umgang mit Konflikten des 20. Jahrhunderts eine prominente Stellung einnimmt. So hat etwa der Kulturhistoriker Jay Winter festgehalten: «Die Bilder, sprachlichen Formen und Praktiken, die während und nach dem Grossen Krieg entstanden, formten die Weise, in welcher zukünftige Konflikte vorgestellt und erinnert wurden.»<sup>12</sup> Auch Reinhart Koselleck und Michael Jeismann haben mit Bezug auf die Kriegerdenkmaltraditionen betont, dass die nationalen Gedenkmonumente und die damit verbundenen Akte in ihren ästhetischen Formen, Bildsprachen und sprachlichen Formeln über die Nationen hinweg weitgehend vergleichbar waren, dass sich diese seit dem Deutsch-Französischen Krieg eingeleitete Tradition mit dem Ersten Weltkrieg dramatisch vertiefte und dass sie eben trotz feindselig begriffener nationaler Inhalte formal weitgehend identisch war. Das Gedenken bei den Monumenten für die Kriegstoten setzte sich derart durch, dass auch die Schweiz eine Denkmalkultur begründete, obwohl in diesem Land von eigentlichen Kriegstoten nicht die Rede sein konnte.<sup>13</sup>

Inwiefern in der Schweiz die geschichtskulturelle Bearbeitung und Nutzung des Ersten Weltkriegs ähnlich intensive Züge annahm wie bei den an den Kriegen unmittelbar beteiligten Nationen, wird aktuell erforscht.<sup>14</sup> Es gibt bereits Hinweise, dass auch in der Schweiz in den unmittelbar auf den Krieg folgenden Jahren ein starkes Bedürfnis bestand, die Erfahrungen in Erinnerungen zu thematisieren, Gedenken zu installieren, Geschichten zu

erzählen und dem Vergangenen Sinn zu verleihen. Konstatierbar sind Einweihungsanlässe bei den erwähnten Denkmälern, Erinnerungsbücher militärischer Einheiten der Grenzbesetzung und Anklänge in bundesrätlichen Reden. Aber sicher ist, dass mit der sogenannten Geistigen Landesverteidigung ab 1933 der Bezug zum Ersten Weltkrieg – neben anderen Themen (etwa den Gründungsmythen) – wichtig geworden ist. Nun werden «Erinnerungen» konstruiert, wird von dem berichtet, was im Nachhinein als Erfahrung reklamiert wurde. Nun entstehen Deutungen der Schweiz im Ersten Weltkrieg, die über Jahrzehnte wirkungsmächtig bleiben werden. Gilberte de Courgenay war in diesem Prozess zentral.

### «GILBERTE DE COURGENAY»: EIN INSTRUMENT DER GEISTIGEN LANDESVERTEIDIGUNG

---

Die Geistige Landesverteidigung zwischen 1933 und 1945 (und modifiziert bis in die 1970er-Jahre) war ein Kulturprogramm, das seine Anfänge in privaten und parastaatlichen Kreisen nahm und 1938 mit der Kulturbotschaft der eidgenössischen Regierung offiziellisiert wurde. Sie bezweckte, die Bevölkerung über alle Unterschiedlichkeiten hinweg auf den Dienst an der Heimat, auf die Unterordnung unter eine höhere – nationale – Zielsetzung einzuschwören. Sie hatte die Schaffung einer nationalen Identität und die Identifikation der und des Einzelnen mit deren Inhalten und Zielsetzungen zum Ziel.<sup>15</sup> Die Geistige Landesverteidigung war damit eine genuin schweizerische Schöpfung, deren Ausgestaltung und Programmatik auf die Bedürfnisse der damaligen politischen Situation abgestimmt waren. Gleichzeitig ist an den Elementen, den Argumentationsstrukturen, den propagierten nationalen Werten beziehungsweise den für die Einzelnen errichteten Normen die Transnationalität solcher kulturpolitischen Aktivität deutlich: Es fällt bei genauerem Hinschauen nicht schwer, die Parallelitäten mit anderen nationalen sogenannten Schulterschlüssen totalitären wie demokratischen Zuschnitts zu entdecken, und es fallen auch zeitliche Übereinstimmungen in der Entwicklung von nationalen Diskursen auf. Dagegen werden sich die Differenzierungen und Abweichungen erst bei weiter vorangeschrittener Forschung definieren lassen.

Gilberte de Courgenay ist ein Zeugnis der Geistigen Landesverteidigung, auch wenn der Film das Produkt eines gewinnorientierten privaten Filmproduzenten ist. Dies weil die Schweizerische Eidgenossenschaft aufgrund der Kulturbotschaft und nachgelagerter Beschlüsse begonnen hatte, die schweizerische Filmindustrie zu fördern. Zwar schloss sie explizit die (Teil-)Finanzierung von Filmen aus.<sup>16</sup> Aber es entstand ein komplexes Zusammenspiel behördlicher Massnahmen, indem die Vorführung schweizerischer ge-

genüber amerikanischen Filmen privilegiert, das «Schweizerische» in einer Filmproduktion definiert und über Zensur gelenkt wurde, was in den schweizerischen Kinos gezeigt wurde. Bei den einheimischen Produktionen seit 1938 bis in die 1960er-Jahre hinein kann man deshalb von staatlich geprüften Geschichten und Botschaften ausgehen. Im Fall der *Gilberte de Courgenay* war die Zusammenarbeit zwischen privater Filmgesellschaft und staatlichen Stellen zudem eng: Die Schweizer Armee stellte die Truppen zur Verfügung, die es bei den Filmarbeiten für die Darstellung des Diensts in Courgenay brauchte. Dass damit eine zusätzliche Kontrolle des Erzählten einherging, kann angenommen werden.

Die Zeit des Ersten Weltkriegs war nur eine der Zeitspannen der Vergangenheit, auf die in der Geistigen Landesverteidigung Bezug genommen wurde. Ebenfalls sehr dominant war insbesondere die Thematisierung der mythischen Gründungsphase der Eidgenossenschaft. Der Erste Weltkrieg eignete sich vorerst deshalb für die Vertiefung des historisch unterlegten Nationalgefühls, weil die politisch-militärischen Konzepte der sogenannten nationalen Behauptung auch für den kommenden, später dann aktuellen Krieg dieselben bleiben sollten wie im Ersten Weltkrieg: Neutralität, Grenzschutz und Militarisierung der Gesellschaft. Der Film *Gilberte de Courgenay* ist – aufgrund seiner damaligen Verbreitung und seiner lange anhaltenden Bekanntheit – ein herausragendes Beispiel für die propagierten Vorstellungen von Gesellschaft, für Normen des individuellen Handelns und insgesamt für die überragende Bedeutung der wehrhaften Nation in der kulturpolitischen Mobilmachung der schweizerischen Zivilbevölkerung während und mit der Geistigen Landesverteidigung. Die Geschichte aus dem Ersten Weltkrieg war wichtig, weil ältere Mitglieder der angesprochenen Bevölkerung mit dieser Zeit sehr unterschiedliche und vielfach problematische individuelle Erfahrungen verbanden, die so als «kollektive Erinnerung» geformt und gerichtet werden konnten und auch mussten.<sup>17</sup>

Dass die individuellen Erinnerungen an die Zeit des Ersten Weltkriegs zumindest ambivalent gewesen sein müssen, lässt sich indirekt auch an verschiedenen Themen nachvollziehen. Im Folgenden werden diese Themen für die Analyse des Films *Gilberte de Courgenay* benützt. Zusammenfassend können so die Hierarchisierung der schweizerischen (Kriegs-)Gesellschaft und die darin wirksamen Kategorien dargestellt werden, um einen Blick auf jenes Selbstbild zu gewinnen, das die offizielle Schweiz von sich als Staat und Gesellschaft entwarf und lange Zeit bewahrte.

## DER KULTURELLE GRABEN ZWISCHEN FRANZÖSISCH- UND DEUTSCHSPRACHIGER SCHWEIZ

---

Im dominanten Narrativ wird der Erste Weltkrieg als eine Zeit der kulturell bedingten Zerreißprobe zwischen der Deutschschweiz und der Romandie dargestellt. Anlass dafür war die am Anfang des Kriegs intensive öffentliche Thematisierung der Frage, ob die sprachkulturellen (bis hin zu «ethnischen») Zugehörigkeiten die Nation Schweiz auseinandertreiben werden. Romands hätten sich Frankreich und Deutschschweizer dem Deutschen Reich zugehörig gefühlt. Sie hätten befürchtet, dass die jeweils anderen die Schweiz und ihre Neutralität aus kulturellen Gründen verraten könnten. Die heftigen öffentlichen Diskussionen über die sprachregionalen Loyalitäten hatten jedoch insbesondere von Seiten der Romands häufig eine politische Stossrichtung:<sup>18</sup> Es bestand dort, wie auch in Teilen der Linken des Landes, ein Misstrauen gegenüber der Armeeführung und Regierung angesichts verbreiteter Deutschfreundlichkeit und Sympathien für den deutschen Obrigkeitsstaat in Kreisen der deutschschweizerischen Eliten. Die politische Dimension des so beschworenen Grabens wurde spätestens in der Geistigen Landesverteidigung nicht mehr thematisiert, der Graben als kulturell bedingt charakterisiert und damit einem auch anderswo gängigen Ethnonationalismus gefolgt.

Diesem entpolitisierten Verhältnis zwischen Romandie und Deutschschweiz folgt *Gilberte de Courgenay*. Der Film sollte ja in beiden Landesteilen eine freundliche Aufnahme finden können. So spielt der Film im französischsprachigen Jura. Die stationierte Einheit stammt aus der deutschsprachigen Schweiz. Deutschschweizer, die nicht französisch sprechen, werden von den Kameraden verspottet, aber alle sind dann wiederum glücklich, dass Gilberte Deutsch kann. Und mit der quasi von der Romandie her ermöglichten sprachlichen Verständigung zeigt sich, dass es keine kulturellen (geschweige denn politischen) Probleme gibt. Die alltägliche Verwendung deutschschweizerischer Mundart als Kommunikationsidiom fordert die Anpassung der französischsprachigen Gilberte ein. Allerdings wird ihr dafür im Lied *La petite Gilberte* dann auf Französisch gedankt, was wesentlich für die Akzeptanz des Films in der Romandie verantwortlich gewesen sein dürfte.

Dass es hinter den Sprachbarrieren in der Tat um die nationale Überwindung regionaler Differenzen geht, von denen die sprachliche nur als äusserst markante verstanden wird, wird damit nahegelegt, dass mit der Batterie 38 für den Film eine militärische Einheit gewählt wurde, die nicht nur tatsächlich auch in Courgenay stationiert, sondern auch aus deutschsprachigen Soldaten unterschiedlichster kantonaler Herkunft zusammengesetzt war. Das alltägliche Zusammenleben dieser Soldaten und ihr freundschaftlicher

Kontakt mit Gilberte vermochten die Idee der nationalen Verständigung und Verbundenheit zu untermalen.<sup>19</sup>

Und mit der deutlichen Anspielung auf Vorkommnisse während des Ersten Weltkriegs, als durchfahrende Transporte mit französischen Verwundeten bei ihrem Halt in Bahnhöfen von begeisterten Romands gefeiert worden sein sollen,<sup>20</sup> präsentiert sich jene Szene im Film, bei der ein Bahntransport von deutschen Verwundeten von Verdun nach Konstanz Halt in Courgenay (sic!) macht. Hier aber ist kein Jubel zu sehen. Vielmehr paaren sich Betroffenheit mit dem Wunsch zu helfen. Und: Es sind dann nicht allein die deutschschweizerischen Soldaten, die den Verwundeten Hilfe und Unterstützung leisten, sondern an prominenter Stelle auch die französischsprachige Gilberte.

### BÜRGERLICHE ARROGANZ UND AUSGLEICHENDE VATERLANDSLIEBE

---

Interessanterweise begründet der Film die soziale Kluft zwischen bürgerlichen, unternehmerischen Kreisen und den ärmeren und mittellosen Schichten nicht – wie sonst üblich<sup>21</sup> – mit den Folgen des Kriegs und dem Versagen der Regierung. Vielmehr wird diese Kluft tatsächlich auf eine grundsätzlich nicht soziale, auf soziale Abgrenzung bedachte Haltung des Bürgertums zurückgeführt. Zwar ist Courgenay als Ort mit «neun Einwohnern», wie eingangs von einem Soldaten festgehalten wurde, wenig geeignet, um soziales Elend, soziale Spannungen oder finanzielle Sorgen von Soldatenfamilien anzusprechen. Aber die Liebe des Soldaten Peter zu seiner Tilly ist von der sozialen Kluft zwischen Bürgertum und Habenichtsen bedroht. Tilly ist die Tochter des Patrons des Hotels in Bern, in welchem er in Friedenszeiten im Büro arbeitet. Dieser Patron ist gleichzeitig sein Pate, der ihn zwar beruflich fördert, aber gleichzeitig doch eine deutliche Distanz zu dem mittellosen Patenkind hält. Dementsprechend versucht er, die Liaison zwischen Tilly und Peter zu verhindern. Deswegen fängt er auch die Briefe ab, die Peter seiner Tilly aus dem Grenzdienst schreibt. Der Hotelier reist in den Jura, um Peter mit finanziellen Argumenten «zur Vernunft» und von einer Verbindung mit Tilly abzubringen. Peter fühlt sich herabgewürdigt und in seiner Liebe bedroht und beginnt, sich mit steigender Verbitterung klassenkämpferisch zu äussern. Er will gar den Wachdienst verweigern, weil er nicht einsieht, weshalb er sich für die Allgemeinheit einsetzen soll, die ihn nicht gleichberechtigt an der Gesellschaft teilhaben lassen will. So erscheint Peter zwar als Hitzkopf, aber der eigentlich Schuldige an der Verschärfung des sozialen Klimas und der (drohenden) Abwendung Peters vom Vaterland ist der Hotelier, der seinem Angestellten und Patenkind trotz seiner Tüchtigkeit die sozialen Schranken zum Bürgertum nicht öffnen will.

Zudem: Dass Tilly von zu Hause zu Peter durchbrennt, kann als Ausdruck ihrer Liebe verstanden werden, aber nicht als klassenversöhnender Akt. Vielmehr erhält dieses Handeln eine Deutung als Ausdruck eines mangelnden Realitätssinns, mit dem sie die eigene Verankerung und ihr Gebundensein in ihrer Schicht ausser Acht lässt. Dieser Mangel zeigt sich ja auch in ihrer Orientierungslosigkeit angesichts der Aufgaben, die ihr von den Notwendigkeiten der Truppe auferlegt sind. Es ist Gilberte, die ihr zeigt, dass sie in den Zusammenhängen der mobilisierten Armee ihre kleinlichen persönlichen Wünsche zurückstellen, sich über die tatkräftige patriotische Unterstützung der Truppen die Achtung der Umwelt erwerben und die Liebe von Peter zurückgewinnen muss.

Die sozialen Gräben aber schütten sich erst zu, als Tillys Vater zum zweiten Mal nach Courgenay reist, diesmal, weil er seine durchgebrannte Tochter zurückholen will. Kurz vor Courgenay muss er die Strasse frei machen und sein Auto anhalten, weil die Truppen durchmarschieren. In seiner steigenden Freude über den Anblick der marschierenden Soldaten, unter denen er auch Peter erblickt, schliesst er diesen schliesslich mit ins nationale Kollektiv ein, gewinnt von ihm ein positives Bild und versöhnt sich so damit, dass Peter sein Schwiegersohn werden soll. Der vaterländische Dienst Peters macht ihm bewusst, dass auch er einst Armeeingehöriger war, den Dienst also mit Peter gemeinsam hat. Er stellt so eine vaterländische Gleichheit zwischen sich und Peter her, die der sozialen Kluft zwischen Bürgertum und Unterschichten übergeordnet ist.<sup>22</sup>

Der Film zeigt bei den erwähnten Themen also Verhaltensweisen der Personen, die nicht den Entwicklungen und Verhältnissen entsprechen, die so im nationalen Narrativ nicht dargestellt wurden. Vielmehr reagiert der Film auf die durch das Narrativ gezeigten Probleme der schweizerischen Gesellschaft im Ersten Weltkrieg, indem wichtige Figuren der Handlung eine konsequent andere Haltung zeigen – wie Gilberte und die Soldaten in ihrem unkomplizierten, herzlichen Umgang miteinander und in der gemeinsamen humanitär statt ethnonational begründeten Versorgung der verwundeten Deutschen. Protagonisten wie der Vater Tillys wandeln ihr Denken und Verhalten während der Handlung zum Besseren: Der Vater lässt sich in patriotischer Anwandlung vom Wert des mittellosen Peter auch als Schwiegersohn überzeugen und verzichtet damit auf die Grenzziehung zwischen Vermögenden und Besitzlosen. Peter selbst radikalisiert sich angesichts der anfänglichen Zurückweisung durch den Vater Tillys zum sozialistisch redenden, Dienst ablehnenden potenziellen Vaterlandsverräter, der vorläufig nur deshalb doch «Wache schieben» geht, weil ihm Gilberte unmissverständlich klar macht, dass sie ihn sonst nicht mehr achten könne, wenn er seine Pflicht dem Vaterland gegenüber so mutwillig verletze. Erst als seine Verbindung mit Tilly vom

Vater gebilligt wird, kehrt er zu seiner gut meinenden und aufrechten Haltung zurück. Der Film deutet also politischen (Links-)«Extremismus» als Folge einer Verweigerung der Integration in die bürgerliche Gesellschaft und fordert mit dem Gesinnungswandel von Tillys Vater den vaterländischen Schulterschluss. Die Figuren erhalten so Vorbildfunktion für die Zuschauerinnen und Zuschauer des Films: Geachtet und geliebt werden jene Personen, die der nationalen Sache dienen, dabei auch persönliche Wünsche und Gefühle zurückstellen können und alle gleich respektieren und behandeln.

### GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE: LEERSTELLE IM NARRATIV UND AUFLADUNG IM FILM

---

Die Geschlechterverhältnisse der Schweiz im Ersten Weltkrieg sind kein Thema des geschichtswissenschaftlichen Narrativs. Die meisten geschichtswissenschaftlichen Werke thematisieren Geschlechter nicht. Es lassen sich daraus keine Schlüsse ziehen, ausser dass es diesbezüglich in der Geschichtsschreibung jahrzehntelang einen blinden Fleck gab. Auch diesbezüglich verhält sich der Film völlig anders. Die Darstellung von Frauen und Männern in der Gesellschaft der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ist der Geschichte eingeschrieben. Darüber hinaus werden sie in die Identitätskonstruktionen der Geistigen Landesverteidigung eingegossen.

Während das Männerleitbild im historischen Kontext primär ein Soldatenbild ist,<sup>23</sup> zeigt das Frauenleitbild<sup>24</sup> in *Gilberte* eine zivile, aber auf die Dienstleistung an der Armee fokussierte Person. Janine Schmutz, die dieses Frauenleitbild untersucht hat, betont dabei, dass es Anne-Marie Blancs Verkörperung von *Gilberte* gelang, breite Schichten anzusprechen und damit den Erfolg des Films massgeblich zu sichern. Dafür verantwortlich macht sie zum einen die (bürgerliche) Eleganz der *Gilberte*-Figur, die sich paart mit einer hausfraulichen Fürsorglichkeit für das leibliche, aber auch das seelische Wohl der Truppenangehörigen.<sup>25</sup> Die Wirtsstube wird zum nationalen Wohnzimmer, in welchem der patriotische Einsatz von *Gilberte* für das Vaterland stattfindet. Sie verkörpert so jene Frauen, die im Ersten Weltkrieg die Soldatenstuben geführt und betreut hatten. Dass diese allerdings den Einsatz nicht als Haustöchter, sondern als Mitglieder einer vereinsmässig strukturierten Organisation geleistet hatten, passte nicht ins Konzept der Geistigen Landesverteidigung. Ebenso wenig wurde thematisiert, dass ein gewichtiger Teil der Frauenorganisationen des Ersten Weltkriegs mit ihrem Dienst am Vaterland die Erwartung auf die Gewährung der staatsbürgerlichen Rechte verbunden hatte.<sup>26</sup> Solche Kontexte widersprachen nämlich dem Ideal der Geistigen Landesverteidigung von der Frau als Zentrum der Familie und Hüterin des Her-

des,<sup>27</sup> das mit dem Film wirkungsmächtig popularisiert wurde. Dabei wurde sowohl den Liebesbeziehungen als auch den mehr oder weniger unterschwellig präsenten sexuellen Anziehungskräften ein Ort zugewiesen. Denn Gilberte war für beides durchaus empfänglich, führte aber vor, wie eine junge, «anständige» Frau in patriotischem Zusammenhang damit umzugehen hatte. Die damit sichtbare Dimension der Erotik, die jederzeit kontrolliert blieb, machte Gilberte sowohl begehrenswert als auch Respekt erheischend. Die Figur bot sich damit den Frauen als Objekt empathischer Bewunderung, den Männern als Ziel respektvollen Begehrens an.

## DIE SCHWEIZER ARMEE

---

Die Darstellung der Verhältnisse in der Armee während des Ersten Weltkriegs zeigen, dass der Verteidigungswille und die Verteidigungsfähigkeit der Armee nicht in Zweifel gezogen werden mussten. Gegen ein Bild von Aspekten, die bezüglich der Grenzbesetzung während des Ersten Weltkriegs als problematisch thematisiert und erinnert wurden, geht der Film implizit vor: Er dokumentiert mit seinen Figuren und seiner Handlung eine ideale Situation. Er greift Punkte auf, die im Narrativ als problematische Zustände in der Armee

1 — Tillys Vater in patriotischer Stimmung angesichts der marschierenden Soldaten vor Courgenay. Dieser Eindruck bringt ihn dazu, Peter, der zu den Marschierenden gehört, als Schwiegersohn zu akzeptieren und damit patriotische Zusammengehörigkeit und Gleichheit über soziale Hierarchie zu stellen.

2 — Während Peter im Kreis der Soldaten sein Lied «Gilberte de Courgenay» singt, weiss Gilberte im Schutz der Offiziere nicht so recht, ob sie sich freuen oder das Lied sittsam ablehnen will, wird sie doch offensichtlich gewahr, dass Peters Lied zwischen erotischer und patriotischer Anerkennung schwankt. Gerade die Tatsache, dass Gilberte durchaus empfänglich ist für Peters wachsende Verliebtheit, dann aber auf solche Gefühle aus patriotischer Überzeugung verzichtet, macht sie zum Vorbild für die Zuschauerinnen im Zweiten Weltkrieg.

3 — Der Hauptmann und Gilberte verteilen an Weihnachten die Pakete, die für die Soldaten von ihren Familien geschickt worden sind. Der Hauptmann zeigt sich damit als ein fürsorglicher, truppennaher Offizier und dementiert so die Berichte über die Offiziere der schweizerischen Armee während des Ersten Weltkriegs, die sich von den Truppen mit grossem Ständesdünkel auf Distanz gehalten hätten.

4 — Wie Kinder sind die Soldaten in den Saal mit dem Christbaum gestürzt und stehen nun freudig andächtig davor. Der Film zeigt eine infantilisierte Truppe, was den Hauptmann umso stärker zum fürsorglichen Vater und Gilberte zur einer zwischen Freundin und Mutter schillernden Figur werden lässt.



1



3



2



4

beschrieben worden waren, ohne sie als solche zu benennen. Dabei lässt er die Figuren des Films so handeln, dass sie die Kritik Lügen strafen und der Schaffung eines idealen Zustandes zudienen. Dies betrifft beispielsweise die Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten, das Soldatenleben oder die Beziehungen zwischen der Armee und der Zivilgesellschaft, die im Film thematisiert werden und die während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg Zündstoff in den öffentlichen Diskussionen geliefert hatten.

Im Film tritt uns die Armeeführung, abgesehen von einer unsichtbaren Omnipräsenz ihres Wirkens im Grenzschutz, in vier Gestalten gegenüber: erstens der Fourier sowie auch der Feldweibel, zweitens der Hauptmann, der die Einheit befehligt, der die Batterie 38 angehört, und schliesslich der Major, der bei den Truppenübungen beziehungsweise beim Truppenabzug präsent ist. Der Feldweibel erscheint als unmittelbar mit den Soldaten lebend. Er besitzt wie der Fourier eine gewisse Autorität. Sie schützt die beiden aber nicht vor gelegentlichen Eigenmächtigkeiten der Soldaten, was gleich bei der Ankunft der Truppe in Courgenay gezeigt wird: Der Fourier organisiert das Essen für die Offiziere. Bevor diese eintreffen, lassen sich die Soldaten der Batterie 38 unter Vermittlung eines Zivilen aber von Gilberte mit der für die Offiziere bestimmten Bernerplatte<sup>28</sup> verwöhnen. Als die Offiziere eintreffen, entscheidet der Hauptmann, dass das Essen der Soldaten vom Fourier bezahlt werden muss, weil dieser seine Anordnungen zu wenig präzise erteilt habe. Gilberte aber wartet mit einer zweiten Bernerplatte für die Offiziere auf. Fourier und Feldweibel sind gleichzeitig aber auch diejenigen, die kritische Situationen bereinigen, bevor die Offiziere die Soldaten massregeln würden.

Aufschlussreicher als die Darstellung des Fouriers oder des Feldweibels aber ist diejenige des Hauptmanns. Gegenüber Zivilen mit zuvorkommender Korrektheit agierend, steht seine Autorität gegenüber den Soldaten überhaupt nicht zur Diskussion. Er erscheint als verständiger, freundlicher, ja humoriger, wenn auch durchaus hierarchisch distanzierter Vorgesetzter, der in vielem einem *pater familias* ähnlich dargestellt wird. Als er den angetretenen Soldaten mitteilen muss, dass sie über Weihnachten in Courgenay zu bleiben haben, macht er dies in einer Weise, die viel Verständnis für die dadurch entstehende Enttäuschung signalisiert, und appelliert an das Vaterlandsgefühl der Truppe, trotzdem ihre Pflicht zu tun. Damit die Soldaten aber Weihnachten feiern können, ordnet er am Nachmittag eine Übung an, während der Gilberte Zeit hat, die Gaststube mit dem Weihnachtsbaum zu schmücken und die Tische festlich zu decken. Die Eingangstüre wird verschlossen, damit die Überraschung auch gelinge. Wie der Offizier hier in einer Rolle des gütigen Vaters gezeigt wird, genau so werden die Soldaten dann auch zu Kindern. Als sie nach der Übung aufgereggt in die Gaststube wollen und nicht eintreten können, sind sie so ungeduldig, wie Kinder an Weihnachten eben sind. Sie

werfen Schnee an die Türe und stürmen schliesslich rein. Beim Anblick des Weihnachtsbaums erstrahlen ihre Augen ungläubig, und die Gesichter sind von glücklichem Staunen gezeichnet. Die Infantilisierung der Soldaten hält an: Die Offiziere, die inmitten ihrer Soldaten das Weihnachtessen einnehmen, freuen sich über die Schar, die nur schlecht von Kindern unterscheidbar ist. Schliesslich verteilt der Hauptmann mit Gilbertes Hilfe die Pakete, die die Soldaten von zu Hause erhalten haben. Er übernimmt damit die Rolle des Weihnachtsmanns, während Gilberte das «Christchindli» markiert. Auch nach der Feier verhalten sich die Soldaten bei den Vorbereitungen der Nachtruhe wie ungebärdige und noch etwas aufgewühlte Kinder.

Während sich also die Offiziere an Weihnachten mit den Soldaten zusammensetzen und gemeinsam mit ihnen feiern, gibt es auch Zeichen der Distanz von oben und des Respekts von unten. Einmal mehr ist es das Verhalten Gilbertes, das den feinen Unterschieden Ausdruck verleiht: Auch wenn sie alle bedient und zu allen persönlich und freundlich ist, ist ihre Gestik von besonderem Respekt geprägt, sobald sie den Offizieren Wein nachschenkt. Während sie die teilweise schwärmerischen, aber auch dankbaren Zeichen der manchmal durchaus erotisch eingefärbten Zuneigung der Soldaten mit Schlichtheit und Natürlichkeit entgegennimmt und kontert oder neutralisiert, zeigt sie Anzeichen der Koketterie bei den Komplimenten und Avancen des Hauptmanns, ohne die Distanz einer bürgerlichen Sittsamkeit je zu verlieren.

Die im Film gezeigten Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten widersprechen dem geschichtswissenschaftlichen Narrativ deutlich: Es gehört zu den nirgends fehlenden Bestandteilen der Kommentierung der Grenzbesetzung, dass die Lebenssituationen der Soldaten oft schlecht waren, dass die Offiziere eine grosse Distanz zu ihnen markierten, sich kaum bei der Truppe zeigten, und wenn, dann in autoritärer und schikanöser Manier. Der Graben zwischen den Offizieren und Soldaten während des Ersten Weltkriegs wird als schwerwiegendes Problem auch der militärischen Führung thematisiert. Der Appell an die mobilisierten Männer des Grenzschutzes im Zweiten Weltkrieg erscheint unmissverständlich, sich in kindlichem Vertrauen der Autorität der Offiziere zu unterstellen. Er widerspricht damit allen Erfahrungen, die in den Erinnerungen der Soldaten aus der Zeit Gilbertes erzählt werden.

Neben dem Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren fällt im Film auch die Darstellung des Soldatenlebens auf. Die marschierenden und reitenden Soldaten und Offiziere werden immer bei gutem Wetter, in munterem Schritt und Trab, fröhlich und ausgeruht, in Reih und Glied gezeigt. Muntere Marschmusik unterstreicht die Leichtigkeit des militärischen Seins. Das Wachestehen ist zwar thematisiert, aber nur als Pflicht, die man eben tut. Es gibt Anklänge daran, dass es im Dienst auch Langeweile gab. Sie sind aber spassig gehalten, und Soldaten sind deswegen nie unzufrieden. Eine ei-

gentliche Funktion dieser Truppen wird nicht deutlich, sie sichern die Grenze durch ihre einfache Gegenwart. Selbst als ein Alarm ertönt, folgt nichts. Der Krieg bleibt unwirklich, ungläubhaft, fern der Schweiz. Nur der Verwundetentransport bringt den Beweis einer anderen Realität; die Gesichter werden ernst und nachdenklich.

Andererseits bleibt auch die normale Zivilgesellschaft, die die Soldaten zurückgelassen haben, ausgespart; neben den Weihnachtspaketen sind es einzig Tilly und ihr Vater, die ihre Existenz verkörpern. Die Zivilgesellschaft in Courgenay dagegen wird durch eine Handvoll Personen verkörpert. Gilberte ist die zentrale Person und steht mit ihrem Handeln stellvertretend für die Beziehungen zwischen (männlicher) Armee und (fast ausschliesslicher weiblicher) Zivilgesellschaft. Diese dient der Armee zu – so ist Gilberte ja als Tochter des Hauses Serviertochter bei den Mahlzeiten der Truppe. Sie stellt sich aber auch mit ihrer Fähigkeit zur Anteilnahme, zum Erteilen von Rat und zum Trösten ganz in den Dienst des Wohlergehens der einzelnen Soldaten, bemerkt ihre Krisen und hilft, sie zu bewältigen. Sie stärkt damit der Armee den Rücken. Dies sogar dort, wo ihre eigenen, wider ihre Positionierung entstehenden Wünsche, die nach einer Beziehung zu Peter nämlich, die Ordnung stören und damit die Funktionstüchtigkeit der Truppe beeinträchtigen könnten. Auch dort, wo die eigenen Wünsche diejenigen der anderen verletzen, überwindet sich Gilberte zugunsten der nationalen Aufgabe: So lässt sie Peter mit den anderen Soldaten der Batterie 38 ziehen, während bereits neue Einheiten in Courgenay eintreffen und Gilberte in ihnen die vaterländische Aufgabe erkennt. Aber auch Tilly lernt, dass ihre persönlichen Wünsche im Umfeld, in dem sich Peter nun bewegt, sie nur dann liebenswert erscheinen lassen, wenn sie es versteht, diese persönlichen Gefühle zu nutzen, um dem Ganzen zu dienen. Wenn sie anfänglich nur Peter sucht, als sie den Tee ins Feld bringt, erkennt sie, dass sie auch in Peters Augen umso liebenswerter wird, je mehr sie sich in den Dienst der Allgemeinheit, also aller Soldaten stellt. Selbst Tillys Vater nimmt seine persönlichen schichtgebundenen Werte zurück, weil sie vom Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit überlagert werden. Die Armee ihrerseits ist dankbar gegenüber der zudienenden Zivilgesellschaft, die Soldaten beschenken Gilberte mit persönlichen Kleinigkeiten, der Offizier stattet seinen Dank ab.

## DER FILM ALS DOPPELTE FOLIE DER SCHWEIZ IM ERSTEN WELTKRIEG

---

Die Darstellung der Armee und ihrer Beziehungen zur Zivilgesellschaft im Film zeichnen ein Bild, das zu den Verhältnissen und zum Verhalten vieler

während des Ersten Weltkriegs im Widerspruch stand. Die Zivilgesellschaft kannte im Ersten Weltkrieg auch alles andere als zudienenden Gehorsam: Umtriebige Kriegsgeschäftemacherei von Industriellen, Preistreiberei der Bauern auf den städtischen Märkten, von Profitinteressen bestimmtes Handeln von Hoteliers bei der Einquartierung von Truppen und beim nachherigen Einfordern von Entschädigungen gehörten zum Kriegsalltag. Die patriotische Gesinnung war keinesfalls in diesem Ausmass zentraler Handlungsantrieb, wie es der Film glauben machen will.

Die Widersprüche, die sich zwischen dem geschichtswissenschaftlichen Narrativ und dem Film auftun, finden ihre Erklärung in der Botschaft des Films: Es geht nicht um die historisch getreue Darstellung des Alltags in den Kriegsjahren, sondern um den Entwurf von Verhalten und Rollen, wie sie von den Filmzuschauenden wahrgenommen und in ihren Alltag des Zweiten Weltkriegs mitgenommen werden sollen. Es handelt sich um einen Appell, diese Entwürfe im Interesse des sogenannten Ganzen umzusetzen und – implizit – den aktuellen Krieg besser zu bewältigen als den letzten.

Es eröffnen sich aber nicht nur Widersprüche zum Narrativ, es gibt auch Vergewisserungen durch die Beschwörung der Fortsetzung einer Tradition: So ist eben diese seltsam beschäftigungslose und unernste Grenzbesetzung nicht zu befragen, sie hat ja im dargestellten Krieg ihr Ziel erreicht, wie die Filmzuschauerinnen und Filmzuschauer wissen, denn sie waren von kriegsgerischer Unbill verschont geblieben. Die Darstellung dieser Grenzbesetzung als nicht selbstverständliches Erfolgsrezept soll Vertrauen schaffen, dass auch der aktuelle Krieg an der schweizerischen Grenze Halt machen werde. Die bereitwillige Versorgung der Verwundeten, als der Verwundetentransport mitten in der Nacht in Courgenay stoppt, ist so Ausdruck der anteilnehmenden Humanität, die die verschonte Schweiz zu ihrem Markenzeichen mache und die eben möglich werde, weil die der Neutralität geschuldete Grenzbesetzung den Krieg ausserhalb der Grenzen hält.

Es liessen sich zahlreiche weitere Beispiele der Verschränkung von Widerspruch und Illustration des Narrativs finden. Sie zeigen, dass im geschichtskulturellen Erzeugnis *Gilberte de Courgenay* die doppelte Referenz der Geistigen Landesverteidigung auf die Schweiz während des Ersten Weltkriegs umgesetzt ist, die einerseits die guten Traditionen des schweizerischen Gemeinwesens, der politischen Selbstdefinition und des nationalen Gemeinschaftsgefühls beschwört und die andererseits betont, dass die Verhältnisse im Zweiten Weltkrieg viel besser geregelt sind und insbesondere die Regierung, aber auch die Armee aus Versagen und Fehlern des Ersten Weltkriegs gelernt hat.

Der Film *Gilberte de Courgenay* entwirft in der Ausgestaltung der Rollen und Funktionen von Personen, im Plot der Erzählung und insbesondere in der zentralen Rolle der Gilberte deutliche Handlungsanleitungen für die Zuschauenden des Films für ihren eigenen Alltag im Krieg. So lässt er die Figuren im gezeigten Beziehungsgefüge in Armee und Zivilgesellschaft die Hierarchien festigen, indem diese für ihr Handeln als selbstverständliche Orientierungsparameter dienen.

Im Verhältnis zwischen Armee und Zivilgesellschaft ist die Hierarchie eindeutig. Obwohl Kriegshandlungen unwirklich bleiben, wird diesen und den an ihnen beteiligten Soldaten alles untergeordnet. Es gibt keine zivilgesellschaftlichen Handlungsstränge, die nicht auf die Armee und ihre Repräsentanten bezogen sind. Die Figur von Gilberte bildet dabei gleichzeitig das zentrale Scharnier zwischen den Bereichen. Ein alles bestimmender und immer dominanter werdender patriotischer Wille, den Soldaten und ihrer Aufgabe zu dienen, bestimmt Gilbertes Handeln und Sein.

In der Armee selbst bestimmt die Hierarchie zwischen den Offizieren und den Soldaten das Handeln. Sie strukturiert auch ihren Kontakt zur Zivilgesellschaft. Soldaten stehen hinter den Offizieren zurück, wenn es darum geht, die Aufmerksamkeit und Zuwendung von Gilberte zu erlangen. Während Offiziere dieselbe immer als Einzelperson wahrnehmen, finden die Soldaten den Zugang in Gruppen, was sie in ihrer Individualität reduziert. Einzelgespräche mit Soldaten führt Gilbert höchstens in der Attitüde der mütterlichen Fürsorglichkeit, was gleichzeitig die hierarchische Unterordnung des betreffenden Soldaten bedeutet. Allein Peter gewinnt und verliert einen individuellen Zugang, indem Gilberte ihm in einer kurzen Phase zeigt, dass er ihr als Mann nicht gleichgültig ist – was sie schon kurz danach patriotischer Pflicht unterordnet. Gegenüber den Offizieren werden die Soldaten zu Kindern, sei es, dass sie angeleitet, befehligt, bestraft und getröstet, sei es, dass sie als überbordende Kinderschar gebändigt werden müssen.

Es könnte vermutet werden, dass Gilberte als zentrale Figur des Films eine überragende hierarchische Stellung einnahm. Immerhin ist sie es, die die ganz starken patriotischen Bekenntnisse äussert. Das Gegenteil ist aber der Fall. Sie verkörpert die dienende Zivilgesellschaft, die alle ihre Talente für das Wohlergehen der Männer im Militärdienst einsetzt – und die auch nur so lange gehört wird, als sie sich mit diesem Patriotismus verbindet. Als Mädchen für alles, als Serviertochter, die sowohl die galanten Anzüglichkeiten der Offiziere geschickt und ohne zu beleidigen quittiert als auch die treuherzigen Verliebtheitsbekundungen auch verheirateter Soldaten abwehrt, als «Christkindli», die den Soldaten-Kindern Pakete verteilt, als Beraterin für

alle kleineren und grösseren Sorgen der Armeeingehörigen und als Adressatin eines Liedes, das haarscharf an kompromittierenden Aussagen vorbeikomponiert ist, gegen die sie sich nur schlecht wehren kann, zeigt sie die Abhängigkeit ihrer Stellung und Person vom Urteil der Männer und verkörpert die hierarchische Unterordnung von Frauen unter die Männergesellschaft.<sup>29</sup>

Hierarchie hat in diesem Film auch mit dem Alter zu tun. So sind es im Wesentlichen drei ältere Männer, die das Sagen haben, wenn sie etwas sagen wollen. Zum einen sind dies der Major und der Hauptmann, zum anderen ist es Tillys Vater. Abgesehen von diesen dreien hat niemand wirklich eine eigentliche Definitionsmacht in der Regelung der sozialen Beziehungen. Hierarchisch ist auch die Beziehung zwischen politischen Ausprägungen: Die bürgerliche Mehrheitsgesellschaft entscheidet, ob sie die Linke ausgrenzt oder integriert. Und schliesslich wird auch die Hierarchie in den Wertigkeiten von Stadt und Land thematisiert, auch wenn die ländliche Grenzgesellschaft fast nur von Gilberte getragen wird. Dennoch: Auch hier – wie bei *Füsilier Wipf*, wo dieser Kontrast zentral ist – sind die gezeigten Städter keine starken Figuren, aber sie sind lernfähig: Sowohl Tilly als auch ihr Vater lernen ihre Existenz als patriotische erst in Courgenay verstehen, und indem sie diese annehmen, werden sie zu Sympathieträgern.

Hierarchien durchziehen also den Film und werden über seine Handlung markiert. Es zeigt sich eine militärisch geprägte, von Über- und Unterordnungen gekennzeichnete, wenig demokratische<sup>30</sup> gesellschaftliche Struktur, die in der Geistigen Landesverteidigung machtvoll gefestigt wird. Sie bestimmte auch in Verbindung mit den Erzählungen über die Stellung der Schweiz im Ersten Weltkrieg sowohl als Negativfolie für das Staatshandeln im Zweiten Weltkrieg als auch als Begründung von Identität schaffenden und bewahrenden Traditionen das Selbstverständnis der schweizerischen Gesellschaft weit über den Zweiten Weltkrieg hinaus. Hierarchien, Traditionslinien und Absetzungsgeschichten fanden in nur wenig sich wandelnden Bildern Eingang in die öffentlichen Identitätsschöpfungen und individuellen Identifikationsvorgänge des Kalten Kriegs und gerieten erst nach den 1970er-Jahren in Bedrängnis. Gerade wenn sich die Geschichtskultur im 21. Jahrhundert erneut den «schweizerischen Filmklassikern» – darunter *Gilberte de Courgenay* – zuwendet,<sup>31</sup> wäre es höchste Zeit für einen neuen geschichtswissenschaftlichen Blick auf die Thematik und insbesondere für die Anstrengung, sich verstärkt um die geschichtskulturellen Deutungen historischer Ereignisse, Sachverhalte und Entwicklungen und ihre Auswirkungen sowohl auf die Selbst-(und Fremd-)bilder der Gesellschaft wie auf die Geschichtswissenschaft zu bemühen. Dies würde der geschichtskulturellen *invention and continuation of tradition* eine Portion kritische Forscherhaltung entgegensetzen.

## Anmerkungen

1 Georg Kreis spricht von Gilberte de Courgenay als einem schweizerischen Erinnerungsort: Georg Kreis, Schweizer Erinnerungsorte. Aus dem Speicher der Swissness, Zürich 2010, 145–157.

2 Praesens-Film AG Zürich. Regie: Franz Schnyder. Drehbuch: Richard Schweizer, Kurt Guggenheim. Uraufführung Zürich 17. April 1941. Hauptrolle: Anne-Marie Blanc. Der Film ist digital restauriert erhältlich.

3 Vgl. dazu insbesondere Werner Wider, *Der Schweizer Film 1929–1964: Die Schweiz als Ritual*, Zürich 1981, 200–210. Ausführlichere Informationen zudem bei Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Heimatfilme und Denkmäler für Grippetote. Geschichtskulturelle Reflexionen zur wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Ersten Weltkriegs in der Schweiz, in: Christoph Kühberger, Andreas Pudlat (Hg.), *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*, Innsbruck/Wien/Bozen 2012, 199–215, hier insbesondere 205–209.

4 Zu Anne-Marie Blanc vgl. den Film «La petite Gilberte», Porträt Anne-Marie Blanc, Film von Anne Cuneo, Co-Produktion von TRILUNA-FILM AG, RTSI mit SFDRS /TSR / 3SAT/ EVA FILM, Begleitfilm der digital restaurierten DVD «Gilberte de Courgenay».

5 Vgl. dazu den Beitrag von Karoline Oehme-Jüngling in diesem Band.

6 Wider, *Schweizer Film*.

7 Janine Schmutz, *Idéal de femme suisse: die Heldin des Schweizer Spielfilms «Gilberte de Courgenay» (1941) als Frauenleitbild*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 53 (2003), H. 2., 174–196.

8 Vgl. etwa den Beitrag von Peter Neumann zum Film «Füsilier Wipf» in diesem Band.

9 Vgl. dazu Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, *Tradierungen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg: Geschichtskulturelle Präzisionen der Geschichtswissenschaft und ihre Folgen*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 63/2013, Heft 3, 505–526.

10 Das Konzept der Geschichtskultur entstammt der geschichtsdidaktischen Theoriebildung. Einen zentralen Text hier stellt Jörn Rüsen, *Geschichtskultur*, in: Klaus Bergmann u. a. (Hg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, Seelze 1997, 38–41, dar.

11 Vgl. Jörn Rüsen, *Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken*, in: Klaus Füssmann u. a. (Hg.), *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*, Köln, Weimar und Wien 1994, 3–26;

Bernd Schönemann, *Geschichtskultur als Forschungskonzept der Geschichtsdidaktik*, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik* 1/2002, 78–86; Wolfgang Hasberg, *Erinnerungs- und Geschichtskultur: Überlegungen zu zwei (un-)vereinbaren Konzeptionen zum Umgang mit Gedächtnis und Geschichte*, in: Olaf Hartung (Hg.), *Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft*, Bielefeld 2006, 32–59, und Hans-Jürgen Pandel, *Geschichtskultur*, in: Ulrich Mayer u. a. (Hg.), *Wörterbuch Geschichtsdidaktik*, Schwalbach/Ts. 2006, 74–76; Béatrice Ziegler, «Erinnert euch!» – *Geschichte als Erinnerung und die Wissenschaft*, in: Peter Gautschi, Barbara Sommer Hällig, *Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen*. Schwalbach/Ts. 2013, 69–89.

12 Eigene Übersetzung, Original: «The images, languages, and practises which appeared during and in the aftermath of the Great War shaped the ways in which future conflicts were imagined and remembered.» Jay Winter, *Remembering War: The*

*Great War between History and Memory in the 20th Century*, New Haven/ Connecticut/ London 2006, 1.

13 Reinhart Koselleck, *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994. Vgl. den Beitrag von Konrad J. Kuhn in diesem Band.

14 Das vorliegende Buch vereinigt die Mehrzahl dieser Themen, zu denen geforscht worden ist.

15 Dazu noch immer grundlegend Josef Mooser, *Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens in der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47/1997, 685–708.

16 Kuhn/Ziegler, *Heimatfilme*.

17 Die schweizerische Gesellschaft hatte die Jahre des Ersten Weltkriegs schlecht bewältigt: Die sozialen, politischen, kulturellen und armeeinternen Probleme der Vorkriegszeit verschärften sich während der Kriegsjahre deutlich, was sich in den politischen Spannungen der Nachkriegszeit verdeutlichte. Vgl. Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, *Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg*. In: *Traverse – Zeitschrift für Geschichte* 3/2011, 123–141. Zum Verhältnis von individueller Erinnerung und kollektiver historischer Deutung Ziegler, «Erinnert euch!».

18 Wichtige, aber kaum beachtete Hinweise diesbezüglich hat Pierre Du Bois, «Mythe et réalité du fossé pendant la Première Guerre Mondiale», in: Pierre Du Bois (Hg.), *Union et Division des Suisses. Les Relations entre Alamaniques, Romands et Tessinois aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles*, Lausanne 1983, 65–91, gegeben.

19 Hans Rapold, *Zeit der*

Bewährung. Die Epoche um den Ersten Weltkrieg 1907–1924 (Der Schweizerische Generalstab, Bd. 5), Basel 1988, 150. Ich danke Rudolf Jaun für seine Unterstützung.

20 DuBois 1983, 74f. Auch diese Zwischenfälle bedürften einer Aufarbeitung.

21 Kuhn/Ziegler, Dominantes Narrativ, 130f.

22 Vgl. dazu auch Christoph Dejung, Aktivdienst und Geschlechterordnung. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte des Militärdienstes in der Schweiz 1939–1945, Zürich 2006, Kapitel IV, insbesondere 263–268 und 274–279.

23 Dejung, Aktivdienst, 14f. und 103.

24 Zu Leitbildern vgl. Kurt Imhof, Gaetano Romano, Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Ein- und Überblicke, in: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.), Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel, Zürich 1991, 11–27. Zu Frauenleitbildern noch immer wegweisend Simone Chiquet, Doris Huber, Frauenleitbilder in der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, 1942–1965, in: Arbeitsgruppe Frauengeschichte (Hg.), Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Beiträge zur 4. Historikerinnentagung, Zürich 1988, 263–282.

25 Vgl. Janine Schmutz, *Idéal de femme suisse: die Heldin des Schweizer Spielfilms «Gilberte de Courgenay» (1941) als Frauenleitbild*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 53 (2003), H. 2., 174–196. Vgl. auch Kuhn/Ziegler, Heimatfilme.

26 Vgl. dazu den Beitrag von Elisabeth Joris in diesem Band. Ausserdem: Beatrix Mesmer, Pflichten erfüllen heisst Rechte begründen: die frühe Frauenbewegung und der Staat, in: Geschlecht und Staat = Femmes et citoyenneté, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46 (1996), H. 3, 332–355.

27 Vgl. dazu Philipp Etter, Die Familie. Grund- und Eckstein, Bern 1943 (Veröffentlichungen

der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung 1/12). Die Publikation ist die schriftliche Fassung einer Rede des Bundesrats von 1940, in der er diese Sicht – religiös überhöht – äusserst prononciert entwarf.

28 Dass das Essen dann auch gleich die «Bernerplatte» war, auf der neben Sauerkraut, Bohnen und Kartoffeln verschiedene Fleischsorten in reichlicher Zahl serviert werden, verweist einerseits auf den Lebensstil von Offizieren. Indem aber Gilberte ohne Probleme eine zweite herbeizaubert, um auch die Offiziere noch zufriedenzustellen, wird zum Zweiten der Eindruck von üppig vorhandener Nahrung erweckt, der die vielfältigen Erzählungen der Soldaten der Grenzbesetzung von ungenügendem und schlechtem Essen während des Aktivdiensts Lügen zu strafen schien.

29 Meines Erachtens liegt gerade darin, dass es Anne-Marie Blanc gelang, die Ambivalenzen in den vermeintlichen Eindeutigkeiten mit ihrem Spiel sichtbar zu machen, der Grund für die Glaubwürdigkeit und für die Wirkung ihrer Figur in der schweizerischen Geschichtskultur während Jahrzehnten.

30 Es gibt keinerlei Szenen, in denen die Mobilisierten als «Bürgersoldaten» gezeigt würden, eine der Demokratie verpflichtete Figur, auf die sich ja gerade die Gleichheit im patriotischen Dienst bezieht und die lange für die Unterordnung der Frauen unter die Männerdemokratie beigezogen wurde.

31 Die digitale Restaurierung der sogenannten Schweizer Filmklassiker machte deren neuerliche Ausstrahlung und Verbreitung auf DVD möglich. Beteiligt an der Restaurierung waren Cinémathèque suisse, Memoriam und Schweizer Fernsehen.

## Bildnachweise

---

- 1 Gilberte de Courgenay, Schweiz 1941, Still 1:40:48, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF).
- 2 Gilberte de Courgenay, Schweiz 1941, Still 1:25:04, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF).
- 3 Gilberte de Courgenay, Schweiz 1941, Still 37:04, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF).
- 4 Gilberte de Courgenay, Schweiz 1941, Still 34:48, Schweizer Radio und Fernsehen (SRF).







HISTORISCHE  
DEUTUNGEN  
ZWISCHEN  
WISSENSCHAFT  
UND ÖFFENT-  
LICHKEIT



# GENERAL WILLE UNTER SHITSTORM. NIKLAUS MEIENBERGS «WILLE UND WAHN» IN DER MEDIEN- UND FACHÖFFENTLICHKEIT DER 1980ER-JAHRE

«General Wille: War er senil?», titelte im Sommer 1987 der *Blick*. 70 Jahre nachdem schon im Bundesrat am Gesundheitszustand des Oberbefehlshabers der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg gezweifelt worden war, war dies der führenden Boulevardzeitung der Schweiz eine Schlagzeile auf der Frontseite wert.<sup>1</sup> *Blick* hatte die Sensationsmeldung allerdings nicht selbst recherchiert.

Seit dem 28. Mai 1987 publizierte die *Weltwoche* in achteiliger Folge eine Familiensaga zu General Wille: «Die Welt als Wille und Wahn» von Niklaus Meienberg. Damit wurden General Wille und seine Familie aus heiterem Himmel zum Gegenstand einer Debatte über die Geschichtsschreibung und ihre gesellschaftliche Funktion.

Im Gegensatz zu General Guisan ist General Wille nur noch schwach in der kollektiven Erinnerung präsent. An öffentlichen Erinnerungsobjekten und -orten mangelt es fast gänzlich: Kein öffentliches Denkmal und kein *lieu de mémoire* – wie Verte Rive, die als Gedenkstätte erhaltene Villa Guisans in Pully – erinnern an den General des Ersten Weltkriegs. Keine Kasernennamen und nur wenige Strassen sind nach Wille benannt.

Die Artikelserie im Sommer 1987 und noch mehr die Publikation der Artikel als Buch im Herbst 1987 katapultierten General Wille in eine seit seinem Ableben 1925 nicht mehr da gewesene Medienaufmerksamkeit. Die Artikelserie provozierte über 50 Leserbriefe in der *Weltwoche*. Von weit grös-

serer Medienwirksamkeit und Verbreitung war jedoch das im Limmat-Verlag erschienene Buch. Es erlebte sieben Auflagen und verkaufte sich über 20000 Mal. Das Medienecho war enorm: Dutzende von Besprechungen und Leserbriefen, gegen ein Dutzend Interviews mit Meienberg. Fernsehen und Radio thematisierten das Buch. Meienberg bestritt über 20 Lesungen, an der Universität Zürich fand in der Aula und angrenzenden Hörsälen im Februar 1988 eine Monsterdebatte mit über 1000 Teilnehmenden statt. Die Multiplikatorenwirkung der Medienberichterstattung war einmalig.

Die Medienpräsenz hielt bis zu Beginn der 1990er-Jahre an, begann aber mit dem Tod von Niklaus Meienberg 1993 zu verblassen. Das «Wille-Buch» bleibt jedoch in der Erinnerung der 68er- und 80er-Generation als Glanzstück ihres «Starschreibers» haften. Obwohl das Buch, welches den Untertitel «Elemente zur Naturgeschichte eines Clans» trägt, nur gerade zwei Kapitel von insgesamt gut 50 Seiten zu General Wille und seiner Ehefrau enthält, stand in der medialen Wahrnehmung der General im Zentrum.<sup>2</sup> Als General ist Wille eine historische Figur, die in den Geschichts- und Schulbüchern vorkommt, wenn auch ephemere und distanziert. Dies war die Chance Niklaus Meienbergs. Ohne die Eigentümer zu fragen, eignete er sich die *lettres intimes* des Generals an seine Ehefrau handstreichartig an. Dieser Quellenbestand diente ihm als Initialzündung und inhaltliches Rückgrat seiner Geschichtserzählung zum General und zur Reportage über dessen Kinder, Schwiegertöchter beziehungsweise -söhne und Enkel. Meienberg bezeichnete sie als Clan.

Mit diesen Briefen in der Hand gelang es Meienberg, ganz nahe an Wille heranzugehen, der bis dahin nur schemenhaft als General, aber als Mensch nicht bekannt gewesen war. Der General lag entblösst, in den Worten an seine geliebte Ehefrau, vor Meienberg. Seit Jahren geübt, setzte er ohne jede weitere Quellenrecherchen das Seziermesser auf jede Blösse mit gekonnter Hand an: «den Abszess zum Platzen bringen», war seine Devise.<sup>3</sup>

Dies faszinierte und verunsicherte die Gemeinde der Historiker und Historikerinnen und die immer weniger weltanschaulich und politisch gebundenen Printmedien. Die 68er waren perplex, freuten sich (still) oder muckten ein wenig auf, die 80er waren begeistert und jubelten Meienberg zu, die Etablierten aus den heißen Zeiten des Kalten Kriegs runzelten mit tiefer Verachtung die Stirn oder schlugen gar mit schneidenden, aber oft ohnmächtigen Worten zurück. Seit den Debatten um die Fernsehsendung und das Buch *Schweiz im Krieg* von Werner Rings Anfang der 1970er-Jahre löste kein anderes Thema ein so breites Interesse in den Medien aus wie das «Wille-Buch». Es war dabei nicht so sehr das Wirken des Erstweltkrieg-Generals, sondern die Art und Weise der Geschichtsschreibung, das Format der Darstellung und die Interpretationsmuster, die Meienberg benutzte, welche die Geschichtsdebatte animierten.

Dieser Beitrag hat zum Ziel, die massenmediale Aufmerksamkeit, die Eigenarten der Darstellung Ulrich Willes, die Historikerdebatte und das langfristige Wirkungspotenzial des «Wille-Buchs» zu beschreiben und zu analysieren. Dazu soll zuerst der mediale Kontext und die Eigenart der Meienberg'schen Bearbeitung historischer Themen skizziert werden, das heisst die Veränderung der Presse und die Entstehung einer links-alternativen Medienlandschaft sowie die Merkmale des *New Journalism* kurz dargestellt werden. Im Zentrum werden dann das historische *Feature* von General Ulrich Wille, welches Meienberg zeichnete, der damit ausgelöste *Shitstorm* und die Reaktion der überforderten Rettungskräfte zur Wahrung des Wille-Bildes stehen.<sup>4</sup> Abschliessend wird die durch Selbsterniedrigung und zaghafte Verteidigung der Geschichtswissenschaften gekennzeichnete Historikerdebatte und das Wirkungspotenzial des Beitrags Meienbergs für die zukünftige Wille-Forschung betrachtet.

#### KONTEXT: NEW JOURNALISM UND UMBRUCH DER (LINKEN) MEDIENLANDSCHAFT

---

Ende der 1960er-Jahre begann Meienberg, der den Mai 1968 in Paris verbracht hatte, für die *Weltwoche* Reportagen aus Frankreich und bald für das neu entstandene *Tages-Anzeiger-Magazin* auch aus der Schweiz zu schreiben. 1973 nahm er sich erstmals eines schweizergeschichtlichen Themas an und landete mit dem Doppelbeitrag «Tod durch Erschiessen / Ernst S., Landesverräter» einen grossen Erfolg; zusammen mit Richard Dindo auch als verfilmte Version. Der Darstellung der Geschichte des im Zweiten Weltkrieg exekutierten Landesverrätters Ernst Schrämlı kommt für die Charakterisierung des historischen Arbeitens Meienbergs ein hoher Stellenwert zu. Sie trägt alle Kennzeichen der *Feature Story*: die Mischung von Reportage mit zugespitzter Dramaturgie und Dokumentation mittels Präsentation von Archivstücken und der für die Schweiz pionierhaften Verwendung von *Oral-history*-Interviews. So entstand eine bildhafte Erzählung faktenuntermauerter Aussagen. Meienberg spitzte diese auf eine klassenkämpferische Botschaft zu: Unten wird erschossen, oben geschont. Inhaltlich gibt es bereits einen Bezug zum späteren «Wille-Buch» von 1987. Meienberg stösst in diesem Zusammenhang auf den Generalsohn, Ulrich Wille II, welcher gegen General Guisan frondierte und zusammen mit dem deutschen Botschafter in der Schweiz ventilierte, wie er Guisan als General ablösen könnte. Offensichtlich ein Verhalten, das historiografisch als nie geahndeter Landesverrat taxiert werden kann. Als sich Meienberg 1976 des Stoffs in Form eines Theaterstücks annehmen wollte, intervenierte die Familie Wille gerichtlich, unterlag zwar, aber vergällte Meienberg die Weiterarbeit.<sup>5</sup>

In einem äusserst luziden Beitrag zeigt Marco Meier im Sammelband *Biederland und der Brandstifter. Niklaus Meienberg als Anlass* dessen Affinität zum amerikanischen *New Journalism*.<sup>6</sup> Nicht dass Meienberg sich explizit an diesem Konzept des journalistischen Arbeitens orientiert hätte. Aber er wurde schon in den 1970er-Jahren auf seine Affinität zu diesem Konzept aufmerksam gemacht und informierte sich später über diese Art des Schreibens. Für die Betrachtung des «Wille-Buchs» ist die Wiedergabe der Merkmale dieses Konzeptes hilfreich, ermöglicht es doch, das Vorgehen Meienbergs ohne inhaltliche Haarspalterei und moralische Vorhaltungen zu analysieren. Meier referiert vier «Kunstgriffe», welche nach dem Essay *New Journalism* von Tom Wolfe für die Gestaltung von Reportagen im Stile des *New Journalism* konstitutiv seien: 1. *Scene-by-Scene Construction*, das heisst eine Erzählweise, welche die Ereignisse von einer erlebten Szene zur nächsten rekonstruiert und so mit dem Leser Schritt für Schritt noch einmal den Ablauf des Geschehens durchläuft. 2. Um den Leser zu fesseln, werden Dialoge möglichst realistisch fiktioniert oder zitiert. 3. Es wird aus einem spezifischen Gesichtspunkt wertender Betroffenheit und Gefühlslage erzählt, welche es dem Leser ermöglicht, Empathie zu entwickeln. 4. Beschreibung auch kleinster, «scheinbar unbedeutender Aspekte der Umgebung, in welcher sich eine Sache ereignet. «New Journalists» schildern Gesten, Kleider, Gewohnheiten, Dekorationen, Essmanieren, Posen, Arten des Gehens usw., um ihre Erzählungen quasi sozial zu orten, symbolisch festzumachen.»<sup>7</sup>

Dieser Merkmalskatalog zeigt, wie Meienberg «reale Fakten» und Fiktion montiert, um seine Botschaft auf den Punkt zu bringen: «Wie geht also Meienberg mit der Fiktion um? Halsbrecherisch auf jeden Fall. Er fiktioniert aber nie ins Blaue hinaus, sondern ins Schwarze hinein. Fiktion macht für ihn nur Sinn, wenn sie nicht, wie so oft, phantastisch von der Wirklichkeit ablenkt, sondern im Gegenteil noch schonungsloser darauf verweist. Im Zerrspiegel werden Grimassen erst wirklich ungeheuer.»<sup>8</sup> Diese Einsicht wird für die Deutung des Bildes, das Meienberg von General Wille entwirft, ebenso nützlich sein wie für das Verständnis seiner manchmal verbiesterten Kritiker.

Vor diesem Hintergrund ist auf die oft gestellte Frage einzugehen, was denn Meienberg sei: Journalist, Reporter, Schriftsteller, Historiker oder in freier Kombination das eine oder andere zusammen. Auch die schärfsten

1 — «Showdown an der Uni Zürich im Februar 1988»: In einem Podiumsgespräch mit über 1000 Teilnehmenden zum Buch «Die Welt als Wille und Wahn» im Vollversammlungsstil hat Niklaus Meienberg das Publikum auf seiner Seite.

2 — 3 — Der Dokumentationsschriftsteller Niklaus Meienberg und sein Pathologisierungsobjekt, General Ulrich Wille.



1



2



3

Kritiker attestierten ihm Sprachkraft und literarisches Talent. Damit konnte Meienberg nur bedingt leben. Er, der an der Universität Freiburg i.Ü. in Geschichte mit dem Lizenziat abgeschlossen hatte, wäre nach dem Erfolg des «Wille-Buchs» und den Verneigungen jüngerer Historiker davor ganz gerne als Historiker durchgegangen, wie zu zeigen sein wird. Im *Historischen Lexikon der Schweiz* wird er als sozialkritischer Dokumentationsjournalist dargestellt, was formal treffend sein mag, ihn aber inhaltlich belanglos erscheinen lässt.<sup>9</sup> Inhaltlich hat es Hugo Lötscher so auf den Punkt gebracht: «Meienberg das ist doch Journalismus, Geschichte, Soziologie und Literatur in einem.»<sup>10</sup> Für Historikerinnen und Historiker, die Geschichte als wissenschaftliche Disziplin hochhalten, bleibt diese Kombination aber problematisch und bedrohlich.

Um den Kontext der Entstehung und der Aufnahme von *Die Welt als Wille und Wahn* zu verstehen, ist es notwendig, kurz auf Veränderungen der schweizerischen Printmedienlandschaft und die Entstehung einer linken Medienöffentlichkeit hinzuweisen, welche zwei Jahre vor dem Ende des Kalten Kriegs nichts mehr liebte als Tabubrüche und Skandalisierungen.<sup>11</sup> Anhand der Medien, in denen Meienberg auftrat, kann gezeigt werden, wie in den 1980er-Jahren in der Deutschschweiz eine alternative Medienlandschaft entstanden ist, welche Meienberg zum «Starschreiber» werden liess und sein Wirken mit Applaus begleitete. Meienberg schrieb in den 1980er-Jahren für die *Wochenzeitung WOZ*, die *Leserzeitung*, die *Bilanz*, *Magma*, *SonntagsBlick* und die *Weltwoche*, wo auch die Wille-Serie erschien und den Kioskverkauf um 10000 Exemplare emporschnellen liess. Auch in sogenannten bürgerlichen Blättern fand er ein Podium.<sup>12</sup> Sein Hausblatt und zugleich sein journalistisches Biotop blieb jedoch die *WOZ*, welche von Redaktoren der universitären Zeitung *Konzept* mitgegründet worden war und zugleich in der Tradition der Bewegungszeitungen der 1980er-Jugendbewegung stand. Zwei Jahre vor Ende des Kalten Kriegs und der GSoA-Abstimmung kannte dieses Blatt längst keine Beisshemmungen mehr: nicht gegenüber der Schweiz und ihrer Gesellschaft und schon gar nicht gegenüber einem General und der Schweizer Armee.

## DAS FEATURE DES GENERALS

---

In den zwei Kapiteln von *Die Welt als Wille und Wahn*, welche Meienberg General Wille widmet, lässt er im Kapitel «Leben und Denken auf Mariafeld» die Ehefrau Willes aus den Briefen des Generals an sie «vorlesen», das heisst er fiktioniert, wie Clara Wille zu Hause den Tag verbringt und die eingehenden Briefe des Ehemannes liest. Thematisch konzentrieren sich die zitierten Briefstellen auf die Affinität des Generals und seiner Frau zu Deutschland. Diese Montage erlaubt Meienberg, eine fiktive Erzählung mit den Originalaussagen des Gene-

rals zu verbinden. In zwei Anläufen kommt er auf den grundsätzlichen Quellenwert, die Zugänglichkeit und die Überlegungen der Familie für eine Edition der über 700 Briefe des Generals an seine Ehefrau zu sprechen. Daran schliesst eine Charakterisierung der Persönlichkeit Willes, welche zum Drehpunkt der beiden Kapitel führt: der Senilitätsfrage, welche 1917 vom Oberfeldarzt aufgeworfen und im Bundesrat behandelt wurde. Um die Senilitätsfrage im zweiten Kapitel «Wie man einen General absetzt (oder eben auch nicht) und wie man in mageren Zeiten schlemmt» ins Zentrum zu stellen, bricht Meienberg mit einem Schlüsselzitat aus den Bundesratsprotokollen ab: «davon dann später». Er hält so die Spannung aufrecht. Um das Senilitätsthema gruppiert Meienberg die Themen Generalswahl, Positionskämpfe mit Politikern, Antisemitismus, Generalstreik, Essensgewohnheiten und nochmals eine Beschreibung des Charakters und der Persönlichkeit des Generals.

In den beiden Wille-Kapiteln folgt Meienberg streckenweise den Gesichtspunkten des *New Journalism*: Mindestens im ersten Kapitel folgt er der Scene-by-scene- und Dialogtechnik. Durchgängig nimmt er eine diagnostisch-empörende Haltung des Erzählers ein, welche den General sozial, politisch, psychologisch und physisch pathologisiert. Die aus dem Alltag formulierten Briefzitate geben dabei das Detailkolorit ab. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Meienberg die einzelnen Themenkreise des Generalsporträts zuspitzt.

## DEUTSCHLANDAFFINITÄT

---

Es bereitet Meienberg keine Mühe, die Deutschlandaffinität Willes anhand zahlreicher Briefzitate treffend darzustellen: «Ob wir noch erleben, dass die Welt erkennt und zugesteht, wie gross Deutschland in diesem grössten Krieg aller Zeiten dasteht.» Eine Affinität, die seit der Studienzeit des Generals belegbar ist, über die ganze Zeit des Weltkriegs anhält und in Gram um die Niederlage Deutschlands mündet. Im Rahmen des Features besteht für Meienberg keine Notwendigkeit, Willes kulturelle und militärische Deutschlandorientierung diachronisch oder systematisch zu analysieren.

## GENERALSWAHL

---

Ereignisgeschichtlich stellt Meienberg die Generalswahl in Übereinstimmung mit der damaligen Literatur dar. In der Frage, weshalb die Wahl auf den vom Bundesrat favorisierten Wille und nicht auf den vom Parlament favorisierten von Sprecher fiel, flüchtet sich Meienberg in Mutmassungen (Bezie-

hungen Willes zum deutschen Kaiser) und in flapsige Aussagen des Generals, denen Meienberg immer wieder erliegen wird.<sup>13</sup>

Zwar vermerkt Meienberg Willes Hang zur geistreichen Satire und zur Ironie durchaus, aber er erkennt weder Willes Denken, von dem aus dieser seine Wendungen ableitet, noch seine Selbstironie und sarkastischen Übertreibungen. Für Meienberg sind sie Ausdruck einer pathogenen Persönlichkeit: «In den Briefen an seine Frau kommen diese Eigenschaften klar heraus und bekräftigen die Hypothese, dass Wille damals bereits senil oder schon immer für seinen Posten ganz ungeeignet gewesen sein muss.»<sup>14</sup> Für Meienberg ist Wille als gewählter General der «kranke» Mann, dem nichts gelingen kann und der deshalb auch keine differenzierte Betrachtungsweise verdient.

### POSITIONSKÄMPFE MIT POLITIKERN

---

Dasselbe gilt für die Positions- und Hahnenkämpfe, die Wille mit Parlamentariern und dem Bundesrat austrug. Wenn Wille immer wieder davon spricht, er hätte Parlamentarier und Bundesräte «vom hohen Ross» runtergeholt, so hat das kaum etwas mit Demokratiefeindlichkeit zu tun als vielmehr mit einer verbissenen Verteidigung militärischer Kompetenzzuschreibungen und insbesondere mit der Verteidigung der Offiziersautorität, welche von der Linken in Pressekampagnen immer wieder skandalisiert wurde. «Der General, welchem die Entfesselung eines wirklichen Kriegs nicht vergönnt ist, muss sich mit einem Surrogat-Krieg gegen aufsässige Demokraten begnügen und darf leider nur die Artillerie der Rhetorik und sein verbales Trommelfeuer einsetzen.»<sup>15</sup> Es trifft zu, dass Wille militaristische und bellizistische Positionen vertrat, dass er aber die Schweiz ernsthaft in einen Krieg führen wollte, ist aus der Luft gegriffen und beruht auf einer fahrlässigen Interpretation seiner Kampfrhetorik.<sup>16</sup>

### ANTISEMITISMUSVORWURF

---

Beim Antisemitismusvorwurf, der in der Medienkampagne nach Erscheinen des Buchs sehr stark gemacht wurde, handelt es sich wiederum um eine einseitige Interpretation einer einzigen Quellenstelle, die auch so gelesen werden kann, dass Wille gegenüber einer dritten Person geltend macht, dass sie vom latenten Antisemitismus in der Schweiz profitiert hat. Zweifellos war Wille selber nicht frei von latentem Antisemitismus. Im Rahmen einer Grenzkontrolle hatte eine militärische Patrouille einen flüchtenden Automobilisten, eine jüdische Person, erschossen, worauf der Patrouillenkommandant sich

vor Militärgericht zu verantworten hatte. Wille bemerkte gegenüber dem Verteidiger, «dass wenn ein angesehenener Mann des Landes erschossen worden wäre und nicht ein fremdländischer Jude, die öffentliche Meinung [...] es nicht so leicht gemacht hätte», den Angeklagten zu verteidigen.<sup>17</sup> Mit der Ambivalenz, dass Wille antisemitisch argumentiert, den Antisemitismus aber selbst kritisch kommentiert, kann Meienberg nicht viel anfangen.

## GENERALSTREIK UND ESSENSGEWOHNHEITEN

---

Willes eminent wichtige Rolle im Generalstreik kommt eigenartigerweise nur sehr kurz und bruchstückhaft vor, obwohl die Quellenlage zu diesem bedeutenden Ereignis der Schweizer Geschichte sehr vorteilhaft ist. Selbst die im Anhang des «Wille-Buchs» angefügten Generalsbriefe aus den Novembertagen wurden nur fragmentarisch ausgewertet. Für eine feuehafte Darstellung eignen sie sich aber wenig. Die Generalstreiks-Thematik schloss Meienberg direkt an die Senilitätsfrage und die Schilderung der Essensgewohnheiten Willes an: «Und so durfte man Wille auf Wille beruhen lassen. Er konnte weiterhin den Bundesrat terrorisieren und seinen Schatten über das Land werfen. Sein Wahn (Bolschewiki-Revolutionäre an der Macht) hat das Truppen-Aufgebot provoziert, welches den Landesgeneralstreik provozierte. Ein General Audéoud hätte eventuell vernünftiger gehandelt, mit lateinischer Klarheit, wie General Dufour im Sonderbundskrieg, der das germanische Kampfgeschrei und Säbelrasseln vermied. Wille aber war nun schon so reduziert und derart auf seinen senilen Bauch fixiert, [...]».<sup>18</sup> Meienberg findet mit diesem Satz zurück auf den Pathologisierungspfad, nachdem er in der Klammer trefflich auf Willes Bolschewiken-Wahn und auf die Auslösung des problematischen Truppen-Aufgebotes hingewiesen hat.

## PERSÖNLICHKEIT UND CHARAKTER

---

Meienberg nahm die Persönlichkeit und den Charakter Willes fast ausschliesslich durch dessen Briefe an seine Ehefrau wahr. Darin musste ihm die Sprachkraft, die Fantasie und die Selbstgewissheit des Generals auffallen. Meienberg bemerkte, dass Wille eine leichte Feder führte und in den Formulierungen eine gewitzte, ironisch-sarkastische Sprache pflegte. «Kein Zweifel, Wille hat die kraftmeiernden Sprüche nicht für seine Frau erfunden, sondern ihr nur überliefert, was er jeweils bramarbasiert und geberserkert hat; im amtlichen Schriftverkehr benutzte er manchmal denselben Brutalo-Ton wie im privaten.»<sup>19</sup> Für Meienberg war Wille ein «martialischer Blähnüsterich», des-

sen «Grobianismus» und «Rabauken-Ton» etwas demokratisch «Gleichmacherisches» an sich gehabt haben soll. Gleichwohl hielt er ihn für eine «Persönlichkeit, die schlecht zur Demokratie passt und sich in dem vielsprachigen, vielschichtigen «Ländli» oft wie ein Berserker aufführte».<sup>20</sup>

Eigentlich hätte der Sprachstil des Generals Meienberg sympathisch sein müssen, pflegte dieser doch im Privaten wie im Öffentlichen eine ähnlich unverblümete Sprache und Feder. Dies verbot aber das Grundmuster des Features, das aus Wille ohne Wenn und Aber einen «martialischen Blähnüsterich» machte, der bald der Senilität verfallen sollte. Meienberg kannte weder das militärische noch das gesellschafts-, staats- und geschichtsphilosophische Denken des promovierten Juristen Wille, noch wollte er es thematisieren. Die Kenntnis dieses Denkens hätte es erlaubt, die Bezugsebene der ironisch-sarkastischen Formulierungen Willes zu verorten. Dies hätte jedoch die Überzeichnung der Persona (lat. Maske) Willes nur gestört und die Ressentiments der Meienberg'schen Fangemeinde weniger befriedigt.

## SENILITÄTSVERDACHT

---

Die Thematik des Senilitätsverdachts hält als Fluchtpunkt die beiden Kapitel zusammen und dient als argumentatorischer Blankoscheck, der alle anderen persönlichen Unzulänglichkeiten des Generals deckt und differenzierte Recherchen und Interpretationen überflüssig machte. Der Senilitätsverdacht ist jedoch nicht aus der Luft gegriffen. Auf Verlangen des Oberfeldarztes war im Bundesrat darüber diskutiert worden, ob Wille nicht unter Arteriosklerose leide und bei einem Angriff auf die Schweiz allenfalls nicht mehr in der Lage wäre, während längerer Zeit die notwendigen strategischen und operativ-taktischen Entschlüsse auf Stufe Armee zu fassen, und welche Schritte unternommen werden sollten, um ihn zu einem Rücktritt zu bewegen.

Einen von der Volksvertretung gewählten Oberbefehlshaber zum Rücktritt zu bewegen, ist für eine Regierung, die vom gleichen Gremium gewählt wird, nicht so einfach. Das erkannte auch Meienberg: «Aber es wäre schwierig gewesen, Wille wie einen gewöhnlichen Soldaten auf den Schragen zu bitten und mit dem Gummihämmerchen seine Reflexe zu prüfen. «Herr General, wir möchten kurz eruieren, ob Sie senil sind.»<sup>21</sup> Zudem beobachtete Meienberg, dass Wille in seiner Korrespondenz bis zu seinem Rücktritt an Lebendigkeit nicht nachliess und aktionsfähig blieb, wie dann auch sein initiatives Vorgehen im Vorfeld des Generalstreiks zeigen wird. «Energie hatte er durchaus noch und sein kräftiges Wütchen, auch eine energische Schrift, nur manchmal recht verwackelt.»<sup>22</sup> Eine Briefstelle verunsicherte Meienberg vollends und führte zu einer der genialsten Bemerkungen in seinem Wille-Porträt:

«Der Marasmus senils, von dem ich ja schon lange befallen sein soll, ist, wie mir scheint, im fröhlichen Anzug. Aber ist den einer, welcher merkt, dass die Senilität im Anzug ist, wirklich senil?»<sup>23</sup> Diese luzide Bemerkung hinderte Meienberg allerdings nicht daran, vom «senilen Bauch» Willes zu sprechen und insbesondere in den vielen Interviews, die er nach Erscheinen des Buchs gab, Wille stets im Indikativ als senil zu bezeichnen. Der Senilitätsverdacht musste zum Senilitätsbefund werden. Im Narrativ des Wille-Features nahm die Geschichte vom senilen General einen zu hohen Stellenwert ein, als dass mit dem Konjunktiv hätte gearbeitet werden können.

### «QUELLENVERSTOPFUNG» UND QUELLENLAGE

---

Die zwar nicht vollständig gelungene, aber dennoch frech-dreiste Beschaffung der für Meienberg zentralen privaten Generalsbriefe, ohne die das «Wille-Buch» wohl gar nicht geschrieben worden wäre, drängte Meienberg immer wieder, den Vorwurf an die Familie Wille zu richten, sie würde in für die Geschichtsschreibung hindernder Weise «Quellenverstopfung» betreiben.<sup>24</sup> Diese typische Meienberg'sche Wortschöpfung hat zwei Seiten. So ist einerseits in der Tat zu bedauern, dass über die Nachlässe wichtiger öffentlicher Personen privat verfügt, ja sogar die Vernichtung angeordnet werden kann. Die Schweiz kennt leider das Institut des *Patrimoine national* nicht, welches die Papiere öffentlicher Personen schützt und für die wissenschaftliche Forschung zugänglich macht. Auch dem Schreibenden wurde 2012 im Rahmen einer geplanten neuen Wille-Biografie die Benutzung des Nachlasses von General Wille von der Familie Wille verwehrt.

Andererseits betrieb Meienberg mit der gerne verwendeten Wortschöpfung *Diversion* und lenkte geschickt davon ab, dass er edierte und ohne Einschränkung zugängliche Archivbestände nicht benutzte, die nicht nur für eine wissenschaftliche Studie, sondern auch für ein Feature unbedingt hätten benutzt werden müssen. So etwa die *Gesammelten Schriften* Ulrich Willes, den Dokumentenband zur *Grenzbesetzung 1914–1918* von Hans Rudolf Kurz und der Aktenbestand zum Aktivdienst 1914–1918 im Bundesarchiv, ganz abgesehen von den zahlreichen Beständen der kantonalen Staatsarchive.<sup>25</sup> Auch die Tagespresse wurde nicht angerührt. Diese sprudelnde Quellenflut hätte jedoch das Narrativ vom sklerotischen, bald senilen, aber doch berserkernden General nur behindert und die voyeuristische Leserschaft und ihre Ressentiments und Vorurteile enttäuscht.

Meienberg brauchte in der Tat all diese Quellen nicht, obwohl er für sich beanspruchte, Geschichtsschreibung auf der Höhe der Zeit zu betreiben, und sich durchaus als Lehrstuhlinhaber sah.<sup>26</sup> Seine Art des Dokumentenjour-

nalismus kannte weder erarbeitete Fragestellungen noch eine Reflexion des Vorgehens und des möglichen Erkenntnisfortschrittes. Beurteilung der Quellenlage und Quellenkritik lagen ihm fern. Die Texte der universitären Geschichtsschreibung hielt er für verstaubt und blutleer. Die vorurteilsgeleitete Assoziation um ein paar Dokumente und das Vertrauen in seine Formulierungskunst genügten ihm und seinem Publikum. Er zielte auf den Applaus seines Publikums, nicht auf die Kritik seiner assoziativen Formulierungskunst.

## DER «SHITSTORM» UND DAS ÜBERFORDERTE RETTUNGSPERSONAL

---

Der eigentliche mediale *Shitstorm* sollte erst mit der Publikation der Artikelserie als Buch über Wille hereinbrechen.<sup>27</sup> Die sich jagenden Neuauflagen, welche zu einer Gesamtauflage von über 20000 Exemplaren führten, bildeten die Grundlage dazu. Nach der französischen Übersetzung – *le délire général* – galt dies Ende 1988 auch für die Romandie.<sup>28</sup> In bemerkenswerter Weise waren es traditionelle Formen des literarischen Kulturbetriebs, welche den *Shitstorm avant la lettre* ermöglichten: Buchbesprechungen, Autorenlesungen, Autoreninterviews, aber auch Leserbriefe und eine medial stark beachtete konfrontativ-politisch angelegte Paneldiskussion an der Universität Zürich. Zugleich gab es eine zum Teil durch die PR-Firma Farner orchestrierte Rettungsaktion des ramponierten Renommees des Generals in den Printmedien, indem versucht wurde, den Bestseller als Machwerk zu diskreditieren.<sup>29</sup>

Insbesondere bei den zahlreichen Autorenlesungen und -interviews gelang es Meienberg, sein verbales Feuerwerk zu zünden und seine oben dargestellte Suada über den General ohne grosse Gegenrede zu entfalten.<sup>30</sup> In den Interviews verstand es Meienberg, sich als innovativer Historiker zu inszenieren. Auf die Frage: «Sind Sie mit dem Anspruch, eine historische Arbeit zu leisten, in diese ‹Welt als Wille und Wahn› vorgestossen?», antwortete Meienberg: «Ja, den Anspruch darf ich ohne weiteres stellen, weil ich zu den Quellen vorgestossen bin: Ich habe zum Verständnis von General Wille und seinen Handlungsweisen Quellen erschlossen, die den meisten Historikern bisher versperrt gewesen waren. Im Übrigen habe ich in meiner Arbeit nie den Unterschied zwischen journalistischer und historischer Qualität gemacht, weil für mich ein guter Journalist der Historiker seiner Zeit ist. Das heisst, er muss stets bestrebt sein, Originalquellen anzubohren.»<sup>31</sup> Meienberg verstand es ausgezeichnet, kritischen Fragen auszuweichen und sich als journalistischen Husaren darzustellen, welcher der Familie Wille ein Schnippen geschlagen hatte und damit die historische «Aufklärung» der Schweizerinnen und Schweizer weitergebracht habe. Vielmals stand nicht der Inhalt seines

Buchs im Zentrum, sondern dessen Entstehung und die Person Meienbergs. Die interviewenden Journalisten hatten meistens nicht die historischen Kenntnisse, um Meienberg inhaltlich herauszufordern und seine im Grund nicht diskutierbaren moralischen und diffamierenden Aussagen zu entlarven. Dies galt selbst für die beiden in der Deutschschweiz in der Rettung der Reputation Willes engagierten Historiker: Professor Walter Schaufelberger, Militärhistoriker an der Universität Zürich und an der ETH Zürich, sowie Doktor Alfred Cattani von der *Neuen Zürcher Zeitung*, welche als Kontrahenten von Meienberg am 18. Februar 1988 an der Monsterveranstaltung an der Universität Zürich teilnahmen. Cattani beschränkte sich an der «kaum sachkundlich ausgerichteten Podiumsdiskussion»<sup>32</sup> im Wesentlichen darauf, Meienbergs Werk als kritisch-polemische Abhandlung und Pamphlet voller Hohn und Sarkasmus zu qualifizieren, im Übrigen aber die Episoden um den General wiederzugeben und zu betonen, dass ihm der General durch die Publikation der Privatbriefe sympathischer geworden sei.<sup>33</sup>

Wesentlich direkter und radikaler ging Professor Walter Schaufelberger in seinen Artikeln und während der im «Vollversammlungsstil» abgehaltenen Podiumsdiskussion mit Meienberg um. Er attackierte ihn auf moralisch-wissenschaftlicher, politischer und historischer Ebene. Schaufelberger wirft Meienberg «unsaubere Geschichtsschreibung» vor, welche mit «wahrhafter Geschichtsschreibung nichts zu tun» habe und gegen die «Grundprinzipien der Geschichtsschreibung» verstosse. Diese bestünden darin, den Gegenstand der Darstellung «aus den Gegebenheiten des jeweiligen Zeitabschnittes heraus zu behandeln».<sup>34</sup> Besonders aufgestossen sind dem mit der Familie Wille solidarischen Schaufelberger die «Schnüffeleien im privaten Bereich», welche nicht viel Neues gebracht hätten und im Übrigen auf zum grösseren Teil bekanntem Material beruhten, welches zu einem 232 Seiten dicken Buch «aufgeblasen» worden sei. «Originelle Einfälle, findiges Recherchieren und gekonnter Stil machen noch keinen Historiker aus, böswillige Tendenz und lässiger Umgang mit den Fakten schon eher das Gegenteil.» Auf politischer Ebene ortet Schaufelberger «die Farbe des klassenkämpferischen Ressentiments» und eine tiefe Abneigung gegen die Armee: «[...]irgendwie muss ihm diese durch Wille nachhaltig geprägte Schweizer Armee in den falschen Hals geraten sein».<sup>35</sup> Er fuhr fort, Meienberg wolle «weder eine zusammenhängende noch eine historische» Darstellung schreiben, um zu schliessen: «Schliesslich möchte er ja die Armee abschaffen.»<sup>36</sup> Diese Zuordnung Meienbergs ist allerdings alles andere als treffend, auch wenn er später an einem GSoA-Anlass auf dem Bundesplatz in Bern teilnehmen sollte.<sup>37</sup>

Auf fachlich-historischer Ebene entgegnet Schaufelberger Meienberg, dass die «Deutschlandfreundlichkeit» Willes von vielen Deutschschweizern geteilt worden sei und der Schweiz sogar hätte nützlich werden können,

da eher Frankreich und Italien als Angreifer in Frage gekommen wären und die Schweizer Armee dann an der Seite Deutschlands gestanden wäre. Einen Kriegseintritt der Schweiz ohne Verletzung der Neutralität habe Wille nie in Aussicht genommen, und auch während des Generalstreiks habe er gegenüber von Sprecher und dem Generalstab mässigend gewirkt. Auch die «Verpreussung» sei unproblematisch gewesen, da Wille scharf zwischen Kadavergehorsam und absolutem Gehorsam unterschieden habe. Man könne Wille und der Schweizer Armee nicht den «Vorwurf machen, dass sie nicht an den Besiegten Mass genommen habe», sondern an den siegreichen Preussen von 1870, was im Übrigen auch die Japaner getan hätten.<sup>38</sup>

In der *Basler Zeitung* wird Schaufelberger als «Humorist» bezeichnet und über das Podiumsgespräch an der Universität Zürich berichtet, dass Meienberg «an diesem Abend keinen Gegner» gehabt hätte. «Jemand, mit dem er erkenntnisgewinnbringend über Herrschaftswissen und Quellenverstopfung, über die bis heute fortwirkende Verpreussung der Armee, [...] über den Eilmarsch der Gesellschaft in die Gedächtnislosigkeit hätte streiten können, war weit und breit nicht zu sehen.»<sup>39</sup> Dies lag nicht zuletzt daran, dass Cattani und Schaufelberger weder über das Denken noch das Wirken Willes im Bilde waren. Die Übernahme der Meienberg'schen Diktion und seiner Thesen in die Berichterstattung zeigen aber auch, wie sich der *Shitstorm* in einem Teil der Presse ausbreiten konnte.

Die auf allen Ebenen ziemlich apologetischen Verteidigungspositionen Schaufelbergers waren in keinster Weise dazu angetan, den *Shitstorm* zu stoppen, sondern heizten ihn eher an. Dies erlaubte Meienberg, beim jungen, bewegten Publikum der 1980er-Jahre mit seinen Auftritten zu punkten und das etablierte, wissens- und sensationsbegierige Publikum weiter zu delectieren.

#### DIE REAKTION DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT: VERDRÜCKTE SYMPATHIE UND ZÖGERNDE VERTEIDI- GUNG DES WISSENSCHAFTLICHEN ANSPRUCHS

---

Für die universitäre Geschichtswissenschaft war *Die Welt als Wille und Wahn* eine Herausforderung. Meienberg zog daraus einen Lustgewinn und legte in der öffentlichen Auseinandersetzung um das «Wille-Buch» gerne nach: «Das Können wird der studentischen Jugend schon früh abgewöhnt, ein lesbarer Stil gilt als unwissenschaftlich und muss sich das Schimpfwort «journalistisch» gefallen lassen; schon in den Seminararbeiten hat ein solcher Stil keine Chance; Verständlichkeit = Unwissenschaftlichkeit.»<sup>40</sup> Meienberg hielt seine Geschichtsschreibung für verständlich und wissenschaftlich: «In der Schweiz gilt das Normale als frech, das Gesunde als krank, das Wissenschaftliche als

Pest. Neugierde hat ein Schwefelgerüchlein, und die untertänigste Liebedienerei und Stümperei wird vom Nationalfonds gesponsert.»<sup>41</sup> In den wissenschaftlichen Zeitschriften und Feuilletons haben sich die Universitätsangehörigen vor Meienberg weitgehend weggedrückt.<sup>42</sup> Einzig Pirmin Meier und Jean-Claude Favez haben im *Aargauer Tagblatt* und im *Journal de Genève* fundierte Besprechungen publiziert.<sup>43</sup> Es ist einer kleinen Enquete von Heinz Looser zu verdanken, dass wir über die Haltung der deutschschweizerischen «Historikerzunft» mindestens andeutungsweise im Bilde sind.<sup>44</sup> Grob lassen sich die Positionen der professionellen Historiker und Historikerinnen in drei Gruppen fassen: die verdrückten Sympathisanten, die mehr oder weniger schon alles wussten und Meienberg literarisch originell oder gar theoretisch innovativ fanden (Edgar Bonjour, Peter Stadler, Beatix Mesmer, Hansjörg Siegenthaler, Markus Mattmüller). Die Gruppe (unter anderem Rudolf Braun und Georg Kreis), die sich nicht äussern mochte. Sowie die Gruppe der erklärten Anhänger. Dazu gehörten insbesondere zwei damals jüngere Nachwuchskräfte, welche sich einen mittleren Bückling mit Vorbehalten nicht verkneifen konnten: Albert Tanner und Albert Wirz. Albert Tanner konzidierte in einem öffentlichen Brief, dass Meienberg, «nicht nur die traditionelle Geschichtsschreibung, sondern offensichtlich auch die neuere, sozial- und wirtschaftsgeschichtlich orientierte Geschichtsschreibung, der ich mich selbst verpflichtet fühle, auf dem schwachen Standbein erwischt» habe. Der «Einstieg über Personen und nicht einfach über Rollenträger» sei für den Zugang eines breiteren Publikums ganz entscheidend. Er schiebt allerdings nach, dass Meienberg die neusten Ergebnisse der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bei seinen Rundumschlägen doch etwas unterschätze.<sup>45</sup> Nur das Bürgertum sei bisher in der Forschung zu kurz gekommen, was Tanner in seiner Habilitationsschrift nachholte. Nach einigen psychologisierenden Vorbehalten zur «Einschätzung des Generals» setzte der damalige Privatdozent Albert Wirz zu einer blauäugigen Eloge Meienbergs an: «Meine kritischen Einschränkungen sind von untergeordneter Bedeutung. Meienberg hat ja weder ein gegen den General gerichtetes Pamphlet geschrieben, [...], sondern er präsentiert [...] «Elemente zur Naturgeschichte eines Clans». Und da liegt meines Erachtens denn auch die eigentliche Leistung von Meienberg, sein wichtigster Beitrag zur neueren Schweizer Geschichte und zur Geschichtswissenschaft ganz allgemein.» Mit folgender Laudatio schlug Wirz vor, Meienberg den Ehrendoktor der Universität Zürich zu verleihen: «Niklaus Meienberg ist gewiss einer der produktivsten und nach Jean-Rodophe von Salis vielleicht der meistgelesene Schweizer Historiker. Vor allem aber ist er der methodisch innovativste.»<sup>46</sup> Dieser Vorschlag gehörte zum kurzzeitigen Meienberg-*Hype*, der in der Deutschschweiz und insbesondere in Zürich «abging». Jean-Claude Favez von der Universität Genf kommentierte das so: «Le scandale éclate, aux dimensions

des affrontements culturelles que connaît aujourd'hui la Suisse alémanique. Provocateur comme à son ordinaire, Meienberg triomphe.» Auch Favez empfindet *le délire général* zur Lektüre, aber er legt in aller Klarheit die Schwächen des Buchs dar. Er benennt «le manichéisme», der Meienberg aus Faulheit zum Schematismus führe: «Il succombe souvent avec paresse à un schématique qui réduit toute explication à la lutte des gros contre les maigres.» Er bemängelt die ermüdende Verwendung von «épithètes malsonnantes (senil nombril, martial animal)», welche «le côté culotte de peau du personnage» ins Zentrum stelle. Um seine körperbezogenen Negativurteile zu repetieren, multipliziert er die «anachronismes et les jugements de valeur, jusque à fournir les armes à ceux qui l'attaquent». Er erfasse die Persönlichkeit eben gerade nicht, wie Albert Tanner positiv bemerkte, sondern versimple sie zur Karikatur: «plutôt que de saisir les personnages dans une réalité complexe, il les réduit à quelques traits dominants, qu'il grossit jusqu'à la caricature».47 Favez legt hier einen Aspekt des Meienberg'schen Diskurses frei, den Luise F. Pusch für dessen Frauenbild detailliert deutlich gemacht hat: seine verächtliche Stereotypisierung von Menschen, seien es Frauen, die er ausschliesslich als Sexobjekte thematisierte, seien es (bürgerliche) Männer, welche über Macht verfügen.48

Eine zweite kritische Stimme kam überraschenderweise ebenfalls aus der Suisse romande. Hans Ulrich Jost, der sowohl in der deutsch- wie auch in der welschschweizerischen Öffentlichkeit präsent war, konnte mit dem personalistischen beziehungsweise dem unreflektierten Clan-Ansatz ebenfalls nichts anfangen. Er bemerkt, an dessen Stelle wäre eine Analyse des politischen Milieus zu leisten gewesen, welche aufgezeigt hätte, wie es kam, dass Wille sich sowohl mit seinem preussisch-deutschen Erziehungs- und Führungskonzept wie in der Generalwahl durchsetzte, und wie weit dies mit der konservativen Umorientierung des liberalen 1848er-Bürgertums nach 1890 zu tun gehabt habe. Die Aufspiessung der Person Willes und die Aufreihung von Skandalgeschichten seien dagegen weniger wichtig und brächten nichts für eine erkenntnistreibende Diskussion.49

Aus der Distanz betrachtet, war die akademische Diskussion wenig fruchtbar. Das mochte auch damit zu tun haben, dass der Forschungsstand zu Wille und zur Schweizer Armee im «Aktivdienst» wie zur Gesellschaft in den Kriegsjahren 1914–1918 im Jahr 1987 noch äusserst schwach war und es streckenweise immer noch ist. Dies war gerade die Chance von Niklaus Meienberg. Er konnte mit der Privatkorrespondenz des Generals in der Hand und einigen Recherchen zur weiter gefassten Geschichte der Familie Wille die Person Ulrich Willes skandalisieren und die Familien seiner Schwiegertöchter und Schwiegersöhne als privilegierte Herrenmenschen denunzieren und dies als Primeur verkaufen. Seinen verachtenden Stereotypen wie seiner Quellenpiraterie wurde entweder vielfach applaudiert, oder aber sie wurden

empört zurückgewiesen. Für eine nachhaltige weiterführende wissenschaftliche Diskussion waren sie jedoch unergiebig.

### 100 JAHRE NACH DER GENERALSWAHL: ANZÜNDE AUSGEBRANNTER FEUERWERKSKÖRPER ODER NEUE LICHTQUELLEN AUF ULRICH WILLE?

---

Was bleibt nun von Meienbergs «Wille-Buch» im Hinblick auf 2014, und wie sieht der Forschungsstand heute aus? Hat es in den 1987 gezündeten Feuerwerkskörpern noch Zündstoff, der nochmals entfacht werden sollte, oder gibt es neue Lichtquellen, die auf Ulrich Wille gerichtet werden sollten?

Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung hat Meienberg in einem bemerkenswerten Artikel zur «gedächtnisfreien Gesellschaft» zu Recht die Defizite der schweizerischen Militärgeschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg festgehalten: «General Wille ist seit dreiundsechzig Jahren tot, und es gibt immer noch keine Biografie von dieser Person; und damit finden sich die Regierten ab. Es gibt bisher nur eine Wille-Hagiographie von Herrn Helbling. [...] Es gibt keine «Geschichte der Schweizer Armee», welche diesen Namen verdient.»<sup>50</sup> Die Biografie gibt es aus besagten Gründen immer noch nicht; eine Geschichte der Schweizer Armee, die diesen Namen hoffentlich verdient, ist zurzeit in Arbeit. Seit 1987 hat sich aber einiges getan, das auch Meienberg zum Teil erfreuen müsste: 1988 erschien der Band zum Ersten Weltkrieg der Generalstabsgeschichte von Hans Rapold, 1991 meine *Kollektivbiographie des Generalstabskorps 1875–1945* mit den genauen und vollständigen militärischen Verwandtschaftsbeziehungen der Familie Wille (Seite 495). 1999 mein *Preussen vor Augen*, welches die Geschichte der «Verpreussung» der Schweizer Armee unter Ulrich Wille bis 1914 aufarbeitet.<sup>51</sup> In den 1990er-Jahren sind auch eine ganze Reihe Dissertationen zum Ordnungsdienst-Einsatz der Schweizer Armee erschienen.<sup>52</sup> Als späte Reaktion auf das «Wille-Buch» ist auf Anregung von Jürg Wille, Enkel des Generals, an der Universität Zürich eine Vorlesungsreihe zu General Wille veranstaltet worden, und die Referate sind in einem Sammelband veröffentlicht worden.<sup>53</sup> Meienberg müsste sich (halbwegs) freuen. Er ist 1993 aus dem Leben geschieden, ohne sein «grosses Buch, [...] das verhebt» geschrieben zu haben, wie er sich 1988 in einem Interview ausdrückte.<sup>54</sup>

Seine Feuerwerkskörper sind definitiv erloschen, und die Zeit, in der sie zu leuchten vermochten, ist vorbei. Das Anliegen seiner «Forscherlibido», Licht auf den Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des Ersten Weltkriegs zu werfen, ist jedoch nicht verschwunden. Auch der Treibstoff dazu ist in den Archiven vorhanden. Im Rahmen des 100. Jahrestags des

Neutralitäts- und Ordnungsschutzdienstes 1914–1918 könnte Willes Wirken als Oberbefehlshaber in vielen Feldern kritisch untersucht werden. Es seien stellvertretend nur folgende genannt:

1. Willes Reaktion und seine Massnahmen auf die sich intensivierenden Führungs- und Disziplinprobleme bis hin zu den sich häufenden Meutereien der Jahre 1917/18. Sein Umgang mit dem veralteten Militärstrafrecht, dem er als oberster Gnadenherr vorstand und das sich als Minenfeld bei der Bewältigung der sozialen und wirtschaftlichen Problemlagen erweisen sollte. Seine Reaktion auf die sich seit 1915 verschärfende linke Kampagne gegen die Armeeführung, das Offizierskorps und seine Person.
2. Willes Umgang mit den zunehmenden Versorgungsschwierigkeiten der Bevölkerung und der Armee und dem Kaufkraftschwund weiter Teile der Bevölkerung.
3. Die Bewältigung des Widerstandes der Kantone und der Bauernschaft gegen die Ablösungsdienste der Truppenverbände.
4. Wille und die sich an den Kriegsfrenten grundlegend verändernden Formen der Gefechtsführung. Nahm Wille die Revolutionierung der Kampfführung zur Überwindung des Grabenkriegs wahr, und war er bereit, von den problematischen preussisch-deutschen Prinzipien der militärischen Erziehungs- und Führungsprinzipien abzuweichen? Glaubte er an Lehren, die aus dem Ersten Weltkrieg gezogen werden konnten?
5. Welche Rolle spielte Wille bei der Auslösung des Generalstreiks wirklich? War er der arbeiterverachtende Oberbefehlshaber, der im Dienst des Kapitals stand? Die seit 1968 eingeschliffenen Narrative von der «Niederschlagung» des Generalstreiks durch die Armee sind grundlegend zu hinterfragen.

Dabei wird eine transnationale Perspektive zu entwickeln sein. Nicht nur in kriegswirtschaftlicher Hinsicht war der Erste Weltkrieg ein globales Ereignis, dem sich die Schweiz nicht entziehen konnte, sondern auch militärisch. Die enge nationale und personalistische Sicht Meienbergs ist definitiv zu verlassen.

Die von Meienberg verwendeten Privatbriefe des Generals an seine Ehefrau, die auch von Helbling in der obsoleten Biografie von 1956 benutzt wurden, könnten für eine Untersuchung des Wirkens Willes als Oberbefehlshaber bisweilen hilfreich sein. Sie sind aber nicht mehr als der Abendrückblick über die Geschäfte des Generals, die in den Akten des Oberbefehlshabers und auch in der Presse weit besser dokumentiert sind; auch als Befindlichkeitsberichte mögen sie Hinweise auf seinen Denkhorizont, seine persönlichen Schwächen und Defizite als General geben. Die Senilitätsfrage ist jedoch inzwischen gelöst: «Aber ist denn einer, welcher merkt, dass die Senilität im Anzug ist, wirklich senil?» (Meienberg) Nein, höchstens altersstur und resistent gegen Intrigen.

## Anmerkungen

- 1 Sonntagsblick, 26. 6. 1987.
- 2 Niklaus Meienberg, Die Welt als Wille und Wahn, Zürich 1987.
- 3 Philipp Metzler, «Den Abszess zum Platzen bringen». Zugänge zu Niklaus Meienbergs Geschichtsschreibung, Zürich 2001 (unpubl. Liz. Univ. Zürich).
- 4 Nach Duden wird unter «Feature» ein aus Reportagen, Kommentaren und Dialogen zusammengesetzter Dokumentarbericht und unter «Shitstorm» eine Empörungswelle verstanden. Siehe auch: Werner von Koppenfels, Was ist das eigentlich – ein Shitstorm? In: Neue Zürcher Zeitung, 2. 2. 2013, 55.
- 5 Berner Zeitung, 10. 11. 1987.
- 6 Marco Meier, La réalité surpasse la fiction. Jürg Federspiel, Hugo Lötscher, Niklaus Meienberg als Schweizer Vertreter des «New Journalism», in: Martin Durrer, Barbara Lukesch, Biederland und der Brandstifter, Zürich 1988, 141–157.
- 7 Meier, Réalité, 156.
- 8 Meier, Réalité, 148.
- 9 Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 8, 425.
- 10 Meier, Réalité, 156.
- 11 Martin Durrer, Barbara Lukesch, Meienberg für Verpackungskünstler. Die bürgerlichen Printmedien und der linke Starschreiber, in: Martin Durrer, Barbara Lukesch, Biederland und der Brandstifter, Zürich 1988, 21.
- 12 «Bürgerliche Zeitungen, die positiv über *Wille* berichteten, sind neben BaZ und Luzerner Neue Nachrichten: Nebelspalter, Berner Zeitung, Nordschweiz/Basler Volksblatt, Bündner Zeitung, St. Gallertagblatt, Vaterland, Luzerner Tagblatt und Thurgauer Volksfreund.» Christof Stillhard, Meienberg und seine Richter. Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber, Zürich 1992, 66.
- 13 Meienberg, Wille, 40. «Wenn ich nicht General werde, kann ich mich vor meinen Frauen nicht mehr zeigen.»
- 14 Meienberg, Wille, 18.
- 15 Meienberg, Wille, 42.
- 16 Rudolf Jaun, Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle, Zürich 1999. 202–210.
- 17 Meienberg, Wille, 44.
- 18 Meienberg, Wille, 50.
- 19 Meienberg, Wille, 46.
- 20 Meienberg, Wille, 18.
- 21 Meienberg, Wille, 49.
- 22 Meienberg, Wille, 50.
- 23 Meienberg, Wille, 50. Hervorhebung im Original.
- 24 Meienberg, Wille, 28.
- 25 Ulrich Wille, Gesammelte Schriften, Zürich 1941; Hans Rudolf Kurz, Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918, Frauenfeld 1970. Bundesarchiv Bestand E27#1000/721#12450 - 14109; Verzeichnis der Quellenbestände zur schweizerischen Militärgeschichte. Bestände der Staatsarchive und Nachlässe, hg. von Rudolf Jaun und Sacha Zala, Bern 2004.
- 26 «Ich nähme in Freiburg gerne einen Lehrstuhl an». Freiburger Nachrichten, 30. 5. 1988.
- 27 Eine Liste der erschienenen Artikel in der Presse findet sich in Stillhard, Meienberg und seine Richter, 141–144.
- 28 Niklaus Meienberg, Le délire général, L'armée suisse sous influence, traduction française de Monique Picard, Carouge 1988.
- 29 Heinz Looser, Sittengemälde der Historikerzunft, in: Durrer/Lukesch, Biederland, 103.
- 30 Zum Beispiel Luzerner Neue Nachrichten, 9. 1. 1988, und Aargauer Tagblatt, 20. 2. 1988. Für eine vollständige Liste der Berichterstattung über das Wille-Buch siehe Stillhard, Meienberg und seine Richter, 141–143.
- 31 Neue Zürcher Nachrichten, 28. 11. 1987.
- 32 NZZ, 20. 2. 1988. Kenneth Angst: Welcher Wille zu welcher Wahrheit? Streitgespräch über General-Wille-Publikation von Meienberg.
- 33 NZZ, 5. 12. 1987.
- 34 Züribieter, 25. 7. 1987.
- 35 Badener Tagblatt, 9. 1. 1988.
- 36 Züribieter, 25. 7. 1987.
- 37 Meinberg mochte sich für die Abschaffung der Armee keineswegs vorbehaltlos erwärmen. Durrer/Lukesch, Biederland, 202.
- 38 Badener Tagblatt, 9. 1. 1988.
- 39 Basler Zeitung, 20. 2. 1988
- 40 Widerspruch, 15/1988, 111.
- 41 WOZ, 19. 2. 1988.
- 42 Eine Recherche der auf <http://retro.seals.ch/digbib/home> digitalisierten Zeitschriften vom 4. 4. 2013 ergibt dieses Bild. So wurde das Wille-Buch beispielsweise in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte nicht besprochen.
- 43 Aargauer Tagblatt, 13. 2. 1988; Journal de Genève, 16. 7. 1988.
- 44 Looser, Sittengemälde, 101.
- 45 Widerspruch, 15/1988, S. 109.
- 46 Tages-Anzeiger, 12. 11. 1987.
- 47 Journal de Genève, 16. 7. 1988.
- 48 Luise F. Pusch, Das Schmettern des Schweizer Gockels. Eine feministische Textanalyse, in: Durrer/Lukesch, Biederland, 159.
- 49 Looser, Sittengemälde, 115. Jahre später vermag dann auch Jost der «biographischen Methode», wie sie Meinberg anwandte, etwas abzugewinnen. Hans Ulrich Jost, Hinweise zur Theorie und Praxis der Biographie, in: traverse 2 (1995), 20.
- 50 WOZ, 19. 2. 1988.
- 51 Hans Rapold, Zeit der Bewährung? Die Epoche um den Ersten Weltkrieg 1907–1924, Der Schweizerische Generalstab, Volume V, Basel 1988; Rudolf Jaun, Das Schweizerische Generalstabkorps 1875–1945. Eine kollektiv-biographische Studie, Der Schweizerische Generalstab, Volume VIII, Basel 1991; Rudolf Jaun, Preussen vor

Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle, Zürich 1999.

52 Siehe Rudolf Jaun, Militärgeschichte zwischen Nischendasein und massenmedialer Aufmerksamkeit, in: *traverse* 2013/1, 130.

53 Hans Rudolf Fuhrer, Paul Meinrad Strässle (Hg.), General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen, Zürich 2003.

54 Durrer/Lukesch, Biederland, 220.

## Bildnachweise

---

1 Urs Siegenthaler, Keystone.

2 Keystone.

3 Keystone.

# «FRIEDENSINSEL» IN DER «EINIGKEITSPROBE». EINE UNTERSUCHUNG VON AKTUELLEN GE- SCHICHTSLEHRMITTELN ZUR SCHWEIZ IM ERSTEN WELTKRIEG

«Die Schweizer Insel im Krieg»,<sup>1</sup> «die vermittelnde Schweiz»<sup>2</sup> und ihre «Liebes-tätigkeit»:<sup>3</sup> Blättert man durch die Kapitel zum Ersten Weltkrieg in aktuellen schweizerischen Geschichtslehrmitteln und wirft einen flüchtigen Blick auf die dort platzierten Titel, so entsteht zunächst der Eindruck, dass sich die Widrigkeiten des Kriegs weit ausserhalb der schweizerischen Grenzen ereigneten, während sich die Rolle der Schweiz auf Vermittlungstätigkeiten und humanitäres Engagement beschränkte. Für die Mehrzahl der Lehrmittel scheint die Schweiz im Ersten Weltkrieg sogar derart bedeutungslos zu sein, dass sie in den entsprechenden Kapiteln zugunsten der Krieg führenden Nationen nicht einmal Erwähnung findet.<sup>4</sup>

Was sollen Schülerinnen und Schüler 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs über das Land zur Zeit des Kriegs erfahren? Gibt es nicht auch eine Schweiz zwischen Bedeutungslosigkeit und Idealisierung? Tatsächlich vermitteln einige Lehrmittel bei genauerem Hinsehen ein etwas differenzierteres Bild.<sup>5</sup>

Der vorliegende Beitrag fragt, wie aktuelle Geschichtsbücher der deutschsprachigen Schweiz die Situation des Landes im Ersten Weltkrieg beleuchten, und widmet sich dabei vier Themen: der Darstellung der sozialen Situation, der Rolle von Frauen, der Bedeutung der Neutralität und den Beschreibungen von Spannungen zwischen der Deutschschweiz und der Romandie.<sup>6</sup>

Generell geben Lehrmittel Aufschluss über gesellschaftlich verbreitete Vorstellungen von der Vergangenheit und zeigen, was Schülerinnen und Schüler nach Auffassung der sie umgebenden Gesellschaft lernen sollen.<sup>7</sup> «Mit der Aufgabe der ‹kulturellen Überlieferung› betraut»,<sup>8</sup> sollen Schulbücher das vermitteln, was im Hinblick auf die eigene Vergangenheit als wesentlich gilt.<sup>9</sup> Die Entstehung von Lehrmitteln wird begleitet von Debatten um Inhalte, Formen und Bedeutung der Auseinandersetzung mit Geschichtlichem.<sup>10</sup> Fertige Lehrmittel sind das Ergebnis dieser Diskurse und spiegeln gesellschaftlich anerkannte Deutungen von Geschichte.<sup>11</sup> Lehrmittel sind so verstanden geschichtskulturelle Phänomene, weil sie eine gedeutete Vergangenheit für jeweilige Gegenwart abbilden und durch ihre Existenz zugleich mitkonstruieren. Im Folgenden wird erläutert, welche Vorstellungen in Bezug auf die Schweiz im Ersten Weltkrieg die untersuchten Schulbücher zum Ausdruck bringen, wie also dieser Krieg vermittelt und in einer gesellschaftlich anerkannten Form dargestellt wird.

«KRIEGSGEWINNLER»<sup>12</sup> UND «SOZIALES GEFÄLLE»:<sup>13</sup>  
ZUR DARSTELLUNG DER WIRTSCHAFTLICHEN  
SITUATION IN DER SCHWEIZ

---

«Tiefbetrübt setzen wir unsere Verwandten in Kenntnis, dass gestern abend 9 Uhr unser unvergesslicher Schwager samt Schwägerin Ruedi Brotlaib und Marie Ankenhafen infolge einer nicht alltäglichen Operation hochbetagt und elend zusammengeschrumpft sind.»<sup>14</sup> Mit dieser satirischen Todesanzeige aus dem Jahr 1917 wird die prekäre Lebensmittelversorgung während des Kriegs unterstrichen. In der als Lehrmittel aufbereiteten Quellensammlung *Werden* aus dem Jahr 1986 kommt die wirtschaftliche Situation im Vergleich zu den anderen behandelten Werken am stärksten zum Zug. Die sozialen Auswirkungen der Kriegswirtschaft werden ferner anhand einer Tabelle zur Brotversorgung sowie von Preisen und Löhnen veranschaulicht. Das Lehrmittel lässt aber auch die andere Seite der Medaille nicht weg: Im Unterkapitel «Kriegsgewinnler und Wucherer» wird in einem Quellenkommentar darauf hingewiesen, dass die Lohnzahlungspflicht des Arbeitgebers während des Aktivdiensts zeitlich stark begrenzt war und nicht für alle Arbeitsverträge galt. Dieser Situation wird als Kontrast eine Tabelle gegenübergestellt, welche die markante Zunahme bei den Reingewinnen in der Industrie aufzeigt.<sup>15</sup> Zudem zeigt ein Diagramm die Einkommen und Reinerträge je Hektar in der Landwirtschaft, was ebenfalls eine Zunahme vor Augen führt. Als Textquelle dienen die Memoiren des Sozialpolitikers Jakob Lorenz (1885–1946), in denen folgende pointierte Worte zu finden sind:

«Die bürgerliche Gesellschaft zeigte sich von ihrer ekelhaftesten Seite. Unerschüttert durch den Krieg, profitierte sie von ihm auf dem friedlichen Boden der Schweiz.»<sup>16</sup>

In der Auswahl der Quellen, Tabellen und Diagramme lässt sich also das Bemühen erkennen, ein durchaus differenziertes Bild der damaligen wirtschaftlichen Situation zu zeichnen.

Auch in *Geschichte* aus dem Jahr 2002 werden die sozialen Spannungen anhand des Aufstiegs der Sozialdemokratie, der Streiks und der Besorgnis des Bürgertums darüber dargestellt.<sup>17</sup> Auch wird die durch knappe Einfuhren begünstigte Teuerung thematisiert, wobei die Hauptbetroffenen die Arbeitnehmer mit mittleren oder niedrigen Löhnen waren, wie der Autorentext erklärt. Dies führte dazu, dass 700 000 von 4 Millionen Einwohnern auf öffentliche Hilfe angewiesen waren: «Das soziale Gefälle, das schon vor Kriegsbeginn bestanden hatte, wurde durch die Entwicklung während des Krieges ganz wesentlich vergrößert.»<sup>18</sup>

Der Text wird vom drei Jahre später erschienenen Schulbuch *Schweiz* grösstenteils übernommen. Gleichzeitig treten aber auch gewichtige Ergänzungen auf, so etwa die Bemerkung, dass der Preis der Neutralität die verlorene Wirtschaftsfreiheit gewesen sei.<sup>19</sup> Auch die Lebensmittelrationierung und der Verzicht auf die Erhöhung der sozialen Sicherheit (zum Beispiel ein Kündigungsschutz für Wehrmänner) finden Erwähnung. Ferner werden (im Gegensatz zum Vorgängerlehrmittel) ähnlich wie im *Werden* die Profiteure der Kriegssituation genannt: Unternehmer, welche in der Produktion und im Export von kriegswichtigen Gütern tätig waren, sowie Bauern, deren Einkünfte sich dank steigenden landwirtschaftlichen Preisen verdoppelten.<sup>20</sup> Im Text, welcher auch im Vorgängerwerk *Geschichte* erscheint, wird betont, dass das soziale Gefälle schon vor Kriegsbeginn bestanden hatte.<sup>21</sup> Dies ist insofern von Bedeutung, als hier nicht ein Narrativ gewählt wird, welches den Krieg für die zunehmenden sozialen Spannungen verantwortlich macht. Hingegen wird eine zutiefst destabilisierte gesellschaftliche Situation, die sich im Krieg verschärft, in Ansätzen beschrieben und der Präsentation einer harmonischen Schweiz, die durch den Krieg aus den Fugen gerät, vorgezogen.<sup>22</sup>

Den gesellschaftlichen Auswirkungen des Armeeeinsatzes widmen die Lehrmittel unterschiedlich grosse Aufmerksamkeit. Während sich im Vorgängerwerk noch kaum kritische Töne zu den sozialen Folgen des Armeeeinsatzes finden, werden in *Schweiz* die schwache Besoldung und die ungenügende soziale Absicherung aufgrund mangelhafter Lohnausfallentschädigungen zur Sprache gebracht, ebenso der Druck auf Ehefrauen, das Geschäft oder den Bauernhof oft alleine zu führen.<sup>23</sup> Diese kritische Auseinandersetzung mit dem Militär wird auch im *Geschichtsbuch* aus dem Jahr 2010, das Passagen aus den zwei vorhergehenden Werken übernimmt, weitergeführt:



«Die Milizsoldaten – die alle weder Lohn noch Verdienstausschüttungen erhielten – langweilten sich, die Moral sank. General Wille erfand deshalb im ersten Kriegswinter den «Vortragsdienst»: Referate sollten die Soldaten von der Eintönigkeit ihrer Aufgabe ablenken und sie staatspolitisch bilden.»<sup>24</sup>

Ansonsten geht das *Geschichtsbuch* nur am Rand auf die wirtschaftliche und soziale Situation ein, da der Schwerpunkt beim Thema Neutralität liegt. Es wird jedoch festgehalten, dass die Inselposition des Landes mit wenigen Rohstoffvorkommen und Abhängigkeit von Importen und Tourismus viele Leute in die Armut getrieben habe, was sich mit dem durch den Militärdienst verursachten Lohnausfall noch verschärft habe.

Insgesamt wird die soziale und wirtschaftliche Situation also unterschiedlich stark gewichtet. In zwei der vier Lehrmittel wird eine Brücke zum Landesstreik geschlagen. Der Übergang zum Landesstreik als soziale Auswirkung des Kriegs suggeriert hier die mittlerweile überholte Verknüpfung<sup>25</sup> der beiden Ereignisse. Entsprechend bleibt beispielweise die Streikhäufigkeit vor dem Krieg unerwähnt, weil deren Thematisierung die bereits bestehenden sozialen Spannungen nahelegen würde.

#### «MEHR DENN JE MÜSSEN WIR HALT UND MITTELPUNKT UNSERER FAMILIEN SEIN»:<sup>26</sup> ZUR ROLLE VON FRAUEN IM ERSTEN WELTKRIEG

---

Frauen spielen in den untersuchten Kapiteln zum Ersten Weltkrieg generell nur eine marginale Rolle. Lediglich in drei Lehrmitteln finden sich überhaupt Hinweise auf die Situation von Frauen in der Schweiz. Thematische Schwerpunkte bilden dabei die wirtschaftliche Not von Frauen während des Kriegs

1 — Das Lehrmittel «Werden» zeigt die sozioökonomischen Unterschiede während des Ersten Weltkriegs auf. Es kontrastiert die Not der Arbeiter und Wehrmänner samt ihren Familien, insbesondere der Frauen, mit den Gewinnen in der Industrie und zeichnet so ein differenziertes Bild der sozialen und wirtschaftlichen Situation in der Schweiz.

2 — Das Lehrmittel «Schweiz» äussert kritische Töne zum Militär, indem es auf die beschwerlichen Umstände des Militärdienstes sowie auf mangelnde soziale Absicherung der Soldatenfamilien eingeht. Zudem kommen pointiert innergesellschaftliche Spannungen zur Sprache – sei es die «Kluft zwischen Offizieren und Soldaten» oder der «Graben zwischen Deutsch und Welsch». Die kulturellen Unterschiede zwischen den Landesteilen werden in einer Karikatur überzeichnet dargestellt.

sowie ihr soziales Engagement, beispielsweise durch die Einrichtung von sogenannten Soldatenstuben, in denen stationierte Soldaten bewirtet wurden.

Ein Lehrmittel zeigt die Fotografie einer solchen Soldatenstube.<sup>27</sup> Abgebildet ist eine wahrscheinlich bewusst komponierte Szenerie, in der zwei fröhliche und lächelnde junge Frauen inmitten einer Gruppe von zufriedenen wirkenden Soldaten Getränke ausschenken. Der Gesamteindruck ist der einer harmonischen und heiteren Gesellschaft in einer einfachen, aber gut gepflegten und mit Blumen geschmückten Wirtsstube. Diese Stube erscheint umso schmucker, als es sich gemäss Bildlegende um einen «ehemaligen Holzschuppen und Hühnerstall»<sup>28</sup> handelt.

Ergänzt wird die Fotografie durch eine unmittelbar darunter angeordnete Textquelle mit dem Titel «Aufgaben der Frau im Krieg (1917)», eine vom Lehrmittel selbst nicht näher spezifizierte Mobilisationsschrift. Im Text werden Frauen aufgefordert, als starke Persönlichkeiten ihren Familien «Halt und Mittelpunkt»<sup>29</sup> zu sein, ihre Söhne zu opfer- und kampfbereiten Soldaten zu erziehen und sich in tätiger Hilfsbereitschaft für die Mitmenschen einzusetzen.

Ebenso wie die Fotografie der Soldatenstube steht dieser Textausschnitt beispielhaft für ein «Frauenleitbild»,<sup>30</sup> das während des Ersten Weltkriegs propagiert wurde und rund 25 Jahre später im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung politisch motiviert zu neuer Blüte gelangte. Beispielhaft wurde dieses Frauenleitbild von Janine Schmutz für die Zeit der Geistigen Landesverteidigung anhand des Films *Gilberte de Courgenay* aus dem Jahr 1941 herausgearbeitet.<sup>31</sup> Demnach wurde als Aufgabe von Frauen angesehen, die «Rolle der ländlich-einfachen, tapferen und selbstlosen Soldatenmutter» zu übernehmen, die fleissig dem Land und Gemeinwohl dient, zukünftige Soldaten gebärt und umsorgt und dabei selbst stets bescheiden bleibt, kurz, die der «Vorstellung von der ‹Schweizer Frau› als einfühlsamem und diszipliniertem ‹Männerunterstützungswesen›» entspricht.<sup>32</sup>

Auch die im Lehrmittel verwendeten Materialien aus der Zeit des Ersten Weltkriegs bringen Elemente dieses Frauenleitbilds zum Ausdruck. Vom Lehrmittel selbst wird dieser Kontext jedoch nicht erläutert. Da es sich um eine reine Quellenedition handelt, stehen die Materialien für sich und werden nicht durch eine reflektierende Darstellung begleitet. Vielfach fehlt es, wie im konkreten Fall, sogar an einer quellenkritischen Einordnung.<sup>33</sup> Weil das Material durch das Lehrbuch unkommentiert bleibt, trägt dieses allerdings auch nicht dazu bei, die dargestellten Geschlechterstereotypen zu kontextualisieren, zu relativieren oder gar zu kritisieren. Somit liegt es an den Nutzenden des Lehrmittels, die vermittelten klischeehaften Vorstellungen von der Rolle von Frauen aus einer gegenwärtigen Perspektive heraus zu hinterfragen.

Während das Lehrmittel *Werden* in der beschriebenen Weise auf die Darstellung zeitgenössischer Rollenverständnisse fokussiert, beschäftigen sich die übrigen Lehrmittel hauptsächlich mit der wirtschaftlich prekären Lage von Frauen während der Kriegsjahre. Es finden sich beispielsweise Aussagen über die Notwendigkeit der Erwerbstätigkeit von Frauen, um in der Zeit der kriegsbedingten Abwesenheit ihrer Männer den Lebensunterhalt ihrer Familien zu sichern, Hinweise auf die Notwendigkeit einer Unterstützung durch Lebensmittelabgaben sowie Hinweise auf die im Vergleich zu Männern deutlich geringeren Einkommen.<sup>34</sup>

### FRAGEZEICHEN HINTER DEM EINSAMEN LEUCHTTURM: DIE BESCHÄFTIGUNG DER SCHULBÜCHER MIT DER NEUTRALITÄT

---

Ein einsamer Fels in der Brandung: Ein Leuchtturm auf einem kleinen Eiland sorgt für einen Lichtblick in den Weiten des tobenden Meeres. Unter der Überschrift «Die Friedensinsel Schweiz und ihre Liebestätigkeit» wird mit dieser Postkarte<sup>35</sup> auf internierte Zivilisten, Evakuierte, Flüchtlinge und verletzte Kriegsgefangene eingegangen. Diese Vorstellung der Schweiz als Insel der Neutralität wird jedoch in manchen Lehrmitteln teilweise relativiert. So findet sich etwa in *Werden* im Unterkapitel zum Thema «Neutralität und Landesverteidigung» der Quellentext «Einstellung General Willes zu Deutschland», welcher deutlich die Sympathien des Generals aufzeigt:

«Ich habe diese Nacht lange darüber nachgedacht und bin zum Schluss gekommen, dass die grosse Offensive im Westen doch erfolgen muss und auch bald erfolgen muss.»<sup>36</sup>

Eine weitere Quelle ist das Dokument «Generalstabchef Helmuth von Moltke über militärische Zusammenarbeit mit der Schweiz (1914)».<sup>37</sup> Es beinhaltet die Aussage, dass Deutschland bereit ist, die Schweizer Neutralität zu sichern – wobei in der Quelle angemerkt wird, dass diesbezüglich kein förmlicher Vertrag bestand. Dieser Quelle folgt der «Plan H – Militärische Zusammenarbeit mit Frankreich (1916–1918)». Das ausgewählte Quellenmaterial ermöglicht somit einen kritischen Blick auf den Themenkomplex Neutralität – wobei für die Schweizer Armeeführung nur die Position Ulrich Willes erwähnt wird, während nach dem heutigen Wissensstand das Spannungsverhältnis zwischen Neutralitätspolitik und Versorgungsproblemen auch das Handeln des Bundesrats und der Armeespitze im Allgemeinen betraf.<sup>38</sup> Das Quellenmaterial bietet somit Ansätze zu einer Auseinandersetzung mit dem Thema Neutralität. Diese Annäherung konzentriert sich allerdings auf den politischen und weniger auf den wirtschaftlichen Bereich.

Ein ähnlicher Befund trifft auch auf *Geschichte* und *Schweiz* zu. Die Lehrmittel widmen dem Thema ein Unterkapitel mit dem Titel «Aussenpolitik: Kurs auf Neutralität». Dabei wird ein Abriss zur Neutralitätsgeschichte seit dem 17. Jahrhundert geliefert. «Gibt es Gesinnungsneutralität?»,<sup>39</sup> fragt das Lehrmittel *Geschichte* spezifisch in Bezug auf den Ersten Weltkrieg. Nach dem Autorentext zur Mobilisierung der Armee zur Grenzsicherung sind dort auch Arbeitsfragen anzutreffen, welche eine Problematisierung des Begriffs ermöglichen sollen.<sup>40</sup>

In *Schweiz* wird der Abriss zur Neutralitätsgeschichte vom Vorgängerwerk übernommen, doch anders angeordnet. Die Neutralitätspolitik wird hier in Bezug zum «Graben» zwischen Deutschschweiz und Romandie (siehe unten) gesetzt.

Das *Geschichtsbuch* behandelt das Thema unter dem Titel «Die Schweizer Insel im Krieg». Die Neutralität wird hier in den Kontext der Ziele der Kriegsparteien gestellt:

«Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Eroberung oder Besetzung der Schweiz für die Kriegsparteien weder kriegswirtschaftlich noch militärisch von Nutzen gewesen wäre. Deshalb war es von Beginn an kein Kriegsziel der Mächte, die Schweiz einzunehmen.»<sup>41</sup>

Eine Postkarte illustriert diese Schilderung – wieder mit einer Insel-Metapher. Auf dieser «Friedensinsel»<sup>42</sup> mitten im ungestümen Meer steht eine der Helvetia nachempfundene Frauenfigur mit einem Olivenzweig als Friedenssymbol. Auch hier wird also der Autorentext zum politischen Kontext mit der damals propagierten Wahrnehmung kontrastiert.

3 — Welche Rolle spielten Frauen während des Ersten Weltkriegs? Das Lehrmittel «Werden» präsentiert dazu Materialien aus der Zeit des Kriegs, die ein Idealbild von Frauen als fürsorgliche und aufopferungsvolle Kämpferinnen für das Landeswohl entwerfen. Diese klischeehaften Vorstellungen werden vom Lehrmittel selbst nicht reflektiert.

4 — Im Lehrmittel «Geschichtsbuch» wird die Neutralität der Schweiz thematisiert und differenziert beleuchtet. Postkarte und Kapitelüberschrift suggerieren eine Vorstellung von Neutralität als Teil der schweizerischen Wesenheit. Jedoch wird vom Autorentext die Neutralität nicht als selbst geschaffen idealisiert, sondern mit den Zielen der Krieg führenden Nationen begründet.



«DER ‹GRABEN ZWISCHEN DEUTSCH UND WELSCH›»:43  
ZUR GEFÄHRDUNG DER NATIONALEN  
EINHEIT IM ERSTEN WELTKRIEG

---

Die untersuchten Lehrmittel beschreiben den Krieg als eine Zeit, in der die Schweiz von heftigen Konflikten zwischen den deutsch- und den französischsprachigen Landesteilen geprägt gewesen sei, durch welche die nationale Einheit gefährdet worden sei. Ursächlich dafür werden von den Lehrmitteln vor allem die angeblich kulturellen Unterschiede zwischen den Sprachgruppen ins Feld geführt. Diese Unterschiede kommen zum Beispiel in den abgebildeten Karikaturen zum Ausdruck.

So wird eine Spielkartenkarikatur des Jahres 1915 verwendet, die unter dem Titel «Die Schweiz. Eine symbolische Darstellung» einen deutschschweizerischen Spieler und einen Spieler aus der Romandie einander gegenüberstellt.<sup>44</sup> Beide wurden vom Karikaturisten mit jeweils stereotypen deutschen beziehungsweise französischen Attributen ausgestattet. Während der Vertreter der französischsprachigen Schweiz vornehm mit Frack und Zylinder gekleidet ist und seine Aufmerksamkeit dem Wein und einer eleganten jungen Dame zuwendet, kennzeichnen den Vertreter der Deutschschweiz ein überschäumender Bierkrug, Spielkarten und Schnauzbart. Auf den ersten Blick entsteht der Eindruck, dass sich hier zwei Personen mit vollkommen unterschiedlichen Lebensweisen und Interessen gegenüberstehen. Der Blick ins Detail zeigt jedoch, dass es zwischen den Figuren gleichwohl eine Verbindung gibt, nämlich das beiden anhaftende Schweizerkreuz. Die gemeinsame Nationalität scheint sich allerdings nicht in kulturellen Gemeinsamkeiten niederzuschlagen, und auch die militärischen Affinitäten sind unterschiedlich, wie der Verweis auf «Entente» und «Mittelmächte» nahelegt. Damit suggeriert die Karikatur die Frage, was denn – abgesehen von der Nation – überhaupt das Verbindende zwischen beiden Figuren sein möge.

Unter dem Stichwort «Einigkeitsprobe»<sup>45</sup> wird in einer anderen Karikatur der Fortbestand dieser nationalen Einheit gar offen in Frage gestellt. Diese Karikatur stellt ebenfalls zwei Figuren einander gegenüber, die hier um ein bereits brüchig werdendes Schweizerkreuz ringen. Der im Hintergrund zur Verfügung stehende Klebstoff wird von den Kämpfenden völlig ausser Acht gelassen und steht somit sinnbildlich für mangelnden Einsatz zur Annäherung und Wahrung der nationalen Einigkeit.

Die Lehrmittel verweisen zwar zum Teil in ihren Bildbeschriftungen darauf, dass diese Karikaturen «traditionelle[n] Klischeevorstellungen in Gegensatzpaaren»<sup>46</sup> zeigen, und machen somit implizit darauf aufmerksam, dass kulturelle Unterschiede möglicherweise überzeichnet dargestellt werden. Eine weiter gehende Entschlüsselung des Bildmaterials oder Hinterfra-

gung der kulturellen Zuschreibungen und ihrer Verknüpfung mit politischen Vorlieben erfolgt jedoch nicht. Auf diese Weise vermitteln die Lehrmittel Vorstellungen von einem die Deutsch- und Westschweiz trennenden «Graben»,<sup>47</sup> der als «kulturell bedingte Zerreißprobe»<sup>48</sup> die nationale Einheit gefährde.

Diese Sichtweise wird noch unterstützt durch eine in mehreren Lehrmitteln verwendete Textquelle. Unter dem Titel «Unser Schweizer Standpunkt» warnt dort der Schriftsteller Carl Spitteler davor, die innerschweizerische Einigkeit durch unterschiedliche Sympathien zu den Nachbarländern zu gefährden.<sup>49</sup> Und auch in den einführenden Autorentexten kommt das Motiv einer Bedrohung der nationalen Einheit der Schweiz zum Ausdruck:

«Die Neutralitätspolitik eines Staates verlangt vom einzelnen Bürger keine «neutrale Gesinnung»; dieser darf seine Sympathien der einen oder anderen Seite zuwenden. Entwickeln sich allerdings in einzelnen Landesteilen unterschiedlich ausgerichtete Kollektivsympathien, so können der politische Kurs des Staates und die innere Geschlossenheit der Bevölkerung infrage gestellt werden. Dies war während des Ersten Weltkriegs der Fall. [...] Die Ursachen dafür waren primär die sprachlichen und kulturellen Affinitäten, aber auch persönliche Bindungen durch Verwandtschaften und Freundschaften oder frühere Studienaufenthalte. Der sich so öffnende «Graben» machte sich vor allem durch eine vehemente westschweizerische Kritik am Bundesrat und an der Armeeführung bemerkbar.»<sup>50</sup>

Politische Konflikte zwischen den Landesteilen werden somit als Folge unterschiedlicher kultureller und sprachlicher Zugehörigkeiten interpretiert. Insbesondere die sogenannte Oberstenaffäre und die Hoffmann-Grimm-Affäre werden von den Lehrmitteln in einem Atemzug mit kulturellen Divergenzen zwischen der Deutschschweiz und der Romandie genannt.<sup>51</sup>

## FAZIT

---

Wenn auch die Lehrmittel in unterschiedlichem Umfang auf die wirtschaftliche Situation eingehen, betonen die meisten, dass die damalige Situation in gewissen Branchen auch Profiteure hervorbrachte. Die Rolle der Unternehmer und der Landwirtschaft wird angesprochen, und soziale Gegensätze werden veranschaulicht. In den neueren Lehrmitteln ist zudem ein kritischeres Verständnis der Rolle der Armee sichtbar. Die prekäre Lage der Dienstleistenden und ihrer Familien wird zwar nicht ausführlich, aber dennoch in Ansätzen beleuchtet. Was die Rolle des Landesstreiks betrifft, hinken die Schulbücher dem Forschungsstand hinterher: Dessen Aufführung im gleichen Kapitel ist

zwar angesichts der zeitlichen Nähe verständlich, doch die geschaffene Kausalverknüpfung, die damit suggeriert oder gar explizit gemacht wird, erscheint überholt. Die soziale Situation vor dem Krieg, welche zu Streiks und sozialen Spannungen führte, wird nicht ausgeführt, jedoch in zwei Lehrmitteln zumindest angedeutet.

Die Darstellung von Frauen nimmt in allen untersuchten Lehrmitteln neben den dominierenden Ausführungen zu Politik- und Sozialgeschichte lediglich einen geringen Raum ein. Einige Lehrmittel beschreiben die wirtschaftlich prekäre Lage von Frauen, und ein Lehrmittel gibt Einblicke in damals vorhandene gesellschaftliche Vorstellungen von Frauen, beispielsweise die Erwartung, stark, genügsam, tugendhaft und selbstlos dem Land zu dienen und ihm Soldaten zu schenken. Da das Material vom Lehrmittel unkommentiert bleibt, werden diese historischen Geschlechterstereotypen nicht reflektiert oder relativiert.

Mit dem Begriff der Neutralität wird in den Lehrmitteln tendenziell vorsichtig umgegangen. So wird in einem Kapitel der Standpunkt Ulrich Willes deutlich hervorgehoben. Was hingegen noch wenig ausgearbeitet wird, ist die Rolle der Armeespitze, des Bundesrats und anderer einflussreicher Akteure im Spannungsfeld zwischen Neutralität und politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen. Zudem ist eine fundierte Gegenüberstellung der Neutralitätsbestrebungen im politischen Sinn mit den exportwirtschaftlichen Verflechtungen jener Jahre je nach Lehrmittel in Ansätzen vorhanden. Eine systematische Annäherung an die Themen Kriegswirtschaft, Aussenhandel und vielschichtige internationale Verflechtungen ist aber noch wenig ausgebaut.

Alle vier Lehrmittel verweisen auf Kontroversen zwischen Deutschschweiz und Romandie. Sie gebrauchen hierfür den Terminus «Graben» und führen Differenzen auf die sprachliche und kulturelle Verbundenheit mit dem jeweiligen Nachbarland zurück. Politische Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Rolle der Schweiz im internationalen Kontext und der Bedeutung der Neutralität werden in den Texten als Folge kultureller und sprachlicher Unterschiede interpretiert.

Abschliessend ist festzustellen, dass alle untersuchten Lehrmittel Anklänge einer «nationalen Meistererzählung [...]»<sup>52</sup> aufweisen. Ein Element dieser Meistererzählung ist die Bewährung der zuvor errungenen Einheit und Freiheit der Schweiz «im 20. Jahrhundert im Zeitalter der Katastrophen».<sup>53</sup> Als solche Bewährungsprobe lassen sich beispielsweise die beschriebenen Differenzen zwischen Arm und Reich oder zwischen Deutschschweiz und Romandie verstehen, welche die nationale Einheit gefährdeten. Auch die unreflektierte Wiedergabe von zeitgenössischen Rollenbildern, die Frauen und Männer zum Einsatz für das Wohl des Staates aufforderten – sei es im Aktiv-

dienst an der Front oder durch selbstlose und aufopferungsvolle Rücken-  
deckung an der «Heimatfront» –, weckt Assoziationen einer Bewährungszeit.  
Obwohl die «nationale Meistererzählung» aus vielen Geschichtslehrmitteln  
inzwischen verschwunden ist,<sup>54</sup> lassen sich also Elemente dieses Narrativs  
hier und da ausmachen. In den hier vorgestellten Werken, die nicht gänzlich  
auf eine Darstellung der Schweizer Geschichte zugunsten einer europäischen  
oder Weltgeschichte verzichten, sind Bestandteile dieser Erzählungen einge-  
woben. Je nach Themengebiet werden diese Narrative in unterschiedlichem  
Ausmass reproduziert, aber auch relativiert.

## LISTE DER LEHRMITTEL

---

Titel	Abkürzung	Verlag	Autoren/-innen	Untersuchter Jahrgang	Jahr der Erstauflage	Behandelte Zeit	Thematisierung der Schweiz im Ersten Weltkrieg
Das Werden der modernen Schweiz 2	Werden	Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons BS, Kanto- naler Lehrmittel- verlag LU	J. Hardegger, M. Bolliger, F. Ehrler, H. Kläy, P. Stettler	1986	1986	1914 bis Gegenwart	Ja
Die Geschichte der Schweiz	Geschichte	Cornelsen	H. Meyer	2002	2002	18. Jh. bis Gegenwart	Ja
Die Schweiz und ihre Geschichte	Schweiz	Lehrmittelverlag des Kantons ZH	H. Meyer, P. Felder, J.-C. Wacker	2005	1998	Ancien Régime bis Gegenwart	Ja
Durch Geschichte zur Gegenwart 2		Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons ZH	H. Meyer, P. Schneepli	2004	1988	Industriali- sierung bis Erster Weltkrieg	Nein
Geschichte der Neuzeit		Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons ZH	J. Hodel et al.	2009	2009	Entdeckung der Welt bis 21. Jh.; 1350–2010	Nein
Menschen in Zeit und Raum 9. Viele Wege – eine Welt		Lehrmittelverlag des Kantons AG	R. Argast, A. Binnenkade, F. Boller, P. Gautschi	2005	2005	Erster Welt- krieg bis Globalisie- rung	Nein
Schweizer Geschichts- buch 2	Geschichts- buch	Sauerländer Cornelsen	Ch. Gross et al.	2010	2010	Absolutis- mus bis Erster Welt- krieg	Ja
Weltgeschichte 2		Eugen Rentsch, Orell Füssli	J. Boesch, R. Schläpfer	2001	1992	Wiener Kongress bis Gegenwart	Nein
Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts		Eugen Rentsch, Orell Füssli	W. Haerberli, E. Sieber, E. Gruner	1992	1975	Erster Welt- krieg bis 1980er-Jahre	Nein

## Anmerkungen

- 1 Christophe Gross et al., Schweizer Geschichtsbuch 2. Vom Absolutismus bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Berlin 2010 (im Folgenden abgekürzt als Geschichtsbuch), 167.
- 2 Helmut Meyer et al., Die Schweiz und ihre Geschichte. Vom Ancien Régime bis zur Gegenwart, Zürich 2005, 91 (im Folgenden abgekürzt als Schweiz).
- 3 Joseph Hardegger et al., Das Werden der modernen Schweiz. Quellen, Illustrationen und andere Materialien zur Schweizergeschichte, Band 2: Die Schweiz im 20. Jahrhundert (1914–Gegenwart), Basel/Luzern 1986 (im Folgenden abgekürzt als Werden), 13.
- 4 Von den neun untersuchten deutschsprachigen Lehrmitteln erwähnen fünf in ihren Kapiteln zum Ersten Weltkrieg die Schweiz überhaupt nicht. Vgl. dazu die tabellarische Übersicht, Seite 304.
- 5 Die folgende Analyse beschränkt sich auf diejenigen vier Lehrmittel, welche in ihren Kapiteln zum Ersten Weltkrieg auch die Schweiz behandeln. Es wurden dazu sowohl Autorentexte als auch Materialien, zum Beispiel Bild- und Textquellen, berücksichtigt. Vgl. zur Systematisierung der Elemente von Schulbüchern Alexander Schöner, Die Eichstätter Schulbuchanalysen. Zur Methode kategorialer Inhalts- und Strukturanalysen, in: Waltraud Schreiber, Alexander Schöner, Florian Sochatzy (Hg.), Analyse von Schulbüchern als Grundlage empirischer Geschichtsdidaktik, Stuttgart 2013, 66–90, hier 71f. Ein alternativer Vorschlag zur Gliederung der Elemente von Geschichtslehrmitteln finden sich bei Hans-Jürgen Pandel, Was macht ein Schulbuch zu einem Geschichtsbuch? Ein Versuch über Kohärenz und Intertextualität, in: Saskia Handro, Bernd Schöнемann (Hg.), Geschichtsdidaktische Schulbuchforschung, 2. Aufl. Münster 2011, 15–37, hier 18–27.
- 6 Konrad Kuhn und Béatrice Ziegler vertreten die Auffassung, dass es hinsichtlich dieser Themen in der schweizerischen Historiografie zum Ersten Weltkrieg relativ stabile Narrative gibt, die sich über mehrere Jahrzehnte hinweg tradiert haben und bis heute fortbestehen. Beispielsweise werde der Erste Weltkrieg vielfach als Zeit der sozialen und kulturellen Spannungen interpretiert. Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen – Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Traverse – Zeitschrift für Geschichte/Revue d'histoire, 18, Heft 3, Zürich 2011, 123–141, hier 123.
- 7 Saskia Handro, Bernd Schöнемann, Zur Einleitung, in: dies., Geschichtsdidaktische Schulbuchforschung, 3–12, hier 4f.; Markus Furrer, Die Schweiz erzählen – Europa erzählen – die Welt erzählen ... Wandel und Funktion von Narrativen in Schweizer Geschichtslehrmitteln, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte Bd. 59, 2009, Nr. 1, 56–77, hier 64.
- 8 Furrer, Die Schweiz erzählen, 64.
- 9 Vgl. dazu jüngst auch Waltraud Schreiber, Schulgeschichtsbücher als Grundlage für die Methodenentwicklung, in: Schreiber/Schöner/Sochatzy, Analyse von Schulbüchern, 38–65, hier 38 und 52.
- 10 Wie die Entstehung eines Lehrmittels durch aktuelle Diskurse in der Geschichtskultur und durch Versuche politischer Einflussnahme geprägt wird, zeigt Peter Gautschi, Geschichtslehrmittel als eigenwilliger Beitrag zur Geschichtskultur, in: Vadim Oswalt, Hans-Jürgen Pandel (Hg.), Geschichtskultur. Die Anwesenheit von Vergangenheit in der Gegenwart, Schwalbach/Ts. 2009, 34–46.
- 11 Furrer, Die Schweiz erzählen, 64.
- 12 Werden, 25.
- 13 Helmut Meyer, Die Geschichte der Schweiz, Berlin 2002, 88 (im Folgenden abgekürzt als Geschichte).
- 14 Werden, 25, Abbildung 1.
- 15 Werden, 25.
- 16 Werden, 27.
- 17 Geschichte, 87.
- 18 Geschichte, 88.
- 19 Schweiz, 94.
- 20 Schweiz, 95.
- 21 Geschichte, 88, und Schweiz, 95.
- 22 Siehe Anmerkung 25.
- 23 Schweiz, 93, Abbildung 2.
- 24 Geschichtsbuch, 165.
- 25 Siehe dazu Kuhn/Ziegler, Dominantes Narrativ: «Die Autoren gehen in der Regel davon aus, dass die (kriegsbedingten) sozialen Probleme im Ersten Weltkrieg zum ‚Landesstreik‘ geführt haben. Die Haltung des Staats und der Bürgerlichen gegenüber den sozialen Problemen wird dabei nicht grundsätzlich angesprochen und deshalb auch nicht in Erwägung gezogen, dass sich darin eine Politik manifestierte, die bereits vor dem Krieg feststellbar war – eine Interpretation, die Jost bereits 1983 nahe gelegt hatte.» (130). *Ibid.*: «Deutlich wird zudem bei der regionalen Betrachtung der Arbeitskämpfe, dass der ‚Landesstreik‘ nicht zwingend mit der sozialen Kluft der Kriegsjahre in einen Zusammenhang gebracht werden muss, sondern, wie in Zürich, auch als Ereignis in einer langen Reihe von Streiks seit 1906 gesehen werden kann.» (132).
- 26 Werden, 10, Auszug aus einer Textquelle.
- 27 Werden, 10, Abbildung 3. Ein Hinweis auf die Soldatenstuben findet sich auch in Schweiz, 95. Beide Lehrmittel nennen zudem die Person Else Züblin-Spillers als Begründerin dieser Soldatenstuben.
- 28 Werden, 10.
- 29 Werden, 10.
- 30 Zur Definition des Begriffs vgl. Simone Chiquet, Doris

Huber, Frauenleitbilder in der Schweiz nach dem Zeiten Weltkrieg 1942–1965, in: Arbeitsgruppe Frauengeschichte Basel (Hg.), Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit. Beiträge der 4. Schweizerischen Historikerinnentagung, Zürich 1988, 263–282, hier 264; Rezeption des Begriffs bei Janine Schmutz, *Idéal de femme suisse: die Heldin des Schweizer Spielfilms «Gilberte de Courgenay» (1941) als Frauenleitbild*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte Bd. 53, 2003, Nr. 2, 173–196.

31 Schmutz, *Idéal de femme suisse*; vgl. dazu auch den Beitrag von Béatrice Ziegler in diesem Band.

32 Schmutz, *Idéal de femme suisse*, v. a. 180, 189–196, Zitate 180 und 195.

33 Auch im Begleitband zum Lehrmittel, der sich an Lehrkräfte wendet und diese Hilfestellungen bei der Kontextualisierung der Quellen gibt, finden sich keine Aussagen zur Einordnung der hier aufgeführten Quellen. Joseph Hardegger et al., *Das Werden der modernen Schweiz. Quellen, Illustrationen und andere Materialien zur Schweizergeschichte von 1798 bis zur Gegenwart*, Kommentar, Basel/Luzern 1989, 178–181.

34 Schweiz, 92 und 95.

35 Werden, 13.

36 Werden, 10.

37 Werden, 11.

38 Kuhn/Ziegler, *Dominantes Narrativ*, 129.

39 Geschichte, 99.

40 Geschichte, 100.

41 Schweiz, 67.

42 Geschichtsbuch, 167, Abbildung 4.

43 Schweiz, 93.

44 Geschichte, 100, und Schweiz, 93, Abbildung 2.

45 Werden, 15.

46 Schweiz, 93; Geschichte, 100.

47 Schweiz, 93; Geschichte, 100; Geschichtsbuch, 166; Werden, 14.

48 Kuhn/Ziegler, *Dominantes Narrativ*, 123.

49 Geschichtsbuch, 168f.; Werden, 15.

50 Der nahezu identische Autorentext findet sich unter den Überschriften «Der «Graben zwischen Deutsch und Welsch» und «Gibt es Gesinnungsneutralität?» in drei der vier untersuchten Lehrmittel, nämlich Geschichte, 99f.; Geschichtsbuch, 165–167; Schweiz, 93f.

51 Geschichte, 100; Schweiz, 94; Geschichtsbuch, 165–167; Werden, 14.

52 Furrer, *Die Schweiz erzählen*, 57.

53 Furrer, *Die Schweiz erzählen*, 65.

54 Furrer, *Die Schweiz erzählen*, 60.

## Bildnachweise

1 Joseph Hardegger et al., *Das Werden der modernen Schweiz. Quellen, Illustrationen und andere Materialien zur Schweizergeschichte, Band 2, Die Schweiz im 20. Jahrhundert (1914–Gegenwart)*, Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, Kantonaler Lehrmittelverlag Luzern, Luzern 1986, 24f. Abbildung «Trauer-Botschaft» aus: AG für Radiopublikationen AGRAP (Hg.), *Schweizer Schulfunk*, 47. Jg., 1. 11. 1981, Ringier & Co AG, Zofingen, 23. Copyright: Autorentext: Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, Kantonaler Lehrmittelverlag Luzern; Abbildung «Trauer-Botschaft»: Ringier AG.

2 H. Meyer et al., *Die Schweiz und ihre Geschichte. Vom Ancien Régime bis zur Gegenwart*, Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons Zürich, Zürich 2005, ISBN 3-03713-064-4, 92f. Spielkartenkarikatur aus: Nebelspalter, *humoristisch-satyrische Wochenschrift*, Zürich. Redaktion Paul Altheer,

Jean Frey, Zürich, Jg. 1915. Copyright: Autorentext: Autorenteam Die Schweiz und ihre Geschichte © Lehrmittelverlag Zürich; Spielkartenkarikatur: Nebelspalter.

3 Joseph Hardegger et al., *Das Werden der modernen Schweiz. Quellen, Illustrationen und andere Materialien zur Schweizergeschichte, Band 2, Die Schweiz im 20. Jahrhundert (1914–Gegenwart)*, Interkantonale Lehrmittelzentrale, Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, Kantonaler Lehrmittelverlag Luzern, Luzern: 1986, 10f. Abbildung Soldatenstube aus: *Société suisse pour le bien du soldat, Nos foyers du soldat. Récits de Else Spiller. Avec une introduction de Mr le colonel commandant de corps Sprecher de Bernegg chef de l'état-major général*, Jean Frey, Zürich 1915, 29. Copyright: Autorentext: Lehrmittelverlag des Kantons Basel-Stadt, Kantonaler Lehrmittelverlag Luzern.

4 Christophe Gross et al., *Schweizer Geschichtsbuch 2. Vom Absolutismus bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, Cornelsen Schulverlage, Berlin 2010, ISBN 978-3-06-064519-0, 166f.; Abbildung Postkarte «Die Friedens-Insel» aus: <http://www.ruedibrassel.ch/Friedensbilder.htm>, Copyright: Autorentext: Cornelsen Schulverlage, Berlin; Postkarte «Die Friedens-Insel»: Dr. Ruedi Brassel; Porträt Henri Dunant: pbk.

# VOM SCHULBUCH AN DER WAND ZUM EMOTIO- NALEN ERLEBNIS. DER ERSTE WELTKRIEG IN DEN HISTORISCHEN MUSEEN DER SCHWEIZ

Beim Eintritt in die Ausstellung empfängt einen eine Wand mit Texttafeln. Die Titel «Ursachen», «Auslösung», «Kriegsgeschehen» und «Neutralität» springen ins Auge, darunter reihen sich endlose Listen von Jahreszahlen und internationalen Ereignissen, die nur einmal von einer aufgezogenen Europakarte unterbrochen werden.

Wir schreiben das Jahr 1989 und befinden uns im Museum Altes Zeughaus in Solothurn in der Sonderausstellung «Vor 75 Jahren... eine Mobilmachung». Es war dies damals die einzige Ausstellung in der Schweiz, die sich dem Thema des Ersten Weltkriegs widmete. Dabei war das Ausstellungsjahr nicht ganz ohne geschichtskulturelle Symbolik: Die Ausstellung fand im gleichen Jahr wie die umstrittene «Diamantfeier»<sup>1</sup> statt, mit der an den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 50 Jahre zuvor erinnert wurde. Dank dem mit Fotografien dokumentierten, im Museumsarchiv aufbewahrten Katalog ist es möglich, die Ausstellung, die vom 27. Juni bis 31. Oktober 1989 im Museum Altes Zeughaus und anschliessend vom 15. Februar bis 13. Mai 1990 im Historischen Museum Luzern gezeigt wurde, zu rekonstruieren.

Nach den erwähnten Text- und Jahreszahlentafeln zum Ausstellungsauftritt sahen sich die Besuchenden mit einer Fülle vorwiegend militärischer Objekte, Fotografien und Schriftstücke aus der Zeit konfrontiert. Diese waren geordnet nach den Themen «Militärische Bereitschaft», «Führung», «Stellungskrieg», «Soldatenleben», «Motorisierung/Neuuniformierung/Neue Waffen», «Mobilisierung der Zivilbevölkerung», «Wirtschaftliche Landesver-

teidigung und humanitäres Wirken» sowie «Generalstreik». Gemäss Katalog war es erklärtes Ziel der Ausstellung, «alle Bereiche dieser Kriegsjahre darzustellen». Allerdings hielt die *Luzerner Zeitung* bereits am 15. Februar 1990 fest: «[...] Soziale und zivile Aspekte werden nur am Rande erwähnt.» Und die *Luzerner Neuen Nachrichten (LNN)* kommentieren: «[Die Ausstellung] ist ein Querschnitt durch die Vorgeschichte und den Verlauf des 1. WK in der Schweiz [...] [Sie] glänzt durch ein breites Angebot, bietet gleichzeitig aber wenig Gelegenheit zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dieser auch für die Schweiz schweren Zeit.» Dieser Artikel wird illustriert mit einem Bild des noch heute im Museum Altes Zeughaus ausgestellten Modells des «Soldatendenkmals». <sup>2</sup> Die Bildunterschrift dazu lautet: «Auch reichlich verklärende Momente sind in der Ausstellung vorhanden, wie diese Soldatenstatue.» Sonst finden sich mehrheitlich positive Pressekommentare, so schreibt etwa die *Solothurner Zeitung* am 29. Juni 1989: «[Die Ausstellung] will den Nachfahren die Situation in der Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkrieges verständlich machen.» Und das *Luzerner Tagblatt* bilanziert am 15. Februar 1990: «Eine gekonnt aufgebaute Lektion der neueren Schweizer Geschichte [...]»

#### WELCHE OBJEKTE AUSSTELLEN?

---

Lange Texttafeln in Historischen Museen – sozusagen Schulbücher an den Wänden, die nicht direkt mit den ausgestellten Objekten in den Vitrinen im Zusammenhang stehen –, waren typische Elemente der Gestaltung historischer Ausstellungen der 1980er- und 1990er-Jahre. Diese Texttafeln lieferten die geschichtlichen Hintergründe und erzählten chronologisch die Ereignisgeschichte. Nur wer damals im Museum Altes Zeughaus die gesamte Fülle an Text zur Sonderausstellung «Vor 75 Jahren ... eine Mobilmachung» gelesen hatte, <sup>3</sup> konnte das formulierte Ausstellungsziel, «alle Bereiche der Kriegsjahre aufzuzeigen», als mehr oder weniger erfüllt bezeichnen: Hier, im geschriebenen Wort, finden sich neben Augenzeugenberichten aus dem zivilen Alltagsleben <sup>4</sup> auch Hinweise auf soziale, politische und wirtschaftliche Missstände. In der Präsentation hingegen dominierten Objekte aus dem militärischen Bereich. Einzig beim Themenblock «Wirtschaftliche Landesverteidigung und humanitäres Wirken» wurden – neben Plakaten, die zur Bekämpfung des sozialen Elends aufrufen – symbolisch in einer Vitrine die «wichtigsten rationierten Güter Brot, Milch, Käse» sowie die «Monopolwaren Reis, Hafer, Gerste» gezeigt. <sup>5</sup> Hier handelte es sich nicht um Originalobjekte, sondern um zeitgenössische Stellvertreterobjekte. Somit bleiben – neben den Plakaten und einigen wenigen Fotografien – die einzigen «echten» (wenn auch «flachen») Objekte aus dem zivilen Bereich die Lebensmittelmarken, welche die Ratio-

nierung ab 1917 dokumentierten. Im gleichen Ausstellungsblock wurden die Themen «Nationalspende für unsere Soldaten und ihre Familien» mit einer Erinnerungsplakette und «Humanitäres Wirken» mit gerade einmal zwei kleinen (jedoch aussagekräftigen) Fotografien abgehandelt.

In der Ausstellung von 1989 bestand also ein Missverhältnis zwischen dem deklarierten Ausstellungsziel, «alle Bereiche des Krieges aufzuzeigen», und dem Eindruck, den ein Ausstellungsbesuch hinterliess. Der Mangel an aussagekräftigen, dreidimensionalen Objekten aus dem nichtmilitärischen Bereich scheint allgemein eine Herausforderung der Museen bei der Darstellung des Themas «Die Schweiz und der Erste Weltkrieg» zu sein. Diesen Eindruck erweckt jedenfalls der Besuch im Landesmuseum Zürich, dem Hauptsitz des Schweizerischen Nationalmuseums, das als einziges Schweizer Museum die Geschichte des Ersten Weltkriegs in seiner 2009 eröffneten Dauerausstellung «Geschichte Schweiz» überhaupt erwähnt.<sup>6</sup> Die zwei Weltkriege werden hier allerdings nur reduziert unterhalb der Holzrampe thematisiert, welche die Geschichte der Schweiz «Durch Konflikt zur Konkordanz» veranschaulicht. Die dominanten, dreidimensionalen Objekte, die dem Besuchenden beim Gang durch diese Themenecke ins Auge springen, sind die Generalsuniform von Ulrich Wille, die kleine Gipsskulptur «Schütze der Grenzbesetzung 1916» des in Salzburg geborenen und in Zürich 1917 gestorbenen Bildhauers Georg Josef Burgstaller und die Feldmütze von General Wille. Wie schon vor 25 Jahren in Solothurn und Luzern stammen also auch hier die dreidimensionalen Objekte aus dem militärischen Bereich. Im Weiteren findet man die Neutralitätserklärung des Bundesrats vom August 1914, das Aufgebot der Divisionen, Postkarten zur Geistigen Landesverteidigung, Lebensmittelmarken sowie Fotos, die das Soldatenleben, Internierte und die Frauenarbeit in der Fabrik zeigen – alles zweidimensionale Objekte, wie sie schon damals in der Solothurner Ausstellung gezeigt wurden. Die thematische Gewichtung ist im Landesmuseum Zürich allerdings eine andere als 1989 in Solothurn. Dem Militärischen wird verhältnismässig bedeutend weniger Platz eingeräumt. Das Museum Altes Zeughaus Solothurn unterstand im Jahr der Ausstellung noch dem kantonalen Militärdepartement (seit 1991 dem Departement für Bildung und Kultur), und die Ausstellung stand ganz im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung. So sagte der damalige Regierungsrat und Landammann Max Egger in seiner Ansprache zur Ausstellungseröffnung: «[...] das kantonale Museum Altes Zeughaus hat es sich zur Aufgabe gemacht, an die Generation unserer Väter und Grossväter zu denken. [...] Ein wehrhistorisches Museum, wie es das Museum Altes Zeughaus ist, hat [...] die Aufgabe, das Leben vergangener Generationen den nachfolgenden sichtbar zu machen. Ein Volk darf die Dienste für die Allgemeinheit und auch Nöte, die frühere Generationen erlitten haben, nicht aus dem Kopf schlagen. Wie leicht verlieren wir sonst



1



4



2



5



3

das Wissen um unsere Wurzeln und schätzen unsere Herkunft wenig.»<sup>7</sup> Und der damalige Museumsleiter Marco Leutenegger endete seine Ansprache mit den Worten: «Daher stehen wir still in Andacht vor diesem Kampf, den unsere Vorfahren geleistet haben [...]»<sup>8</sup>

## DER ERSTE WELTKRIEG ALS TEIL DER NATIONALGESCHICHTE

---

Verglichen damit hat der Erste Weltkrieg in der Dauerausstellung des Schweizerischen Nationalmuseums im Landesmuseums Zürich 2009 eine andere Aufgabe: Im Ausstellungsbereich «Durch Konflikt zur Konkordanz» wird die Geschichte der eidgenössischen Politik aufgezeigt. Die Ausstellungsszenografie dominiert die Erzählung, die gestalterisch umgesetzte Aussage basiert auf einem von Modernisierungs- und Fortschrittsglauben geprägten Geschichtsverständnis im Sinn der traditionellen Nationalgeschichtsschreibung: Die Geschichte der demokratischen «Errungenschaften» wird auf der aufsteigenden Rampe erzählt, und die zwei Weltkriege des 20. Jahrhunderts – «die Krisen», aus denen «nichts» hervorgegangen ist – werden unterhalb der aufsteigenden Rampe versteckt. Das ausgestellte Bild- und Dokumentationsmaterial behandelt militärische, zivile, soziale, gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Aspekte zum Ersten Weltkrieg zwar knapp, aber gleichwertig, indem sie nebeneinandergestellt werden. In den Haupttiteln auf den erklärenden Ausstellungstafeln finden sich die bekannten Stichworte zum Ersten Weltkrieg,

1 — Den Auftakt zur Ausstellung «Vor 75 Jahren ... eine Mobilmachung» im Jahr 1989 bilden Texttafeln voller Jahreszahlen und Fakten zum Ersten Weltkrieg.

2 — Die dominanten, dreidimensionalen Objekte zum Ersten Weltkrieg in der Dauerausstellung im Landesmuseum Zürich stammen aus dem militärischen Bereich. Hauptobjekt ist die Generalsuniform von Ulrich Wille.

3 — Die Ausstellungsgestaltung der Wanderausstellung «14/18» macht die fortschreitende Erschütterung erfahrbar. Die räumlichen Strukturen geraten im Verlauf der Ausstellung zunehmend in Schiefelage und kulminieren im Landesstreik.

4 — In der Ausstellung «Vor 75 Jahren ... eine Mobilmachung» im Jahr 1989 werden zur Visualisierung des Generalstreiks einzig Objekte ausgestellt, die an den Einsatz der Ordnungstruppen erinnern.

5 — In der Ausstellung zum Thema «Kriegsspuren» 2014 werden neben dem deutschen Brot aus dem Jahr 1915 unter anderen auch Granatsplitter, eine Gasmaske und ein Brief aus der Kriegszeit gezeigt.

die im Artikel des *Historischen Lexikons der Schweiz (HLS)* stehen und zum grossen Teil auch schon vor 25 Jahren in Solothurn anzutreffen waren,<sup>9</sup> so zum Beispiel «Mobilmachung», «Grenzbesetzung», «Manöverkritik», «Neutralitätserklärung», «Der Graben», «Die ‹Friedensinsel›», «Soziales Elend», «Neutralitätsverletzung», «Rationierung».

Ein grosser Unterschied zwischen der Zeughaus-Ausstellung von 1989 und der Dauerausstellung im Landesmuseum Zürich von 2009 lässt sich beim Thema Landesstreik feststellen: Im Landesmuseum Zürich wird der Streik nicht im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg unter der Holzrampe behandelt, sondern wird oberhalb gezeigt, als Folge der Arbeiterbewegung im Erzählstrang der politischen Errungenschaften. Ausgestellt sind nur «flache Objekte», die das Thema aber aus verschiedenen Perspektiven dokumentieren: Zu sehen sind einerseits Fotos der Ordnungstruppen (unter anderem das Defilee der Ordnungstruppen vor General Wille) und andererseits der Streikenden. Lediglich auf einem Bild wird der Angriff der Ordnungstruppen auf die Streikenden festgehalten. In der Solothurner Ausstellung 1989 wurde der Streik als direkte Folge des Ersten Weltkriegs dargestellt. Ausgestellt wurde dann interessanterweise nur eine Fülle von Objekten, die an den Einsatz der Ordnungstruppen erinnerten: Uniformen, Waffen, Fotografien und Plakate. Auch im dazugehörigen Ausstellungstext wurde keine Kritik am Einsatz der Truppen geäussert. Die Schüsse der Ordnungstruppen auf streikende Zivilisten in Grenchen und Genf, welche Todesopfer forderten, werden im Landesmuseum Zürich nicht erwähnt – und waren auch in Solothurn 1989 kein Thema.

Trotz den genannten Unterschieden zwischen der Sonderausstellung des Museums Altes Zeughaus Solothurn 1989 und der Themen-Nische der Dauerausstellung des Schweizerischen Nationalmuseums sind die aufgezeigten Parallelen – insbesondere was die Objektauswahl, die thematischen Stichworte und die Erzählung der Geschichte betrifft – augenfällig. Das ist inhaltlich nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass die Geschichtsforschung zum Ersten Weltkrieg in den letzten 70 Jahren kaum neue Erkenntnisse hervorgebracht hat.<sup>10</sup> So zeigt sich im aktuellen Artikel des *HLS* dasselbe Narrativ, das der Historiker Jacob Ruchti schon in den 1920er-Jahren entwickelt hatte. Entsprechend finden sich die fünf Kernpunkte des dominanten Narrativs zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg (wenn auch nicht gleich stark ausgeprägt) auch in beiden oben beschriebenen Ausstellungen wieder.<sup>11</sup>

2014 jährt sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum 100. Mal. Eine Chance, bisherige Sichtweisen, Narrative und Interpretationen zu hinterfragen? Historikerinnen und Historiker hüten sich davor, das Wort «Jubiläum» oder «Feier» in den Mund zu nehmen; die Erinnerung an ihre eigene und die öffentliche Kritik zur «Diamantfeier» 1989, welche dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gewidmet war, ist noch zu präsent. Wie ist es möglich, den Ausbruch eines Kriegs zu *feiern*? Generell wird darum heute von Erinnern und Gedenken gesprochen, die runde «Jährung» aber dennoch zum Anlass genommen, das historische Ereignis in grossem Stil zu thematisieren.<sup>12</sup> 2014 jährt sich nicht nur die Kriegsmobilmachung, sondern auch der Friedenskongress 1714 nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, der nach Utrecht und Rastatt zum Abschluss in Baden tagte. Gleich vier Ereignisse jähren sich 2015: die Schlachten bei Morgarten (1315) und Marignano (1515), die Eroberung des Aargaus (1415) sowie der Wiener Kongress (1815). Sollen Historikerinnen und Historiker die Gelegenheit solcher «Jährungen» (beziehungsweise die damit verbundene Chance auf staatlich gesprochene Projektgelder) packen, um das Ereignis fundierter aufzuarbeiten, neue Erkenntnisse hervorzubringen, ein Buch oder eine Ausstellung zu realisieren? Sind es nicht in erster Linie politische Gründe, welche dazu führen, dass diese Gedenken «gefeiert» werden?

Gedenkfeiern bieten auch immer die Möglichkeit, die Gegenwart zu inszenieren, und mit historischen Ereignissen lassen sich politische Botschaften transportieren. So meinte etwa Landammann Max Egger in seiner Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung in Solothurn 1989: «Es werden weder Heldentage noch Kriegsfeiern abgehalten, sondern das Vaterland Schweiz will jener Generation Dank abstatten, die [...] zur Verteidigung unserer Freiheit und Unabhängigkeit unter die Fahnen gerufen wurde.» Ein solcher Satz wird 2014 von politischen Entscheidungsträgern bei der Eröffnung einer Ausstellung eines staatlich getragenen historischen Museums kaum zu hören sein; das explizite Würdigen der Leistungen der Vorfahren, der Generation der Väter, legitimiert heute in der Schweiz keine Ausstellung mehr zum Ersten Weltkrieg. Warum also sollen die Museen das Gedenkjahr als Anlass für eine Ausstellung zum Thema nehmen? Was ist ihr Ziel, wenn nicht das «Würdigen der tapferen Leistung der Väter»? Gibt es andere Möglichkeiten, als die bereits bekannte Geschichte zur Schweiz im Ersten Weltkrieg erneut zu erzählen? Ist vielleicht der Schweizer Nationalstolz implizit immer noch eng an die Zeit des Ersten Weltkriegs gebunden? Wurde das Narrativ auch deshalb bisher nie in Frage gestellt?

Diese Fragen lassen keine einfachen Antworten zu. Als ehemalige Leiterin des Museums Altes Zeughaus in Solothurn sind mir die Herausfor-

derungen bekannt, die sich aus diesen Fragen an die Ausstellungspraxis stellen.<sup>13</sup> Im Folgenden möchte ich einen Überblick darüber geben, was mir die kontaktierten Museums- und Projektverantwortlichen<sup>14</sup> auf die Frage nach der Thematisierung des Ersten Weltkriegs in ihren Häusern geantwortet haben.

Zunächst gilt es festzuhalten, dass ausser dem bereits erwähnten Landesmuseum Zürich keines der in diesem Zusammenhang befragten historischen Museen der deutsch- oder französischsprachigen Schweiz zurzeit eine Sektion ihrer Dauerausstellungen explizit der Geschichte des Ersten Weltkriegs widmet.<sup>15</sup> Im Rahmen der bevorstehenden «Jähmung» des Kriegsausbruchs beschäftigen sich aber diverse Museen direkt oder indirekt mit dem Thema.

### WAS VORHER WAR, WAS NACHHER WAR

---

Das Schweizer Nationalmuseum wird im März 2014 im Landesmuseum Zürich die Ausstellung mit dem Arbeitstitel «1900 bis 1914. Die Zeit vor dem Grossen Krieg» eröffnen. Sie widmet sich den Jahren, in denen «[...] erst [...] wenige Menschen die grosse Katastrophe [erahnen]».<sup>16</sup> Im Zentrum stehen solle das «goldene Zeitalter der Sicherheit», wie Stefan Zweig das Jahrzehnt vor dem Krieg genannt habe – so liest man im Konzeptpapier vom März 2013. Weiter heisst es da, man wolle die Epoche unter die Lupe nehmen, die geprägt worden sei «durch Fortschrittsglauben, durch technische Innovationen und avantgardistisches künstlerisches Schaffen». Und: «Die eigentliche Katastrophe wird ausgeblendet.»<sup>17</sup> Nicht im Zentrum stehen würde so die «Rolle der Schweiz und der verschiedenen Nationen im politischen Vorlauf» beziehungsweise im Verlauf des Kriegs. Es gehe nicht um «historische Herleitungen», sondern um «die Phänomene des Alltags»: «[...] Die Ausstellung will die spekulativen Potenziale des jungen Zwanzigsten Jahrhunderts aufzeigen – darunter Utopien und Kräfte, die auch heute wirksam sind [...]».<sup>18</sup> Die Verfasser des Konzepts reden von «einem Schwindel des Positiven» und fragen sich: «Weshalb aber genügte diese Rivalität im Positiven nicht? Wie konnte es zu diesem grandiosen Massaker kommen? Wie hat sich die Welt auf diesen Wahnsinn zu- und schliesslich hineintreiben lassen?»<sup>19</sup> Konkrete Antworten auf diese Fragen sind in der Ausstellung allerdings keine zu erwarten. Die Ausstellung zeige «Atmosphärisches des Umbruchs» und «[...] Zonen der Emotion»<sup>20</sup> und solle den Besuchenden an die selbst erlebten Jahre seit dem Jahr 2000 erinnern. Die Rede ist von Klängen und Parfüm-Duftwellen, die «als Folie dienen, um die sinnlich erlebbaren Erfahrungen [...] in der Ausstellung ins Heute zu übersetzen».<sup>21</sup> Zu erwarten sind «über zweihundertfünfzig Exponate, Kunstwerke, Fotografien und Filme aus der Sammlung des Schweizerischen Natio-

nalmuseums sowie grosser Museen und privater Sammlungen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz», die für die Errungenschaften von 1900 bis 1914 stehen. Zu diesen würden gehören: «Feminismus, Weltfrieden, Verkehr, Konsum, paradiesische Warenhäuser, Traumdeutung und Drogen, um die Seele zu erkunden und zu erweitern etc.»<sup>22</sup>

Warum hat sich das Schweizerische Nationalmuseum 100 Jahre nach Kriegsausbruch für eine Ausstellung entschieden, die die Geschichte einer gesellschaftlichen Elite erzählt und die eigentliche Krise und die Lebenssituation einer grossen Zahl von Schweizerinnen und Schweizern ausblendet? Das Thema der Zeit vor dem Krieg eigne sich für eine Ausstellung wesentlich besser als eine Ausstellung, welche den Krieg ins Zentrum stelle, erklärt Andreas Spillmann, Direktor des Schweizerischen Nationalmuseums, gebe es doch für die Darstellung der Geschichte des Ersten Weltkriegs kaum dreidimensionale Objekte. In seinen Augen sei das Thema Krieg darum auch besser in einem bebilderten Buch als in einer Ausstellung aufgehoben. Hingegen lasse sich der innovative Geist der ersten eineinhalb Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, der durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs jäh zerstört wurde, wesentlich besser mit attraktiven Objekten darstellen.

Der Fokus auf die «Errungenschaften» vor dem Krieg und das Ausblenden der Krise weist darauf hin, dass die Wechselausstellung von demselben Geschichtsverständnis wie die Dauerausstellung «Geschichte Schweiz» geprägt sein wird: von einem ungebrochenen Glauben an den kontinuierlichen Fortschritt, bei dem Kriege als Bruch verstanden werden, die gewissermassen nichts hervorgebracht haben. In der Wechselausstellung wird die Zeit vor dem Krieg als abgeschlossene Epoche dargestellt, die «mit dem ersten Kanonenschuss» endet; der Krieg wird als Zäsur verstanden, der eine schöne Zeit zerstört hat. Wäre es nicht auch spannend zu fragen, ob partout zu bedauern ist, was «verloren» ging? Ob durch den Krieg nicht vielleicht auch einiges «gewonnen» wurde (wie zum Beispiel die Ausdehnung der politischen Beteiligung gesellschaftlicher Gruppen an politischen Prozessen)?

Ein Museum in der französischsprachigen Schweiz hat vor, genau dies in einer Ausstellung zu thematisieren – allerdings erst zum 100-Jahr-Gedenken an das Kriegsende 1918: das *Musée d'histoire* in La Chaux-de-Fonds. Zurzeit ist das Museum wegen Renovation geschlossen und wird erst im Herbst 2014 mit einer neuen Dauerausstellung (auch hier ohne eine ständige Thematisierung des Ersten Weltkriegs) wiedereröffnet werden. Die Kuratorin, Sylviane Musy, würde gerne 100 Jahre nach Kriegsende im Jahr 2018 in einer Ausstellung alle jene politischen, gesellschaftlichen und sozialen Folgen des Ersten Weltkriegs aufzeigen, die bis heute in der Region La Chaux-de-Fonds Spuren hinterlassen haben. Sie spielt mit dem Gedanken, das Kriegsende mit einer Synthese des Konflikts auf internationaler Ebene zu thematisieren und

dabei darzustellen, wie die Menschen konkret in der Kriegsphase gelebt hatten. Im Weiteren wären gemäss Musy die Folgen des Kriegs zu thematisieren, die für die Region von grosser Bedeutung gewesen seien: Der damalige Wechsel der politischen Mehrheit zugunsten der Sozialdemokraten sei zum Beispiel der Grund dafür, dass die Linken bis heute die Mehrheit bilden würden. Auch die Folgen des Generalstreiks, von dem La Chaux-de-Fonds stark betroffen gewesen sei, seien heute noch spürbar. Wie diese Themen allerdings konkret in einer Ausstellung umzusetzen wären, ist nicht bekannt. Es handelt sich erst um Ideen – für ein konkretes Konzept ist es noch zu früh.

Ebenfalls mit Kriegsfolgen – allerdings nicht mit politischen, sondern mit humanitären – beschäftigt sich das *Musée d'art et d'histoire* in Genf. Es widmet 2014 der Gründung des Internationalen Roten Kreuzes vor 150 Jahren eine Ausstellung in dem zum Museumskomplex gehörenden *Musée Rath*. Ein Thema werden unter anderem die Tätigkeiten des IKRK im Bereich der Kriegsgefangenen sein, die ihre Ursprünge in der Zeit des Ersten Weltkriegs haben. Das IKRK gründete damals «l'Agence internationale des prisonniers de guerre» und kümmerte sich darum, dass gefangene Soldaten aus diversen Ländern in Kontakt mit ihren Familien treten und wieder nach Hause gebracht werden konnten.

#### AUFRUF ZUR PARTIZIPATION

---

Das *Museum.BL* in Liestal sowie das *Musée jurassien d'art et d'histoire* in Delémont beteiligen sich als freie Partner am Projekt «Netzwerk 2014». Unter dem Motto «Drei Länder – ein Thema – viele Ausstellungen» initiierte der Verein oberrheinischer Museums-Pass die Bildung eines Netzwerks von Museen am Oberrhein mit dem Ziel, dass die Mitgliedmuseen «ihre Ausstellungen thematisch aufeinander abstimmen». Gemäss Rundschreiben vom August 2012 sollen 2014 die Ereignisse am Oberrhein während des Ersten Weltkriegs «in mindestens einem Dutzend Museen aus unterschiedlicher nationaler, lokaler oder thematischer Perspektive beleuchtet» werden.<sup>23</sup> Die etwa 13 Museen, die sich beteiligen, kommen aus den drei Ländern Schweiz, Frankreich und Deutschland. Der Verein Museums-Pass begleitet das Netzwerk und bewirbt die Ausstellungen zum Ersten Weltkrieg im Rahmen seiner Öffentlichkeitsarbeit. Das *Museum.BL* beteiligt sich am «Netzwerk 2014» mit der Abendveranstaltung «Nur vom Hörensagen. Was man uns Kindern vom 1. Weltkrieg erzählte.» Hier möchte man Nachfahren der an der Grenzbesetzung beteiligten Soldaten und ihrer in den Dörfern zurückgelassenen Familien zu Wort kommen lassen. Sie sollen erzählen, «welches Bild des Alltags bis hin zum Landesstreik ihre Eltern und Grosseltern ihnen weitergaben (Bsp.:

Auswirkungen der fehlenden männlichen Arbeitskraft in Industrie und Landwirtschaft, Rationierungen, Hunger usw.)».<sup>24</sup>

Diese «Oral History aus zweiter Hand»-Veranstaltung wird umrahmt von einer Ausstellung, die in einer Projektion historische Fotografien aus den Sammlungen Archäologie und Museum Baselland sowie aus den Beständen des Staatsarchivs BL und einigen Ortsmuseen zeigt. Ziel der Fotoaufnahmen im Grossformat ist «eine vertiefte Auseinandersetzung mit erinnerten Bildern aus Erzählungen über die Zeit des 1. Weltkrieges und den Landesstreik».<sup>25</sup>

Auch das *Musée jurassien d'art et d'histoire* ist Partner des «Netzwerks 2014» und ruft zur Partizipation auf: Das Museum lanciert jeweils pro Schuljahr ein Jahresthema, das sich mit einem gesellschaftlichen Problem befasst und Fragen aufwirft, «die uns hier und heute beschäftigen».<sup>26</sup> Im Schuljahr 2014/15 heisst das Thema «Kriegsspuren». Im Rahmen dieses Jahresthemas stellt das Museum externen Partnern (Schulen, Künstlern, Universitäten, Vereinigungen und so weiter) Platz und Unterstützung für eigene Projekte zur Verfügung. Die Partner sind aufgefordert, dem Museum Projekte vorzuschlagen, die den Begriff «Spur» ins Zentrum stellen. Mit einer Liste von Themenvorschlägen (beispielsweise «Propaganda», «Kriegsreporter», «Das Recycling von Kriegsmaterial», «Die unsichtbaren Verletzungen» und so weiter) sowie Vorschlägen von möglichen Projektformen (Ausstellung, Workshop, Konferenz, iPhone-App, Film und anderes) regt das Museum an, Projektskizzen mit Budget und Zeitplan einzureichen. Vorgesehen ist, im Themenjahr verschiedene externe Projekte während ein bis drei Monaten im sogenannten LABORraum sowie dem Museumsgarten zu zeigen. Das Museum entwickelt seinerseits die Hauptausstellung «Entwurf einer Kriegsspur» (Arbeitstitel). Diese hinterfragt «sowohl das Konzept von Krieg als auch die Kriege selbst anhand ihrer Spuren. Dauerhafte oder vorübergehende, eingebilddete oder wirkliche, individuelle oder kollektive, psychische oder materielle, frühere oder heutige Spuren.»<sup>27</sup> Im Zentrum steht der Jura, der während des Ersten Weltkriegs an zwei Krieg führende Länder angrenzte und vom weltweiten Konflikt betroffen war: An der Ajoie standen die Schweizer Soldaten «praktisch in Kontakt mit den Schützengräben, von denen aus sich Franzosen und Deutsche gegenseitig töteten». Das Dossier zum Jahresthema 2014/15 gibt auch schon konkrete Beispiele von den «materiellen Spuren», die man zu zeigen hat: «Granatsplitter, deutsches Brot aus dem Jahr 1915, eine Gasmasken, ein Gewehr, ein Messer, ein Brief [...]».<sup>28</sup> Es ist zu hoffen, dass sich viele externe, auch überregionale Partner an diesem innovativen Projekt beteiligen. Die Öffnung auf alle Kultursparten für das Behandeln eines historischen Themas ist vielversprechend und wird sich bestimmt lohnen.

Eigentlich würde man eine historische Auseinandersetzung anlässlich des 100-Jahr-Gedenkens mit dem Thema des Ersten Weltkriegs aus nationaler Perspektive von einem Nationalmuseum erwarten. Es ist aber ein Verein, der sich unter dem Namen «Die Schweiz im Ersten Weltkrieg» der Aufgabe angenommen hat, das Thema in einer historischen Ausstellung zu vermitteln. Die mit nationalen Geldern und von namhaften Stiftungen geförderte Wanderausstellung «14/18 – die Schweiz und der grosse Krieg» wird ab August 2014 gleichzeitig im Historischen Museum Basel und im Landesmuseum Zürich eröffnet werden. Im Anschluss wird sie an verschiedenen Stationen in der Schweiz gezeigt und wo immer möglich mit einem lokalen Fenster ergänzt werden. So werden in der deutschen Schweiz die historischen Museen von Frauenfeld und St. Gallen, in der Romandie diejenigen von Neuchâtel und Lausanne die Wanderausstellung übernehmen.

Wie löst der Verein «Die Schweiz im Ersten Weltkrieg» nun aber konkret die schwierige Aufgabe, das Kriegsthema in einer schweizweit angelegten Ausstellung zu vermitteln? Im Konzept vom Mai 2012 wird das Ausstellungsziel wie folgt beschrieben: «[Die Ausstellung soll] für die Bevölkerung erfahrbar [machen], welche kurz- und langfristigen Auswirkungen dieser globale Krieg für die Schweiz hatte – und bis heute hat.»<sup>29</sup> Severin Rüegg, Projektleiter der Ausstellung, präzisiert dieses Ziel im Sommer 2013 auf Anfrage: In der Ausstellung gehe es darum, das durch die Kriegssituation veränderte Selbstverständnis der Schweizer Bevölkerung aufzuzeigen. Der Fokus liege auf innen- und wirtschaftspolitischen Veränderungen und weise eine starke Alltagsperspektive auf. Was hatten die geschlossenen Grenzen für die Schweizerinnen und Schweizer für Folgen? Welche Möglichkeiten ergaben sich aus der neuen politischen Situation für die Schweiz? Von solchen und ähnlichen Fragen wird die Ausstellung geleitet. Rüegg nennt als Beispiel das Thema Landwirtschaft: Die durch den Krieg geschaffene Ausnahmesituation ermöglichte auf nationaler Ebene eine Agrarpolitik, die bis heute Früchte trage. Die Landwirtschaft sei in der Zeit vor dem Krieg international ausgerichtet und erst durch die Kriegssituation vom Bund stärker reguliert und subventioniert worden.

Die Ausstellung ist grundsätzlich chronologisch aufgebaut und soll die «Erfahrung fortschreitender Erschütterung und Verunsicherung im Kontext der internationalen Ereignisse [...] anhand von vier bis fünf zentralen «Stationen» zeigen».<sup>30</sup> Den leitenden Erzählstrang bildet das «Zerbrechen von Gewissheiten, gefolgt von der Erfahrung einer sich dauerhaft verändernden Welt». So soll bewusst werden, «dass die Schweiz diese fundamentale Krise der Moderne im internationalen Vergleich mit deutlich geringerem Schaden überdauert hat als die Nachbarländer».<sup>31</sup> Die Ausstellungsgestaltung nimmt dabei

die inhaltliche Aussage der fortschreitenden Verunsicherung auf: Geplant ist, dass die räumlichen Strukturen im Verlauf der Ausstellung zunehmend in Schiefelage geraten und im Landesstreik kulminieren. So wird eine dramaturgische Erzählung geschaffen, die auch räumlich erfahrbar wird: Die Ausstellung bietet eine «multimediale Zeit-Raum-Erfahrung» und vermittelt «neben Sachinformationen auch Stimmungen». <sup>32</sup> Zum Thema Objekte verspricht das Konzept vor allem Fotos, Film- und Tondokumente. Dreidimensionale Objekte seien «aus logistischen und organisatorischen Gründen jedoch nur in begrenzter Zahl» <sup>33</sup> zu erwarten. Gibt es also tatsächlich keine nichtmilitärischen Objekte zum Thema, wie der Direktor des Schweizerischen Nationalmuseums sagt? Severin Rüegg ist anderer Meinung. Bei seinen Recherchen ist er auf einige spannende Objekte gestossen, die in seinen Augen bisher unbekannte Geschichten der Schweiz während der Kriegsjahre erzählen würden. Er nennt unter anderem die Gesellschaftsspiele, die den Ersten Weltkrieg zum Thema haben und in der Schweiz gespielt wurden: ein Schiffeversenken mit deutscher und britischer Flotte, ein Brettspiel, bei dem sich die Schweiz gegen Europa verteidigt, oder Jasskarten mit militärischen Ausrüstungsgegenständen. Damit liessen sich die Themen Propaganda und Soldatenalltag aus ganz neuen Perspektiven erzählen. Als weiteres Objektbeispiel mit einer Geschichte nennt Rüegg den «Volksschuh» von Bally, anhand dessen man die Seite der «Kriegsgewinnler» in der Schweiz anschaulich erzählen könne.

Sind neben «neuen» Objekten also auch neue Sichtweisen zu erwarten? Die Ausstellungsmacher stehen in engem Dialog mit Forschenden, die am Sinergia-Projekt des Nationalfonds beteiligt sind. <sup>34</sup> Es sei damit zu rechnen, so Rüegg, dass bisher unbekannte Geschichten vor allem aus dem Schweizer Alltag während der Kriegsjahre erzählt würden. Allerdings wird die chronologische Ausstellungs-dramaturgie, die von der Szenografie aufgenommen wird und im Landesstreik ihren Abschluss findet, insgesamt der bekannten Narration (vgl. Anmerkung 12) folgen. So lauten die Titel der zentralen Stationen: «1914 Befestigung», «1915 Trügerische Normalität», «1916–17 Helvetia in Not», «1917 Verwaltung des Mangels» und «1918 Bruch». <sup>35</sup> Der bekannte «Erzählbogen» dient hier als roter Faden und wird nicht in Frage gestellt. Dies ist insofern schade, als sich die vielen neuen Forschungserkenntnisse, die in die Ausstellung einfließen werden, in eine bereits im Voraus festgelegte, chronologische Dramaturgie einordnen, sich einer Szenografie unterordnen müssen. Neben neuen Objekten, Forschungsergebnissen und einer Fülle an noch nie gezeigtem Film- und Bildmaterial ist mit neuen Techniken und Visualisierungen zu rechnen.

Das Historische Museum Basel wird die Wanderausstellung «14/18» durch eine lokale Vertiefung ergänzen: Im zweigeteilten «Basler Fenster» wird das Museum einerseits die Gelegenheit nutzen, den Fotografen Hoffmann

(Kleinbasel), der frühe Fotoreportagen zum Zeitgeschehen machte, mit einigen Aufnahmen aus der Zeit vorzustellen. Andererseits möchten die Verantwortlichen anhand von Gegenständen soziale Konfliktfelder aus der Zeit des Ersten Weltkriegs aufzeigen. Als Beispiel nennt Franz Egger, Kurator der historisch-ethnologischen Abteilung des Museums, die Gegenüberstellung von Hochzeitskleidern zweier Bräute aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten. Als zweites Beispiel erwähnt er die Menükarte eines Festessens wohlhabender Leute, welche neben einem Bild der Volksküche für die arme Bevölkerung Basels gezeigt werden soll. Diese Fokussierung auf Objekte, die für die Lebenssituation unterschiedlicher Schichten während der Kriegszeit stehen und den sozialen Konflikt veranschaulichen, ist interessant und beweist, dass sich mit neu kontextualisierten, dreidimensionalen Objekten aus dem nichtmilitärischen Bereich durchaus neue Geschichten aus der Zeit erzählen lassen. Einen ähnlichen thematischen Ansatz verfolgt das Konzept des Projekts *Mobiles Fernrohr* des Museums Altes Zeughaus, auf das noch zurückgekommen wird.

## REGIONAL, MILITÄRISCH

---

Peter Kaiser, Museumsleiter des Historischen Museums Olten – eines Museums, das bekannt ist für seine objektreichen, regionalen Ausstellungen –, bleibt im Unterschied zur grossen «14/18»-Ausstellung bei der klassischen Ausstellungsart. Er wird für die 2014 geplante Ausstellung «Die Region Olten im Ersten Weltkrieg» Objekte zusammentragen, kontextualisieren und ausstellen. Wie der Titel schon sagt, soll die Ausstellung vor allem Themen behandeln, die mit der Bedeutung Oltens als Garnisonsstadt im Zusammenhang stehen (Umwandlung des Bifangschulhauses zur Etappen-Sanitätsanstalt, der Bahnhof als logistisches Zentrum der Armee, die Truppenstationierung in der Stadt, die Schützengräben am Hauenstein). Gezeigt werden sollen dazu vor allem Objekte aus der hauseigenen Sammlung sowie aus der Sammlung des Museums Altes Zeughaus Solothurn. Ein grosser Teil der Objekte wird wohl aus dem militärischen Bereich stammen, was im Zusammenhang mit der militärischen Bedeutung Oltens im Ersten Weltkrieg und der lokalen Ausrichtung des Museums sinnvoll ist.

In den bisherigen Ausführungen konzentrierte sich die Auswahl der erwähnten Museen auf die staatlichen historischen Museen,<sup>36</sup> Militärmuseen wurden bewusst weggelassen. Denn die in den meisten Fällen von Militärvereinen oder privaten Stiftungen gepflegten Militärmuseen verfolgen in erster Linie technische Interessen und haben oft einen nostalgischen Zugang zur Geschichte der Armee.<sup>37</sup> Die Ausstellungen zeigen meist militärische Objekte

in einer möglichst grossen Anzahl, beliebt sind in diesen Kreisen chronologische Sammlungsausstellungen, geordnet nach Waffen oder Waffengattungen, Fahrzeugen oder Uniformen. Man darf damit rechnen, dass diverse Militärmuseen im Jahr 2014 das Armeematerial aus der Zeit des Ersten Weltkriegs ausstellen werden. Speziell erwähnenswert ist ein Militärmuseum, das gerade ein Konzept entwickelt, das sich von den klassischen militärischen Sammlungspräsentationen abzuheben scheint: das Museum im Zeughaus in Schaffhausen. Das als Stiftung organisierte und von ehemaligen Armeeingehörigene ehrenamtlich unterhaltene und gepflegte Museum organisiert immer wieder grössere Sonderausstellungen. Für 2014 plant nun Stiftungsratspräsident Martin Huber eine Ausstellung mit dem Arbeitstitel «Mobilmachung», die aufzeigen soll, dass zwischen 1914 und 1918 in verschiedenen Lebensbereichen – und eben nicht nur militärisch – «mobil gemacht» wurde. Ziel der Ausstellung ist es, einem breiten Publikum vor Augen zu führen, was die Kriegsjahre für die Bevölkerung damals bedeutet haben. So soll sie zur Hälfte zivile Themen abdecken und neben der Heimarbeit der Frauen in Schaffhausen die mangelnde Hygiene sowie weitere Konsequenzen des Kriegs für die ländlich geprägten Regionen thematisieren. Dafür gedenkt man auch die Aussenfläche des Museumsareals in die Ausstellung miteinzubeziehen und das Thema der Selbstversorgung als «Anbauschlacht», bei der man als Besuchende mitanpacken kann, nachzustellen (basierend auf der Tatsache, dass im Ersten Weltkrieg schon Grundlagen zur sogenannten Anbauschlacht des Zweiten Weltkriegs ausgearbeitet, aber nur lückenhaft umgesetzt wurden).

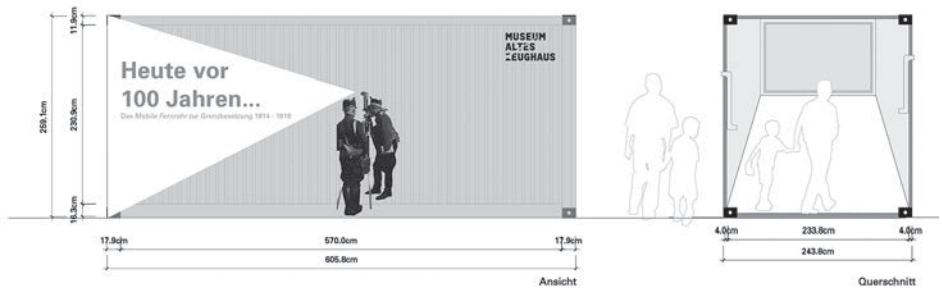
## IM ÖFFENTLICHEN RAUM

---

Dieser Überblick über die Pläne der Historischen Museen der Schweiz 2014 soll mit der Beschreibung des Konzepts für eine «mobile Ausstellung» geschlossen werden. Das Konzept wurde 2012/13 für das Museum Altes Zeughaus Solothurn entworfen, kann aber wegen des Wechsels in der Museumsleitung nicht realisiert werden. Das Museum, das den Ersten Weltkrieg vor 25 Jahren als einziges in der Schweiz thematisiert hat, befindet sich heute in einer Phase der Neuorientierung. 2010 verabschiedete der Regierungsrat ein Museumskonzept, das die zukünftige Positionierung des Museums Altes Zeughaus «als kulturhistorisches Themenmuseum mit Schwerpunkt Wehrgeschichte» und als «Ort des Dialogs und Reflexion mit einem breiten Publikum zum Thema Konflikte und deren Lösungsansätzen» festlegte.<sup>38</sup> Im Zentrum steht «die immer wiederkehrende Frage, wie Menschen mit Konflikten umgingen (Waffengewalt, Diplomatie, Unterwerfung, gewaltloser Widerstand)» und «was die verschiedenen Konfliktarten für die beteiligten Personen



6



7

in der jeweiligen Epoche für Folgen hatten».<sup>39</sup> Das 400-jährige Zeughaus-Gebäude wird voraussichtlich Ende 2014/15 umfassend saniert. Das Konzept für die «mobile Ausstellung» sah vor, dass das Museum während der Zeit der Schliessung für einmal zu seinem Publikum geht statt umgekehrt. Geplant war die Container-Installation «Heute vor 100 Jahren ... Das *Mobile Fernrohr* zur Grenzbesetzung 1914–1918», die in den Regionen um Solothurn, die eine Geschichte zum Ersten Weltkrieg zu erzählen haben, für jeweils zwei Wochen hätte stehen sollen. Das Projekt verfolgte das Ziel, den Ersten Weltkrieg ins Bewusstsein von Bevölkerungsschichten zu holen, die von sich aus keine Ausstellung zum Ersten Weltkrieg in einem Museum anschauen würden, gleichzeitig hätte man so auf die Neuausrichtung und Neueröffnung des Museums Altes Zeughaus aufmerksam machen können.<sup>40</sup>

Das Projekt wird zwar nicht umgesetzt, doch liegt ein schriftliches Konzept vor, das im Folgenden beschrieben werden soll: Das *Mobile Fernrohr* besteht aus einem ortsabhängigen Teil, der sich dem jeweiligen Standort anpasst, und einem ortsunabhängigen Innenraum mit einer Fernrohr-Installation, die den beobachtenden Blick in die Vergangenheit ermöglicht.<sup>41</sup> Der umgebaute Container besitzt «zwei Flügelklappen aus Blachenstoff, welche während des Tages offen stehen». Die eine Seite zeigt in Richtung eines für die Zeit des Ersten Weltkriegs bedeutungsträchtigen Orts im öffentlichen Raum und «eröffnet dem Besuchenden den Blick hinaus in die Gegenwart».<sup>42</sup> In der Flügelklappe gegenüber soll eine leicht animierte Aufnahme desselben Ortes vor 100 Jahren zu sehen sein.<sup>43</sup> Für das Innere des Containers sind zwölf Fernrohre geplant, durch die Besuchende in die Zeit vor 100 Jahren blicken können. Je drei Fernrohre würden sich einem Thema aus drei unterschiedlichen Perspektiven widmen und je eine Geschichte erzählen, «bei der eine soziale Gruppe einer Region im Zentrum steht». Damit «[...] soll deutlich werden, wie unterschiedlich und widersprüchlich der Alltag der Menschen je nach sozialer oder regionaler Herkunft während der Zeit zwischen 1914 und 1918 ausgesehen hat».<sup>44</sup> So zeigt beispielsweise ein Fernrohr zum Thema Nahrung das Bild der Küchenmannschaft der Kompanie 3/137 mit reichlich Speis und Trank in Grenznähe 1916, das Fernrohr daneben die Suppenküche in Basel 1918, wo sich die Zivilbevölkerung verpflegen lassen musste, weil die Lebensmittellage für breite Bevölkerungsschichten im Verlauf der Kriegsjahre zum

6 — Die Wanderausstellung «14/18» erzählt anhand von Gesellschaftsspielen bisher unbekannte Propagandageschichte: Im Belagerungsspiel «Wir halten fest» muss sich die Schweiz gegen Europa verteidigen.

7 — Eine mobile Installation im öffentlichen Raum zeigt den Blick in die Gegenwart und erinnert an die Vergangenheit: Mittels Fernrohren werden lokale Geschichten aus dem Schweizer Kriegsalltag vor 100 Jahren erzählt (Projekt nicht realisiert).

Problem wurde.<sup>45</sup> Die Frage nach dreidimensionalen Objekten stellte sich bei diesem Projekt im öffentlichen Raum aus Sicherheitsgründen nicht.

Das Ziel des Projekts wird wie folgt umschrieben: «[das] *Mobile Fernrohr* [rückt] regionale gesellschaftliche Gruppen in den Fokus, [erzählt] also regionale Kurzgeschichte(n) und Schicksale von gesellschaftlichen Gruppen während des 1. Weltkriegs. Es wirft Schlaglichter (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) auf lokale Geschichte(n) aus der Geschlechter-, der Wirtschafts-, der Sozial- und der Militärgeschichtsperspektive und schafft so Platz für Erinnerungen aus dem Alltag des Ersten Weltkriegs, die bisher im geschichtskulturellen Gedächtnis keinen Platz hatten.» Es handelte sich beim Projekt *Mobiles Fernrohr* nicht zuletzt auch um einen Versuch der Museumsverantwortlichen, das von Kuhn und Ziegler genannte Forschungsdesiderat in Bezug auf die Zeit des Ersten Weltkriegs<sup>46</sup> konkret in einem überregional angelegten Ausstellungsprojekt umzusetzen.

Zur Installation wäre im Weiteren ein Begleitprospekt geplant gewesen, der den hier erwähnten Projekten die Möglichkeit gegeben hätte, für ihre Ausstellungen beziehungsweise Veranstaltungen zu werben. So hätte auch eine Art «Fernrohr» auf die Museumsprojekte 2014 entstehen können.<sup>47</sup>

## FAZIT

---

Dieser Überblick hat gezeigt, dass man in den Historischen Museen dabei ist, kreativ nach neuen Sichtweisen, Vermittlungsformen und Objekten zu suchen, die sich für Ausstellungen 100 Jahre nach Kriegsausbruch eignen würden. Insgesamt fällt auf, dass sich fast alle Projekte in inhaltlicher Hinsicht in irgendeiner Art mit dem Alltag der Schweizer Bevölkerung vor 100 Jahren beschäftigen. Dieser Zugang wird von den Museums- und Projektverantwortlichen durch Konzepte angegangen, bei denen der Mensch und/oder die Region – früher und heute – im Zentrum stehen. Hinsichtlich der gewählten Vermittlungsformen wird deutlich, dass einerseits versucht wird, Identifikationsmöglichkeiten zu schaffen und das Publikum in die Ausstellung einzubinden. Andererseits sollen Emotionen und Stimmungen erzeugt und den Besuchenden die Möglichkeit geboten werden, die vergangene Zeit zu «erleben». Diese zwei Ansätze widerspiegeln aktuelle Tendenzen im Ausstellungswesen und lassen sich unter den zwei Stichworten «Dramaturgie»<sup>48</sup> und «Partizipation»<sup>49</sup> im Museum subsumieren. Für Ausstellungen, die das Thema Krieg zum Gegenstand haben und dazu keine Zeitzeugen einbeziehen können, stellen beide Ansätze eine Herausforderung dar.

Die zwei grossen, schweizweit angelegten Ausstellungen versuchen vor allem der dramaturgischen Anforderung gerecht zu werden. So realisiert

das Schweizerische Nationalmuseum eine dramaturgisch-sinnliche Ausstellung, indem es auf die Zeit vor dem Krieg ausweicht – Parfümduft kommt beim Publikum bestimmt besser an als Schützengrabengestank.<sup>50</sup> Bereits bei einer Lektüre des Konzeptpapiers zur besagten Ausstellung wird klar, dass es nicht um eine reflexive Darstellung von sozialen, politischen und historischen Phänomenen und Entwicklungen geht. Vielmehr befällt einen das Gefühl, die «Jährung» des Kriegsausbruchs werde dazu benützt, das Publikum mit einem Abtauchen in eine idealisierte Epoche berauschen zu wollen. Darf sich das Schweizerische Nationalmuseum eine solche assoziative Ausstellung zum Gedenkjahr des Kriegsausbruchs leisten? Die Antwort auf diese Frage fällt je nach Standpunkt anders aus: Aus der Sicht der Geschichtswissenschaft ist sie zu verneinen. Von einem Nationalmuseum erwartet man eine historische Auseinandersetzung mit der Thematik. Aus der Sicht der Ausstellungsmachenden fällt die Antwort allerdings nicht so eindeutig aus. Gerade das Nationalmuseum steht unter wirtschaftlichem Druck und wird primär an Besucherzahlen, Ausstellungskadenzen und Anzahl Prestigeobjekten gemessen. Dass sich das Schweizerische Nationalmuseum des aus diesen unterschiedlichen Ansprüchen entstehenden Spannungsfelds durchaus bewusst ist, beweist die Tatsache, dass im Landesmuseum Zürich auf die beschriebene «Vor 1914»-Ausstellung im August 2014 die Wanderausstellung «14/18 – Die Schweiz und der grosse Krieg» folgt.

Auch die Verantwortlichen der Wanderausstellung «14/18» arbeiten mit einem ausgeprägt dramaturgischen Ansatz – dabei machen sie allerdings eine historische Aussage «erlebbar», die aus Sicht der Historikerinnen und Historiker eigentlich hinterfragt werden müsste: «Die zunehmende Verunsicherung der Schweizer Bevölkerung während des Ersten Weltkriegs führt zum Landesstreik.» Doch handelt es sich um eine klare Aussage, die vom Publikum verstanden und in der Szenografie konsequent umgesetzt wird.

Die Art der Partizipation, wie sie das *Musée jurassien d'art et d'histoire* von Delémont plant, erscheint vielversprechend: Die kulturspartenübergreifende Suche nach Kriegsspuren-Projekten, kombiniert mit einer eigenen, auf das Lokale fokussierten Ausstellung, könnte – sofern tatsächlich Projekte eingereicht werden – auch der Forschung neue Impulse geben. Ebenfalls neue Sichtweisen auf die Geschichte verfolgten die Konzepte von Basel (lokales Fenster zu «14/18») und Solothurn (*Mobiles Fernrohr*), die beide mit Gegenüberstellungen und Bild- beziehungsweise Objektkombinationen zu sozialen Themen arbeiten, wie sie zum Thema des Ersten Weltkriegs bisher nicht bekannt sind.

Zum Schluss dieser Ausführungen möchte ich nun doch noch die Frage aufwerfen, ob Ausstellungen überhaupt das geeignete Medium sind, um schwierige Themen wie Krieg und Krisen darzustellen. Ist es nicht langsam

an der Zeit, Museen vom Druck der zahlreichen «Schlachtjubiläen» zu befreien? Wird heute nicht immer noch das fortgesetzt, was die schweizerische Nationalgeschichte seit über 150 Jahren fordert? Ist der Umgang des Schweizerischen Nationalmuseums mit dem Gedenken an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs vielleicht nicht auch Ausdruck einer Überdrüssigkeit dieser Tradition und zeugt von Mut für neue Perspektiven? Eine publikumswirksame Ausstellung, die einem das Leiden der Menschen nicht explizit vor Augen führt und dennoch an den Krieg erinnert, hat als Idee tatsächlich Potenzial. Als Historikerin und ehemalige Leiterin des Museums Altes Zeughaus bin ich aber der Meinung, dass ein vollständiges Wegschauen und Ausblenden von Krieg und Konflikt im Ausstellungswesen ebenso wenig die Lösung sein kann wie ein Nachstellen von historischen Schlachten. Es lohnt sich, kreativ nach Darstellungs- und Vermittlungsformen zu suchen, die das Thema Krieg sensibel aufgreifen und in seinen vielfältigen Facetten darstellen – ohne Gewalt zu verherrlichen oder zu verteufeln. Gerade in der Schweiz – dem Land, das einerseits mit dem Söldnertum eine intensive Kriegsgeschichte im Ausland besitzt und andererseits weltweit eine wichtige diplomatische Rolle spielt – sehe ich Potenzial für die historischen Museen. Das Museum Altes Zeughaus, das sich «als kulturhistorisches Themenmuseum mit Schwerpunkt Wehrgeschichte» und als «Ort des Dialogs und Reflexion mit einem breiten Publikum zum Thema Konflikte und deren Lösungsansätzen»<sup>51</sup> positionieren will, könnte hier eine Pionierrolle übernehmen. Das Konzept für die neue Dauerausstellung jedenfalls sieht eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Themen Krieg, Waffen, Konflikt und Diplomatie vor und will neben Kriegs- und Waffentechnik vor allem auch die eidgenössische Söldnergeschichte erzählen und eine reflexive Auseinandersetzung mit Bezug zu aktuellen Themen bieten.<sup>52</sup>

Insgesamt dürfen sich historische Ausstellungen generell noch verstärkt die Freiheit nehmen, auch bei Themen rund um den Krieg kreativ und assoziativ zu sein. Dies bedeutet, dass man sich von den bekannten, starren (historischen) Denk-Kategorien und Narrationen zu verabschieden wagt und die Geschichte aus anderen Perspektiven erzählen will.

Eine Ausstellung zum Ersten Weltkrieg oder zum Thema Krieg überhaupt bedeutet weit mehr als militärische Nostalgie-Objekte oder Schulbücher an den Wänden. Das haben die Ausführungen gezeigt. Es ist heute aber keine einfache Aufgabe, das Gleichgewicht zwischen historischer Erzählung und publikumswirksamen Umsetzungsformen, zwischen wirtschaftlichem Druck und aktueller Wissenschaft zu wahren.

## Anmerkungen

---

1 Mit der Diamantfeier wurde an die Mobilmachung im 2. Weltkrieg erinnert. Sie stand im Zeichen der Abwehr gegen Versuche, das traditionelle Geschichtsbild in Frage zu stellen, und diente auch der Bekämpfung der Initiative zur Abschaffung der Armee. Historisches Lexikon der Schweiz, Stichwort «Gedenkfeiern», Bd. 5, Basel 2006, 140f.

2 Das «Soldatendenkmal» blickt auf die nordöstliche Verteidigungsschanze der Solothurner Altstadt und erinnert an die Armeeinghörigen, die der Spanischen Grippe zum Opfer gefallen waren ([http://www.schweiz-foto.ch/Solothurn/Solothurn\\_Skulptur/Bilder.php](http://www.schweiz-foto.ch/Solothurn/Solothurn_Skulptur/Bilder.php)).

3 Im Katalog zur Ausstellung sind alle Ausstellungstexte abgedruckt sowie ein grosser Teil der ausgestellten Objekte abgebildet. Zudem wird die Ausstellungsgestaltung mit Schwarz-Weiss-Fotografien dokumentiert. Museum Altes Zeughaus, Ausstellungsarchiv.

4 So liest man z. B. bei der Texttafel zum Thema «Militärische Bereitschaft»: «Am 2. 8. morgens Alarm durchs Dorf ein Tambour schlägt und verliert den Marschbefehl zum Einrücken aller unserer Soldaten. [...] Auf den Strassen herrscht ein reges Hin und Her. Ganze Familien verabschieden sich voneinander. Ein trauriges Aufwiedersehen wünschen sich alle, mit der stillen Hoffnung, dass der Krieg nicht lange dauern werde [...]. Am Abend bei Tisch erklärte uns unsere liebe Mutter, was so ein Krieg alles Ungutes bringe, dass wir jetzt erst recht zusammenhalten müssen. Der Vater an der Grenze, das bringe wenig Geld ein. Jetzt heisse es noch mehr sparen, wenn wir nicht hungern wollen.» Ohne Quellenangabe zit. in: Museum Altes Zeughaus, Katalog zur Ausstellung «Vor 75 Jahren... Eine Mobilmachung», Bereich

Militärische Bereitschaft.

5 Museum Altes Zeughaus, Katalog zur Ausstellung «Vor 75 Jahren... Eine Mobilmachung», Legende zur Vitrine «Wirtschaftliche Landesverteidigung...».

6 Im Rahmen dieses Aufsatzes wurden diverse historische Museen in der deutschen und französischen Schweiz nach der Präsenz des Ersten Weltkriegs in der permanenten Ausstellung befragt. Für die Auflistung der befragten Museen vgl. Anm. 16.

7 Museum Altes Zeughaus, Katalog zur Ausstellung «Vor 75 Jahren... Eine Mobilmachung», Abdruck der Rede des damaligen Regierungsrats Max Egger in der Einleitung.

8 Ebd., Abdruck der Rede des damaligen Museumsleiters Marco Leutenegger in der Einleitung.

9 Vgl. auch Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen. Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: *Traverse*, 2011/3, 123–141, sowie Anm. 11.

10 Ebd.

11 Als die fünf Kernpunkte des Ersten Weltkriegs nennen Kuhn und Ziegler: 1. Kulturelle Zerreihsprobe zwischen Deutschschweiz und Romandie, 2. Soziale Zerreihsprobe durch Teuerung, wirtschaftliche Lage der Soldatenfamilie, mangelhafte Vorsorgeleistungen des Staats, 3. Im «Landesstreik» stand die Schweiz vor einer Revolution, entschied sich für den Weg zum Friedensabkommen, 4. Neutralitätsdeklaration bei Kriegausbruch, Neutralitätsverletzungen durch öffentliche Personen, Versorgungsfragen waren Herausforderung für Neutralitätspolitik, 5. Verteidigungswille und -fähigkeit der Armee waren nicht diskutabel, allfällige Probleme lagen bei General Wille und seiner Deutschfreundlichkeit. Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen: Zur Geschichte der Schweiz im

Ersten Weltkrieg, in: *Traverse* 2011/3, 123.

12 An den Schweizerischen Geschichtstagen 2013 wurde in einem Panel die Frage nach der Verantwortung von Historikerinnen und Historikern bei historischen Jubiläen bzw. Gedenkanlässen aufgeworfen und diskutiert. Man war sich einig, dass historische Jubiläen Chancen für Historikerinnen und Historiker sind, nicht nur neue Forschungsergebnisse zu gewinnen, sondern diese auch einem breiten Publikum zu kommunizieren. Schweizerische Geschichtstage 2013, «global – lokal», Panel «1315, 1415, 1515, 1815: Die Eidgenossenschaft im Wechselspiel mit den europäischen Mächten» unter der Leitung von Prof. Thomas Maissen, Heidelberg.

13 Die Verfasserin dieses Aufsatzes leitete das Museum Altes Zeughaus von 2009 bis 2013 und trug dort zur Neuausrichtung und Professionalisierung des Hauses bei. Seit Mai 2013 ist sie Leiterin des Historischen Museums Baden.

14 An dieser Stelle möchte ich mich bei folgenden Personen bedanken, die mir teils mehrmals bereitwillig Auskunft gegeben und mich dadurch beim Verfassen dieses Aufsatzes massgeblich unterstützt haben: Franz Egger (Basel), Nathalie Fleury (Delémont), Bertrand Mazeirat (Genf), Sylviane Musy (La Chaux-de-Fonds), Marc Limat, Saskia Klaassen (Liestal), Peter Kaiser (Olten), Martin Huber (Schaffhausen), Rebecca Sanders, Andreas Spillmann, Juri Steiner, Stefan Zweifel (Zürich), Thomas Buomberger, Severin Rüegg (Verein Die Schweiz im Ersten Weltkrieg).

15 In der Deutschschweiz wurden die historischen Museen von Baden, Basel, Liestal, Luzern, Olten, Schaffhausen berücksichtigt, in der französischen Schweiz waren es die Musées d'art et d'histoire von Genf und Fribourg, das Musée d'histoire von La Chaux-

- de-Fonds und das Musée jurassien d'art et d'histoire von Delémont.
- 16 Konzept zur Wechselausstellung «1900 bis 1914. Die Zeit vor dem Grossen Krieg» (Arbeitstitel) im Landesmuseum Zürich, Juri Steiner und Stefan Zweifel, 23.3.2013, 1.
- 17 Ebd.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd., 2.
- 21 Ebd., 3.
- 22 Ebd., 2.
- 23 Schreiben des Vereins oberrheinischer Museums-Pass an die Mitgliedsmuseen des Vereins, Basel, 13. August 2012.
- 24 Projektbeschreibung «Blick auf den 1. Weltkrieg», Museum BL, 2.
- 25 Ebd., 1.
- 26 Musée jurassien d'art et d'histoire, Delémont, Dossier zum Thema 2014–2015, o. A.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Konzept des Vereins «Die Schweiz im Ersten Weltkrieg». «14/18 Die Schweiz und der grosse Krieg: eine Wanderausstellung thematisiert die Bedeutung des ersten Weltkriegs für die Schweiz», Mai 2012, 3.
- 30 Ebd., 10.
- 31 Ebd., 10.
- 32 Ebd., 14.
- 33 Ebd., 14.
- 34 Am Sinergia-Projekt beteiligt sind die Universitäten Zürich (Prof. Dr. Jakob Tanner, Leitung), Bern (PD Dr. Daniel Marc Segesser), Genf (Prof. Dr. Irène Hermann) und Luzern (Prof. Dr. Aram Mattioli). Das vom Nationalfonds finanzierte Projekt fokussiert auf die dynamische Veränderung der Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im Krieg und fragt nach den vielfältigen Austausch- und Interaktionsprozessen zwischen der Schweiz und den Krieg führenden Ländern sowie nach den Handlungsspielräumen eines neutralen Kleinstaates im Krieg ([http://www.hist.unibe.ch/content/forschungsprojekte/die\\_schweiz\\_im\\_ersten\\_weltkrieg/index\\_ger.html](http://www.hist.unibe.ch/content/forschungsprojekte/die_schweiz_im_ersten_weltkrieg/index_ger.html)).
- 35 Gemäss Aussage von Severin Rüegg, Projektleiter der Ausstellung, vom 29. Juli 2013.
- 36 Ebenfalls nicht Teil der Untersuchung sind Themenmuseen (z. B. das Museum für Kommunikation, das zusammen mit der Nationalbibliothek eine Ausstellung zum Thema Propaganda im Ersten Weltkrieg realisieren wird), Kunstmuseen oder privat geführte Museen.
- 37 Hierzu gehören unter vielen anderen das Schweizerische Militärmuseum Full mit dem Festungsmuseum Reuenthal, die Stiftung Historisches Armeematerial Schweiz (HAM), das Militärmuseum St. Lutzisteig oder das Festungsmuseum Hospitz, St. Gotthard, welches Ausrüstungsgegenstände und alte Uniformen, Videofilme und Aufzeichnungen über Leben und Arbeit während der Zeit des Ersten Weltkriegs zeigt.
- 38 Museumskonzept 2012, Museum Altes Zeughaus Solothurn, 5 (<http://www.museum-alteszeughaus.ch/maz/aktuell>).
- 39 Ebd., 5.
- 40 Museum Altes Zeughaus, Konzeptdossier Mobiles Fernrohr, Januar 2013, 6.
- 41 Ebd.
- 42 Ebd.
- 43 Ebd., 8.
- 44 Ebd., 10.
- 45 Ebd., 11. Ein ähnliches Konzept besitzt auch das lokale Fenster des Historischen Museums Basel zur «14/18»-Ausstellung. Man will hier nicht nur mit Bildmaterial arbeiten, sondern auch Alltagsgegenstände aus dem Zivilbereich integrieren, vgl. Seite 319f.
- 46 «Während sich bisherige Forschungen häufig auf einer sehr generellen Ebene bewegen, stellt die lokale Perspektive der Geschlechtergeschichte, der Wirtschafts-, aber auch der Militärgeschichte ein Desiderat dar. [...]» Vgl. Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler, Dominantes Narrativ und drängende Forschungsfragen: Zur Geschichte der Schweiz im Ersten Weltkrieg, in: Traverse 2011/13, 136.
- 47 Museum Altes Zeughaus, Konzeptdossier Mobiles Fernrohr, Januar 2013, 12.
- 48 In der Reihe x-Positionen widmet das Stapferhaus Lenzburg im September 2013 eine Tagung dem Thema «Dramaturgie und Narration in der Ausstellungsarbeit». Ausserdem erschien 2010 das Buch zum Thema: Werner Hanak-Lettner, Die Ausstellung als Drama: Wie das Museum aus dem Theater entstand, Bielefeld 2010.
- 49 Zum Stichwort «Partizipation im Museum» ist jüngst ein Buch erschienen, vgl. Susanne Gesser, Martin Handschin, Angela Jannelli, Sibylle Lichtensteiger (Hg.), Das partizipative Museum: Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen, Bielefeld 2012.
- 50 Das Imperial War Museum (London) hat den Ersten Weltkrieg in seiner Dauerausstellung im Untergeschoss als Gang durch stinkende Schützengräben inszeniert. Die Museen in England scheuen es nicht, auch den Krieg erlebbar zu machen.
- 51 Vgl. Anmerkung 38.
- 52 Carol Nater Cartier, The Concept for a New Permanent Exhibition at the Museum Altes Zeughaus, in: Wolfgang Muchitsch (Hg.), Does War Belong in Museums? The Representation of Violence in Exhibitions, Bielefeld 2013, S. 107–114.

## Bildnachweise

---

- 1 Katalog zur Ausstellung «Vor 75 Jahren ... eine Mobilmachung», 1989, Museum Altes Zeughaus Solothurn.
- 2 Dauerausstellung «Geschichte Schweiz» im Landesmuseum Zürich, Situation 2013, Schweizerisches Nationalmuseum.
- 3 Raumentwurf für Wanderausstellung «14/18 Die Schweiz und der grosse Krieg», Juli 2013, raumprodukt GmbH, Zürich.
- 4 Katalog zur Ausstellung «Vor 75 Jahren ... eine Mobilmachung», 1989, Museum Altes Zeughaus Solothurn.
- 5 Musée jurassien d'art et d'histoire, Delémont (MJAH), Fotografie von Pierre Montavon.
- 6 Belagerungsspiel «Wir halten fest». Spielbrett mit elf farbigen Spielsteinen aus Holz, Editions SPES, LM 117784, Schweizerisches Nationalmuseum.
- 7 Projekt Mobiles Fernrohr (nicht realisiert), Gestaltungsentwurf 2012, Stauffenegger + Stutz GmbH, Basel.

# AUTORINNEN UND AUTOREN

Giuliano Bruhin

geboren 1984 in Winterthur, B.A., studiert an der Universität Zürich im Master Theorie und Geschichte der Fotografie. Sein Forschungsinteresse liegt auf dem Gebiet der Schweizer Militär- und Industriefotografie. Er bearbeitet aktuell für das Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich das Firmenfotoarchiv der Landis & Gyr AG.

Jan Hodel

geboren 1965, Dr. des., lebt in Basel. Er ist Dozent für Geschichte und Geschichtsdidaktik an der Professur für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften und ihre Disziplinen, Pädagogische Hochschule FHNW (Brugg und Basel). Er leitete bis 2004 das Team «Web» bei ecos, einer Kommunikationsagentur für nachhaltige Entwicklung in Basel, und war 1997 Mitbegründer von «hist.net» (gemeinsam mit Peter Haber), einer Webplattform für Geschichte und Digitale Medien. Forschungsschwerpunkte sind historische Lernprozesse im Geschichtsunterricht und mit digitalen Medien.

Rudolf Jaun

geboren 1948, Prof. Dr. phil., lebt in Zürich. Er war bis 2012 hauptamtlicher Dozent für Militärgeschichte an der MILAK/ETH. An der Universität Zürich lehrt und forscht er zur Sozial- und Militärgeschichte der Schweizer Armee. Er ist Autor von *Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierskorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle* (Chronos, Zürich 1999) und des biografischen Artikels zu General Ulrich Wille im *Historischen Lexikon der Schweiz*.

Juri Jaquemet

geboren 1976, Dr. phil., lebt in Biel. Er ist Historiker und arbeitet als Sammlungskurator für Informations- und Kommunikationstechnologie im Museum für Kommunikation in Bern. Während des Studiums arbeitete er über

Jahre im Forschungsdienst der Eidgenössischen Militärbibliothek / Bibliothek am Guisanplatz. Eines seiner Kernthemen sind Fortifikationen und Befestigungen, speziell die Landesbefestigung im Berner Seeland 1815–1918. In dieser Region bietet er regelmässig Führungen zum Thema Fortifikation Murten an.

### Elisabeth Joris

---

geboren 1946, Dr. phil., lebt als freischaffende Historikerin in Zürich. Sie veröffentlichte eine Vielzahl von Beiträgen sowie einige Standardwerke zur Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die entlohnte und die gratis geleistete Arbeit von Frauen sowie die Entwicklung sozialer Bewegungen.

### Andreas Kley

---

geboren 1959 in St. Gallen, Prof. Dr. rer. publ., wohnt in Zürich und hat eine Professur für öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte sowie Staats- und Rechtsphilosophie an der Universität Zürich inne. Der Schwerpunkt seiner Publikationstätigkeit liegt in der Staatsphilosophie sowie in der Verfassungsgeschichte. Er veröffentlichte den Band *Geschichte des öffentlichen Rechts der Schweiz* (Dike-Verlag, Zürich/St. Gallen 2011).

### Christian Koller

---

geboren 1971, Prof. Dr. phil., lebt in Llanfairfechan (Wales) und Zürich. Er ist Reader an der Bangor University, Titularprofessor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich und designierter Direktor des Schweizerischen Sozialarchivs. Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre gehören der Erste Weltkrieg, ArbeiterInnen-, Sport- und Militärgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Erinnerungskulturen, die Geschichte von Rassismus und Nationalismus sowie interkulturelle Kontakte und transnationale Verflechtungen.

### Konrad J. Kuhn

---

geboren 1978, Dr. phil., ist Historiker und Kulturwissenschaftler und lebt in Zürich. Seit 2012 arbeitet er als wissenschaftlicher Assistent am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört die Brauch-/Ritualforschung und die Wissensgeschichte des Fachs Volkskunde/Kulturwissenschaft. Publiziert hat

er zur Kulturgeschichte des Politischen, zur Tourismusgeschichte und zu sozialen Bewegungen. Ein spezielles Interesse gilt Fragen der Geschichts- und Erinnerungskultur.

### Anna Lehninger

geboren 1979 in Wien, Dr. phil., lebt und arbeitet als Kunsthistorikerin in Zürich. Seit 2010 befasst sie sich mit dem Archiv der Kinder- und Jugendzeichnung in Zürich. Seit August 2012 forscht sie als Postdoc am Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich über kommerzielle Zeichenwettbewerbe für Schweizer Kinder zwischen 1935 und 1985. Neben ihren Schwerpunkten der Ikonografie der Kinderzeichnung und dem Verhältnis von Zeichenwettbewerb und Zeichenunterricht forscht und publiziert sie über Künstlerinnen und Künstler in der Psychiatrie und über Stickerei als autobiografisch-künstlerisches Verfahren.

### Pirmin Meier

geboren 1947 in Würenlingen, Dr. phil., dipl. Gymnasiallehrer, ist Publizist und lebt in Rickenbach bei Beromünster und St. Ursen/FR. Er erteilte während drei Jahrzehnten in allen Schweizer Kantonen Lehrerinnen- und Lehrerfortbildungskurse in historischer Landeskunde und wurde für seine historisch-biografischen Studien, die vom Mittelalter bis in die neuere Zeitgeschichte reichen, mit Literaturpreisen im süddeutschen Raum und in der Schweiz ausgezeichnet. Als Autor des Jugendbuchs *Sankt Gotthard und der Schmied von Göschenen* (SJW-Verlag, Zürich 2012) liest er regelmässig auch in Schulen.

### Carol Nater Cartier

geboren 1978, Dr. phil., Historikerin, lebt in Zürich und leitet seit 2013 das Historische Museum Baden. Von 2009 bis 2013 war sie als Leiterin des Museums Altes Zeughaus massgeblich an der Neukonzipierung und Ausrichtung dieses kantonalen Museums beteiligt.

### Peter Neumann

geboren 1956 in Zürich, lic. phil., beschäftigt sich seit seiner Studienzeit mit dem Thema «Film als historische Quelle». Er war Journalist, Filmkritiker und Moderator bei Radio 24 und beim Schweizer Fernsehen. Heute ist er Lehrer für Geschichte und Medienkunde an der Kantonsschule Hohe Promenade in Zürich. Daneben arbeitet er als Filmautor und in der Erwachsenenbildung.

### Karoline Oehme-Jüngling

---

geboren 1981, Dr. des., Musikethnologin und Kulturwissenschaftlerin, lebt in Basel. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der kulturwissenschaftlichen Musik- und Klangforschung. Insbesondere interessieren sie Fragen, wie über Musik und Klang kulturelle Identität hergestellt und verhandelt wird. Aktuell ist sie am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel und als Leiterin des Schweizerischen Volksliedarchivs beschäftigt.

### Dominik Sauerländer

---

geboren 1960 in Aarau, wo er noch heute wohnt, Dr. phil. Er arbeitet als freischaffender Historiker, seit 1998 betreibt er zusammen mit seiner Frau Susanne Mangold in Aarau ein «Büro für Geschichte». Er publiziert regelmässig zur Aargauer Regionalgeschichte. Daneben ist er Dozent für Geschichtsdidaktik am Institut Sekundarstufe I der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz.

### Michel Schultheiss

---

geboren 1982, lic. phil., lebt in Basel. Er ist seit 2013 als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Lausanne im Rahmen eines Nationalfondsprojekts zur Verarbeitung historischer Ereignisse in der spanischen und lateinamerikanischen Literatur tätig. Er studierte Geschichte und Iberoromanistik in Basel und Mexiko-Stadt und absolvierte die Lehrerausbildung für die Sekundarstufe II an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz.

### David Tréfás

---

geboren 1974, Dr. phil., lebt in Basel. Er ist Fachreferent für Geschichte an der Universitätsbibliothek Basel und freischaffender Historiker in Basel. Von 2006 bis 2009 leitete er ein Projekt zu europäischer Öffentlichkeit und Identität im Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft an der Universität Zürich. Zurzeit bereitet er eine Ausstellung zum Ersten Weltkrieg in der Region Basel vor.

### Julia Thyroff

---

geboren 1988 in Bayreuth, M. A., lebt in Reinach. Sie ist seit 2013 als wissenschaftliche Assistentin am Forschungs- und Studienzentrum für Pädagogik der Universität Basel und der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz tätig. Sie studierte Erziehungs- und Geschichtswissenschaften. Zu ihren Interessens- und Arbeitsschwerpunkten zählen Lehrmittel, Geschichtskultur und ausserschulische Lernorte.

### Adrian E. Wettstein

---

geboren 1979, Dr. phil., lebt in Lyss. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Dozentur Strategische Studien der Militärakademie an der ETH Zürich. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört die Operations- und Taktikgeschichte im Zeitalter der Weltkriege. Daneben hat er im Rahmen eines international vergleichenden Projektes zu Kriegsbildern und Kriegsvorstellungen zwischen 1870 und 1914 geforscht. Derzeit arbeitet er an einem Buch über Kriegsherren und ihre Strategien.

### Béatrice Ziegler

---

geboren 1951, Prof. Dr. phil., wohnt in Bern, führt Lehrveranstaltungen als Titularprofessorin für Neueste Geschichte an der Universität Zürich durch und leitet das Zentrum Politische Bildung und Geschichtsdidaktik PH FHNW am Zentrum der Demokratie Aarau ZDA. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Geschichtskultur, Politische Bildung und aktuell Geschichtskultur zur Schweiz im Ersten Weltkrieg.



## IMPRESSUM

---

Mit Beiträgen haben das Buchprojekt unterstützt:

Paul Schiller Stiftung  
Freiwillige Akademische Gesellschaft Basel  
Schweizerische Nationalspende  
Emil und Rosa Richterich-Beck Stiftung



Die Forschung für das Buch hat unterstützt:

Robert Schwarzenbach-Fonds, Universität Zürich

Dieses Buch ist nach den aktuellen Rechtschreibregeln verfasst. Quellenzitate werden jedoch in originaler Schreibweise wiedergegeben. Hinzufügungen sind in [eckigen Klammern] eingeschlossen, Auslassungen mit [...] gekennzeichnet.

Lektorat:

Regula Bühler, hier + jetzt

Gestaltung und Satz:

Simone Farner, hier + jetzt

Bildverarbeitung:

Humm dtp, Matzingen

© 2014

hier + jetzt,

Verlag für Kultur und

Geschichte GmbH, Baden

[www.hierundjetzt.ch](http://www.hierundjetzt.ch)

ISBN 978-3-03919-316-5